

Digitized by Google

0902 32
1781
1801
[redacted]

Library of
Princeton University.



Germanic
Seminary.

Presented by
The Class of 1891.

Digitized by Google

Digitized by Google

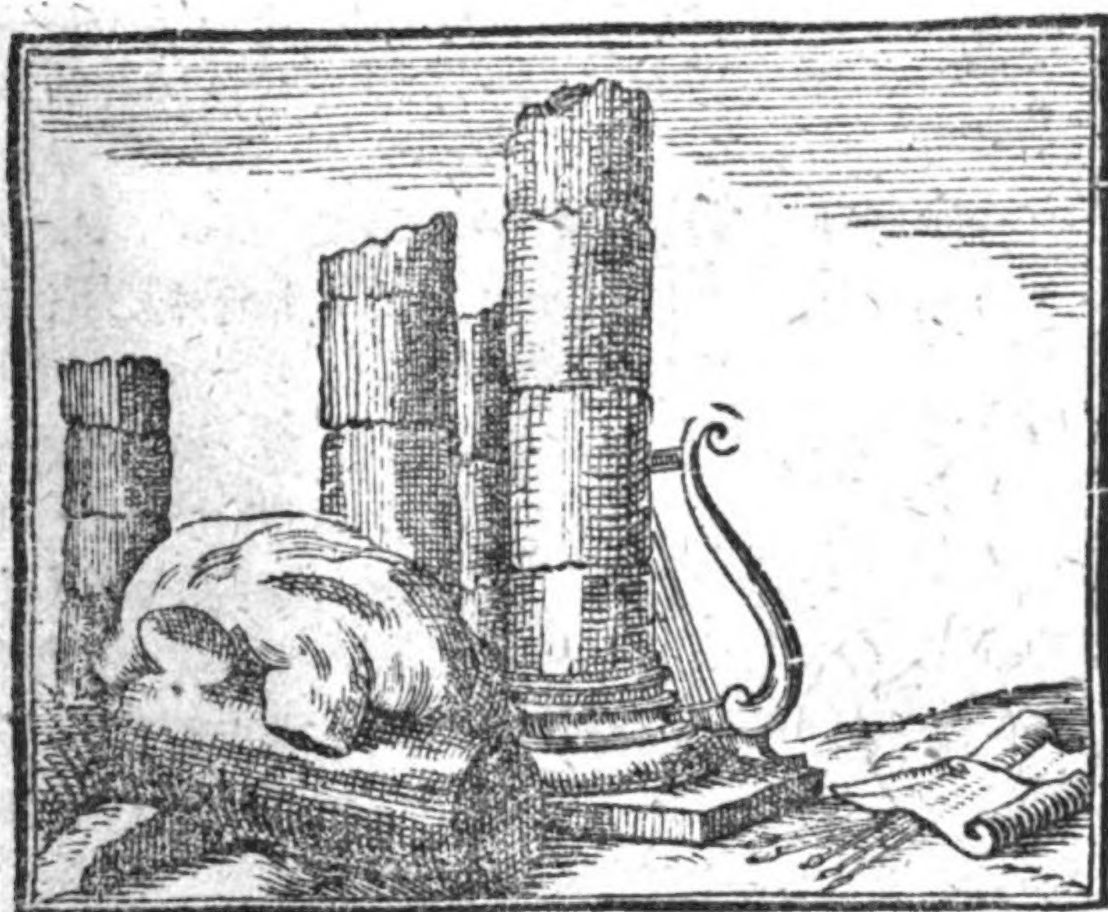
Digitized by Google

Digitized by Google



Digitized by Google

Neue Bibliothek
der schönen
Wissenschaften
und
der freyen Künste.



Fünf und sechzigsten Bandes erstes Stück.

Leipzig,
In der Dyckischen Buchhandlung,
1801.

Digitized by Google

Digitized by Google

Ueber einen arabischen Roman des Hariri von Ernst Fried. Karl Rosenmüller, Professor der arabischen Sprache zu Leipzig.

Hariri's Mekamat sind längst als eines der glänzendsten Produkte der arabischen Beredtsamkeit und Dichtkunst berühmt. Die Stücke, welche Albert Schultens von diesem Werk bekannt gemacht hat, befinden sich in den Händen aller Freunde der arabischen Litteratur. Von der Beschaffenheit und dem Plan des Ganzen scheint man sich indeß häufig eine ganz irrige Vorstellung zu machen. Dieß läßt sich wenigstens daraus schließen, weil das philosophisch-moralische Buch in der Sammlung der heiligen Schriften der Hebräer, welches den Namen Koheleth führt, neuerdings so oft mit jenen arabischem Werke verglichen wird. [1])

1) Z. B. von J. C. Döderlein in den Scholiis in libros V. T. poeticos, p. 170. und von H. E.

0902.
1781
520487

Einige Bemerkungen, deren Zweck ist, zu einer richtigen Ansicht des letzteren zu leiten, dürften daher weder überflüßig, noch auch dem Ausleger des A. T. uninteressant seyn.

Der Verfasser dieses Aufsatzes hatte Gelegenheit, sich mit dem ganzen Werk des arabischen Dichters genauer bekannt zu machen, da die Universitäts-Bibliothek zu Leipzig eine vollständige Handschrift der funfzig Mekamat des Hariri besitzt, von welchen bis jetzt nur neune [2]) durch den Druck bekannt gemacht worden sind. Der Titel jener Handschrift ist folgender:

G. Paulus in dem von ihm herausgegebenen Neuen Repertorio für bibl. u. morgenl. Litterat. 1. B. S. 202. 205. 210.

2) Die sechs ersten hat bekanntlich A. Schultens mit einer lateinischen Uebersetzung und mit Anmerkungen zu Leyden 1731. und 1740. in 4., den sechs und zwanzigsten aber J. J. Reiske mit einer lateinischen Uebersetzung und mit den arabischen Scholien zu Leipzig 1737. 4. herausgegeben. Den fünf und vierzigsten Consessus findet man im Magazin Encyclopedique T. II. (1795.) No. VI. p. 279 — 285. von Venture französisch übersetzt. Den funfzigsten gab Joh. Uri mit einer lateinischen Uebersetzung und mit arabischen Scholien zu Oxford 1774. 4. heraus, wie ich aus Herrn Prof. Schnurrer's Biblioth. Arab. P. II (Tubing. 1800. 4.) p. 37. sehe, in welcher Schrift man überhaupt vollständige litterarische Nachrichten von den bis jetzt aus Hariri's Werk bekannt gemachten Stücken findet.

Digitized by Google

المقامات الخمسون للشيخ الامام ابي محمّد القاسم بن علي الحريري البصري ۞ مع الشرح ۞

اقسمت بالله واياته
ومشعر الحج وميقاته
ان الحريري حري بان
يكتب بالتبر مقاماته ۞ [3]) } للزمخشري

Abi Mohammed al Kasem ben Ali Haririi Basrensis Quinquaginta Consessus Arabici cum Scholiis. Ex Codice Msc, SS. R. R. Abrah. Hinkelmanni et postea Jo. C. Wolfii descripsit sibi Joannes Jacobus Reiske *) Medic. D. et Prof. Ling. Arab. in Acad. Lips. nec non Scholae Nicol. Rector longe celeberrimus, ex cujus Msto. sibi codicem hunc exaravit Joannes Christianus Krüger, A. M. Ecclesiae Crimmitiensis prope Cyg-

3) D. i. „Ich schwör's bey dem Höchsten und bey seinem Worte, bey dem Heiligthum der Wallfahrt (der Kjâbe) und bey ihren Standplätzen (s. d'Ohsson's Allgem. Schilderung des Othmanischen Reichs II. B. S. 37. der deutsch. Uebers.): Hariri's Mekâmat verdienen mit lauterm Golde geschrieben zu werden!"

*) Vergl. J. J. Reiske's von ihm selbst aufgesetzte Lebensbeschreibung, S. 14.

neam *) Diaconus, A. R. S. MDCCLXV. 501 Seiten in gewöhnlichem Quartformat.

Der Hinkelmannische Codex, aus welchem diese Abschrift herstammt, war, der Nachschrift am Ende zufolge, am 8 des ersten Dschommada des Jahres 1037 (1628) vollendet worden. In dieser Krügerschen Abschrift steht immer auf der Columne zur rechten Hand der Härirische Text, auf der gegenüberstehenden Columne zur Linken sind die Scholien befindlich, deren Verfasser ich nirgends genannt finde. Sie sind sehr kurz, und verdienen mehr Glossen genannt zu werden, da sie blos die seltenern Ausdrücke des Dichters ganz kurz durch gewöhnlichere erklären, auf Erläuterungen sprüchwörtlicher Redensarten, historischer Anspielungen u. dgl. sich aber fast gar nicht einlassen. Die Worte des Textes, auf welche sich diese Scholien beziehen, sind mit Ziffern bezeichnet. Zu den sechs ersten Mekamat hat Krüger theils am Rande, theils auf eingehefteten Blättern A. Schultens's Anmerkungen aus dessen Ausgabe beygeschrieben, und auch sonst durch das ganze Buch häufig die lateinischen Bedeutungen einzelner Wörter über dieselben gesetzt, jedoch im Anfange häufiger als gegen das Ende. 4) Die

*) Crimmitzschau bey Zwickau.

4) Die Bedeutungen sind aber öfters falsch angege-

Mekamat nebst den Scholien gehen nur bis S. 487. Den übrigen Raum von S. 488 bis 501. nehmen zwey Lobgedichte auf Hariri

ben. Ich kann hier nicht mehr als ein Beyspiel anführen. Zu Anfang des neun und vierzigsten Consessus sagt Abu=Zeid zu seinem Sohne: ومثلك لا تقرع له العصا ولا ينبّه في طرق الحصي Hier hat Krüger über die ersten Worte geschrieben: tui simili baculus non frangitur, über ينبّه steht vincitur, über الحصي prudentia, darunter aber: glarearum, zum Beweis, daß er selbst über die Bedeutung des letzten Worts ungewiß war. Die ersten Worte, مثلك لا تقرع له العصا sind wörtlich so zu übersetzen: tui simili non pulsatur baculus. Die Redensart: قرع له العصا pulsavit ei baculum, ist sprüchwörtlich, und bedeutet: monstravit ei tacitis signis, quid faciendum sit. Den Ursprung dieses Sprüchworts erzählt Taurizi in seinem Commentar zu einem Gedicht der Hamasa ausführlich. Diese Erzählung hat A. Schultens in den Anmerkungen zu den Monumentis vetustioribus Arabiae (Leidae, 1740. 4.) p. 41. fgg. vollständig excerpirt, und beynahe mit denselben Worten, aber mit ein paar andern Sagen vermehrt, findet man sie bey Meidani (No. 146. in der Handschrift der hiesigen Universitäts=Bibliothek). Die letztern Worte aber: ولا ينبّه في طرق الحصي heißen wörtlich, neque edocetur [tui similis] sortilegio, quod lapillorum

Digitized by Google

nebst des Letztern Beantwortung und Danksagung ein. Diese drey Gedichte sind mit einer lateinischen Uebersetzung begleitet, deren Verfasser nicht angegeben ist.

---

jactu fieri solet. Zur Erläuterung dieser Redensart muß ich die Erklärung hieher setzen, welche Meidani von dem Sprüchworte: يطرق اعمي والبصير جاهل Vaticinatur coecus filicum jactu, sed cui videndi facultas est, nihil intelligit (No. 5756.) giebt: الطرق الضرب بالحصي وهو نوع من الكهانة، يضرب لمن يتصرف في امر ولا يعلم مصالحه فيخبره بالمصلحة غيره من خارج طرق Verbum hoc loco significat: lapillorum jactu contendere, quod est genus ariolandi. Usurpatur de eo, qui diu multumque in negostio aliquo versatus, tamen id apte et concinne tractare non didicit, sed rectum illud tractandi modum discere debet ab alio, qui in eiusmodi negotio peregrinus est. Aus Alle dem erhellt, daß der Sinn der beyden von Hariri gebrauchten sprüchwörtlichen Redensarten dieser ist: ein Mann wie Du, braucht sich bey den Vorfällen, die ihm begegnen, nicht erst von Andern Winke geben, oder durch Wahrsagerkünste belehren zu lassen. Damit stimmt die Erklärung überein, welche Meidani (No. 4316.) von dem

Das Werk, welches Hariri Mekamat [5]) überschrieben hat, enthält einen Roman, dessen Held, Abu-Zeid aus Serudsch (einer Stadt in Dschezire), ein Abenteurer, ein Glücksritter ist, der, ohne eine bestimmte Lebensart erwählt zu haben, allenthalben umher schweift, an jedem Ort unter einer andern Gestalt erscheint, und unerschöpflich an Mitteln ist, sich auf Anderer Kosten eine gute Mahlzeit und eine volle Börse zu verschaffen, indem er bald durch die rührendsten Vorstellungen und Erzählungen erlittener Unfälle Mitleiden, bald durch weise Sittenlehren Hochach-

Sprüchworte giebt: لا تقرع له العصا ولا تقلقل له الحصي Non pulsatur ei baculis, neque pro eo lapilli jactantur: يضرب للمحنك المجرب dicitur de homine experto et rerum usu subacto.

5) D. i. Zusammenkünfte, Erzählungen von dem was vor einer Menge zusammen gekommenen Volks vorgegangen und gesprochen worden ist. Den Sinn dieser Ueberschrift hat Reiske in den Annotatt. historicis ad Abulfedae Annales Moslem. T. III, p. 728. am besten entwickelt. Da wir kein deutsches Wort haben, welches die Bedeutung des arabischen Titels, der überhaupt mehreren Werken einer gewissen Gattung eigen ist, vollständig und passend ausdrückt; so ist es wohl am besten, das arabische Wort beyzubehalten.

tung, bald durch bezaubernde Beredtsamkeit Bewunderung für sich zu erregen weiß.

Die Erzählung der Schicksale, Schwänke und Reden dieses Vorbildes eines Gusman d'Alfarache [6]) legt der Dichter dem Hareth Ibn Hemmam aus Basra in den Mund. Dieser Hareth trifft auf seinen Wanderungen und Reisen, die er theils in Geschäften, theils um sich zu zerstreuen, theils aus Wißbegierde unternimmt, an jedem Ort, wohin er kommt, den Helden dieses Romans bald in einer Versammlung von Gelehrten an, unter welchen er sich durch Deklamiren trefflicher Gedichte aus dem Stegreife, weiser Sittensprüche und Lebensregeln auszeichnet, bald auf öffentlichen Plätzen, wo er durch die beredteste Erzählung seiner Schicksaale die Theilnahme des um ihn versammelten Volks immer zu seinem Vortheil zu lenken weiß, bald vor einem Gerichtshof, wo er sogar einem Kadi Gold entlockt. Ein wahrer Proteus, erscheint er in funfzigerley Gestalt; jetzt als Lahmer, dann als Blinder, jetzt als ein verarmter Gelehrter, dann als ein Mann, der ehedem hohe Ehren-

6) Der arabische Ursprung dieser, durch Le Sage's Bearbeitung auch unter uns bekannten spanischen Novelle verräth sich schon durch den Namen des Helden derselben: عثمان الفرج Osman der lustige.

stellen bekleidete, den aber Cabale und Neid von seiner Höhe herabstürzten. Selbst Hareth, sein alter Bekannter, erkennt meistens nur erst nach einiger Zeit bald durch diesen, bald durch jenen Zufall in dem sonderbaren Alten im Bettlerkleide den verschmitzten Alten aus Serudsch.

So schildert uns der Dichter selbst seinen Helden: [7]) „Zu Holwan, erzählt Hareth, traf ich den Abu-Zeid aus Serudsch, der sich in die Form jedes Stammbaums einfugte, und den Pfad jedes Wegs betrat, auf dem es Etwas zu gewinnen gab. Bald rühmte er sich, ein Abkömmling Sasan's [8]) zu seyn, bald zählte er sich zu dem Fürstenstamm der Gassaniden. [9]) Jetzt erschien er im einfachen Gewand eines Poeten, dann trat er wieder im

7) In der zweyten Mekâmet, S. 48. fgg. der Schultens. Ausg.

8) Teneatur, — — — Sasanidarum in Persia imperio per Saracenos extincto, et Muhammedanismo invecto, complures Persas, veteris religionis tenaces, per omnes provincias diffugisse, eaque occasione multos impostores sese domo ista regnatrice olim Sasanidarum oriundos jactasse. Haec ex Scholiaste. Schultens ad Consess. II. p. 51.

9) Könige aus diesem alten Stamme hatten lange vor Mohammeds Zeiten in Jemen regiert. S. Pockock's Specim. Hist. Arab. p 75. fgg. Herbelots Oriental. Biblioth. unter Gassaniah.

Pomp der Größe einher. Aber in jeder Gestalt, in die er sich verwandelte, zierten ihn eine heitre Miene, unterhaltende Erzählungen, einnehmende Reden, weise Aussprüche, überströmende Beredtsamkeit, hinreißende Deklamationen aus dem Stegreif, treffliche Bildung des Geistes und der Sitten, Vorschreiten zu den höchsten Gipfeln der Wissenschaften. Dieser glänzende Schmuck verhüllte seine Gebrechen, daß man durch den Reichthum seines fruchtbaren Geistes zu ihm hingezogen wurde, und er durch den Zauber seiner allgewaltigen Beredtsamkeit was er wollte erlangen konnte."

Die vollständigste und treffendste Charakteristik dieses Abenteurers geben uns aber die Ermahnungen und Regeln, die er seinem Sohne als Vermächtniß hinterläßt. Der Dichter begnügt sich nicht damit, uns die Aussenseite seines Helden nach allen Schattirungen gezeichnet zu haben, er will uns auch sein Inneres zeigen. Nachdem wir in einer Reihe von Handlungen gesehen haben, wie er war, sollen wir nun auch erfahren, warum er so war, warum er so und nicht anders gehandelt habe; wir sollen mit den Motiven seines Betragens bekannt gemacht werden. Das Vehikel, dessen sich der Dichter zu diesem Endzweck bedient, konnte kaum glücklicher gewählt werden, als indem Abu-Zeid selbst seinen Sohn in die

Geheimnisse der Politik seines Ordens einweihet, und ihm Regeln giebt, wie er es anfangen müsse, um in die Fußtapfen seines Vaters zu treten, und, wie dieser, ein würdiger Obermeister der Landstreicher- und Abenteurer-Zunft zu werden. So originell der Einfall selbst ist, mit so vieler Laune und Satyre ist er ausgeführt. Die Gränzen dieses Aufsatzes gestatten es nicht, den ganzen neun und vierzigsten Abschnitt, welcher diese Anweisung zur Gaunerey und zum Zigeuner-Leben enthält, hier mitzutheilen, zumal da mehrere Stellen, welche Anspielungen und sprüchwörtliche Redensarten enthalten, ohne etwas ausführlichere Erläuterungen nicht verständlich seyn würden; aber Einiges müssen wir unsern Lesern doch zur Probe mittheilen. [10])

---

10) Ob ich gleich in der folgenden Uebersetzung die dem Original eigenthümlichen Bilder und Redensarten so viel wie möglich beyzubehalten gesucht habe; so würde eine ganz wörtliche Uebertragung des arabischen Ausdrucks oder Bildes doch zuweilen zu auffallend und unverständlich gewesen seyn, wodurch der Genuß des Lesers gestört worden wäre. In solchen Fällen sah ich mich freylich genöthigt, entweder ein uns verständlicheres Bild zu substituiren oder blos den Gedanken anzugeben. Für Leser, welche die Uebersetzung mit dem Original zu vergleichen wünschen mögten, habe ich letzteres, als ein Anekdoton, mit den arabischen Scholien, so viel und wie ich sie in der von mir gebrauchten Handschrift fand, am Ende dieses Aufsatzes beygefügt.

„Mein Sohn! ich habe Alles versucht, und kenne nun die Dinge aus eigner Erfahrung; ich habe den Wechsel des Schicksaals und den Weltlauf erprobt. Ich sah bey dem Manne auf seine Güter, nicht auf seinen Stammbaum, und fragte nur immer nach dem Gewinn, den einer hatte, nicht nach seinem Ansehen. Es heißt, der Lebensarten seyen viererley: Staatsbedienungen bekleiden, Handel, Ackerbau, oder ein Handwerk treiben. Alle diese habe ich versucht, um zu sehen, welche die bequemste und vortheilhafteste sey. Aber ich kann keine rühmen; in keiner wird man seines Lebens froh. Die Vortheile, die man bey einer Staatsbedienung etwa davon trägt, sind ein leichter Raub des Sturzes, sind trügliche Traumbilder, gleichen dem Schatten, der sich ins Dunkle verliert. Hüte Dich, mein Sohn, daß Du das Herbe der Entwöhnung davon nicht zu kosten brauchest! [11]) Sein Vermögen in den Handel stecken, heißt, es Gefahren Preiß geben, und Räubern als Lockspeise aussetzen. Es ist schneller dahin, als ein Vogel vorüber fliegt. — Wer liegende Güter besitzt, muß immer nur auf ihren Anbau bedacht seyn, muß sich stets auf Unfälle gefaßt

11) Wörtlich: prohibeat te angor in amaritudine ablactationis, i. e. absterreat te ab illis gustandis sola reputatio, quam amarum sit, ab illis ablactari.

halten, und ist beständig an sein Stückchen Erde gefesselt. Selten ist er von niederer Denkart frey, nie genießt er Ruhe des Herzens. — Ein Handwerk giebt nicht viel mehr als Essen und Trinken, läßt oft darben, und im Alter leer ausgehen. [12]) — Ich weiß keine leichtere, *) bessere, angenehmere und einträglichere Lebensart, als die von Sasan [13])

12) Reiske übersetzt diese Stelle in einer Anmerkung zu Abulfeda's Annall. T. IV. p. 444. mehr wörtlich: Quod attinet ad artes mechanicas et βαναυσυς, nihil ultra diurnum victum praestant, neque omni tempore inveniunt emtores. Die gleich darauf folgenden arabischen Worte bedeuten wörtlich: et maxima ejus pars adstricta est juventuti.

*) Wörtlich: nec vidi quid esset frigidum praedae. Kalte Beute heißt dem Araber was ohne Kampf und Mühe erlangt wird. A. Schultens hat in seinen Anmerkungen zur fünften Mekamet S. 105. ausführlich von dieser Redensart gehandelt. Man vergl. auch den Scholiasten zu dieser Stelle.

13) Sasan war der Sohn des Persischen Kaysers Behman, und hatte das Erbrecht auf den väterlichen Thron. Behman aber bestimmte seine Tochter Homai, die er geheirathet hatte, und bey seinem Tod schwanger hinterließ, zu seiner Nachfolgerin in der Regierung. Sasan verbannte sich hierauf freywillig aus Persien, und wanderte in fremden Ländern umher, zwar arm, aber stets heiter und froh, indem er vergessen zu haben schien, daß ihn seine Geburt zu Ansprüchen auf einen Persischen Thron berechtigte. Vergl. Herbelot's orientalische Biblioth. unter den Artikeln

gestiftete, die sich in mannigfaltige Zweige verbreitet, deren Leuchte er in Osten und Westen angezündet, und als eine Standarte für dürftige Pilger aufgesteckt hat. Ich habe sie durch eigne Erfahrung von allen Seiten kennen gelernt, ihr Feldzeichen habe ich mir zum Panier gewählt. Sie ist ein Handel, der nie liegt, eine Tränke, deren Wasser nie versiegt, eine Lampe zu der des Abends Alle kommen, bey welcher Blinde und Einäugige Licht suchen. Die Genossen dieser Zunft bilden eine ansehnliche Gemeinheit, und eine Gesellschaft der glück-

Sasan, Ardschir Babegan, und Bahaman. Daß dieser Bettel-Prinz entweder wirklich, oder nur der Sage nach, eine ähnliche Rolle gespielt habe, wie der Held dieses Romans, läßt sich daraus abnehmen, weil ihn Hariri hier als den Urheber der fahrenden Ritterschaft und der Zigeuner-Lebensart aufstellt. So sagt zu Anfang dieses neun und vierzigsten Abschnitts Abu-Zeid zu seinem Sohne: وانت بحمد لله وليّ عهدي وكبش الكتيبة الساسانيّة من بعدي Du wirst, Gottlob! mein Nachfolger, und nach mir der Sasanischen Heerde Widder, d. i. der Obermeister der Landstreicher-Zunft. Die Nachkommen jenes Sasans bestiegen, wie bekannt, in der Folge den Thron ihrer Väter wieder. Abu-Zeid und seines Gleichen brauchen sich also ihres Ursprungs und ihrer Verwandtschaft nicht zu schämen.

glücklichsten Menschen. Sie erreicht nicht die Hand der Bedrückung; ihnen macht kein gezücktes Schwert bang, sie fürchten nicht das Gift des Verläumders, sie sind weder einem nahen noch fernem Oberherrn unterthan; sie zittern nicht vor Donner und Bliz, und kümmern sich um Niemanden. Ihre Zusammenkünfte sind fröhlich, und ihre Herzen ruhig. Ihre Speise ist bald bereitet. Ihre Stunden verfließen ihnen heiter. [14]) Wohin sie der Zufall führt, da sammeln sie, und wohin sie gerathen, da schälen sie. [15]) Sie haben keine

14) Ueber die im Original befindliche Redensart vergleiche man A. Schultens Anmerk. zu Consess. VI. p. 178.

15) Im Original ist ein Wortspiel, welches sich wohl in keiner andern Sprache ausdrücken läßt. Das Zeitwort خرط wird nämlich in einer doppelten Bedeutung gebraucht. Zuerst in der siebenten Conjugation, wo es nach Willkühr frey herumlaufen (wie z. B. ein Pferd, welches den Zügel abgestreift hat) und dann in der ersten Conjugation, wo es abschälen bedeutet. Was der leztere Ausdruck sagen wolle, da wo von Landstreichern die Rede ist, die überall auf Anderer Unkosten leben, versteht man ohne Erklärung. Der Scholiast sagt: inequitant capita sua, i. e. libidini suae frena laxantes, se ei auferendos permittunt [s. Schultens zu den Excerptis ex Hamasa, p. 429. und zu Haririi Consess. I. p. 34.], et propulsant adversitatem.

Wohnsitze, und fürchten keinen Herrscher. Es fehlt ihnen nie an dem, was den Abgezehrten nährt, und dem Wohlbeleibtem wohl thut."

Auf die Frage des Sohns, wie er zu einem so sorgenfreyem Leben gelangen könne, antwortet Abu-Zeid:

„Herumschweifen ist die Pforte zu dieser Lebensart, [16]) Munterkeit ihr Kleid, Scharfsichtigkeit ihre Leuchte, Unverschämtheit ihre Waffe. Sey unsteter als eine Heuschrecke, [17]) muntrer, als eine im Mondschein spielende Gazelle, frecher als ein wüthender Wolf. Suche Dir ein glückliches Loos durch deine Betriebsamkeit zu gewinnen [18]) und dein Brod durch Herumlaufen zu erwerben. [19])

16) Das Suffixum an بابها bezieht sich auf حرفة.

17) Hier folgt noch im Original: esto magis irrequietus quam Cotrob, welches ein Insekt seyn soll, das stets unruhig ist, und umherläuft, für welches ich aber keinen deutschen Namen weiß, daher ich in der Uebersetzung diese Worte wegließ. Mehr von jenem Insekt findet man in Reiske's Anmerk. zu Abulfedae Annall. Vol. II. p. 142., und in Meidanii Proverbior. Arabicor. pars, ex edit. H. A. Schultens, p. 147.

18) Wörtlich: excute scintillam felicitatis tuae studio tuo.

19) Wörtlich; et pulsa ostium pasturae tuae, i. e. aditum tibi para ad pastum tuum

Betritt jeden Pfad, und tauche Dich in jedes Wasser. Laß deinen Schöpfeimer in jeden Brunnen. Werde des Suchens nicht überdrüßig, laß deine Beharrlichkeit nicht besiegt werden. Auf unsers Meisters Sasans Stabe standen die Worte: wer sucht, findet, wer herumgeht, empfängt. Meide Trägheit; sie ist der Weg zum Mangel, und das Kleid der Darbenden, der Schlüssel zur Armuth, die Mutter der Kraftlosigkeit; sie ist die Eigenschaft eines schwachen Thoren und einer ohnmächtigen Erschlaffung. Wer die Trägheit erwählt, nimmt kein Honig aus, wem die Ruhe behagt, bekommt die Hand nicht voll. Auch auf einen Löwen gehe beherzt los; Herzhaftigkeit lößt die Zunge, und läßt den Zügel schiessen; durch sie gelangt man zu Ansehen und erwirbt Güter. Feigheit hingegen ist die leibliche Schwester der Trägheit, die Erzeugerin der Kleinmüthigkeit; sie hemmt das rasche Fortschreiten, und läßt die Hoffnung getäuscht werden. Drum heißt's im Sprüchwort: wer wagt, gewinnt, wer zagt, verliert."

„Schärfe deinen Blick zum Wahrsagen, und richte dein Auge zur Physiognomik ab. Wer sich auf Physiognomik versteht, kann viel

(vergl. Schultens ad Confess. III. p. 180.) circumcurrendo tuo.

lachen, wer sich schlecht darauf versteht, [20]) dessen Beute kommt langsam. Sey gewandt und geschmeidig, aber erniedrige Dich selten. Enthalte Dich von dem zweyten Trinken; begnüge Dich statt eines Regens mit Thau. Hüte Dich einen Niedrigdenkenden um Etwas anzusprechen; danke für einen Dattelkern. [21]) Verzweifle nicht, wenn Du abgewiesen wirst, halt' es nicht für unmöglich, daß ein Stein Wasser gebe. Verzweifle nicht an Gottes Hülfe, nur die Ungläubigen thun dieß. Hast Du die Wahl zwischen einer Ameise, die vor Dir ist, und zwischen einer Perle, die Dir versprochen wird; so wähle, was Du vor Dir siehest. Heute ist besser als Morgen, Aufschub bringt Schaden. Vorsätze können geändert, Versprechungen zurückgenommen werden. Zwischen einem Versprechen und seiner Erfüllung, welche hohe Berge!"

„Als den Sasaniden," schließt endlich Hareth diese Erzählung, „dieses treffliche Vermächtniß bekannt wurde, zogen sie es Lok-

20) Oder: wen seine physiognomische Kenntniß trügt.

21) نقير ist eigentlich, wie es der Scholiast erklärt, scrobula in dorso nuclei dactyli, e qua germen prodit.

man's letzten Lehren [21]) vor, und prägten es dem Gedächtnisse fest ein, wie die Anfangs-Sure des Korans, so daß sie es bis auf den heutigen Tag für das Beste halten, was sie die Knaben auswendig lernen lassen können, und ihnen für nützlicher, als ein Geschenk von lauterm Gold."

Hier, sollte man denken, wäre der Roman geschlossen; wenigstens wird im folgenden letzten Abschnitt jeder Leser nichts weiter erwarten, als die Nachricht von Abu-Zeids Tod. Aber — sey es nun, daß der Dichter den Verdacht von sich abzuwenden suchen wollte, als billige er selbst das System, welches in Abu-Zeids Vermächtnisse dargelegt wird, oder daß er besorgte, das Ganze möge bey manchem Leser eben keinen die Moralität befördernden Eindruck zurücklassen — kurz, der Held der Geschichte tritt auf eine unerwartete Weise von der Bühne ab.

22) Die Stelle aus der zwey und zwanzigsten Mekamet, die der Scholiast meynt, findet man in H. A. Schultens Anmerkung zu der Anthologia Sententiarum Arabicarum, p. 113., wo auch etwas aus Lokmans letzten Lehren angeführt ist. Die von unserm Scholiasten angeführte Stelle heißt: juva quaestum pauperum, ne ipse pauper fias.

Hareth, dieß ist der Inhalt des letzten Kapitels, geht, um sich zu zerstreuen, einst nach dem Vorplatz der großen Moschee zu Basra. Schon in einiger Entfernung vernimmt er das Getös eines sich sammlenden Haufen Volks; er beschleunigt seine Schritte, und wird in der Mitte des Kreises einen mit Lumpen bekleideten Alten gewahr, der auf einem erhöheten Stein stehet. Hareth drängt sich näher hinzu, und erkennt bald seinen alten Bekannten, Abu-Zeid, der im Begriff ist, die versammelte Menge zu haranguiren. Er beginnt mit einer Lobrede auf die Stadt Basra [23]) und auf ihre Einwohner. Plötzlich bricht er ab, und holt einen tiefen Seufzer, „gleich einem Verbrecher, der zur Todesstrafe geführt wird, oder wie einer, der von den Klauen eines Löwen gepackt ist.“ [24]) — Aller Blicke sind erwartungsvoll auf ihn geheftet. Endlich fährt er fort: „Von Euch, ihr Einwohner Basra's! sind nichts als Tugenden und rühmliche Eigenschaften bekannt; aber wer mich kennt, der kennt mich als den Schlimmsten

23) Hariri war selbst aus Basra gebürtig.

24) ثمّ انّه خزن لسانه — — — فتنفّس تنفّس من قيد لغوب او ضبثت به براثن اسد ۞

aller derer, die ihm bekannt sind. Denen aber, die mich noch nicht kennen, will ich eine treue Schilderung von mir geben." [25]) Und nun bekennt er, von Jugend auf sey er ein herumschweifender, verwogener Abenteurer gewesen, der in aller Mund sey, der eine Menge von Menschen berückt, tausend schlimme Streiche verübt, und jede Gelegenheit ergriffen habe, durch List und Betrug etwas zu erhalten. Aber jetzt im Greisen-Alter erwache in ihm Reue über seine Jugendsünden, er wünsche das Geschehene durch Buße wieder gut zu machen, und sey nun nach Basra gekommen, um die frommen Einwohner dieser Stadt zu bitten, gemeinschaftlich mit ihm von der Gottheit, deren vorzügliche Lieblinge sie seyen, deren Gebet daher vorzüglich kräftig seyn müsse, Vergebung für ihn, und Kraft zur Buße zu erflehen. In einigen andächtigen Strophen legt er nun ein reumüthiges Bekenntniß seiner Sünden ab,

25) ثمّ قال امّا انتم يا اهل البصرة فما منكم الّا العلم المعروف ومن له المعرفة والمعروف، وامّا انا فمن عرفني فانا ذاك وشرّ المعارف ومن اناك ومن لم يثبت عرفني فساصدقه صفتي ۞

und bittet um Gnade und Vergebung. Die versammelte Menge unterstützt sein Gebet, er zerfließt in Thränen der Zerknirschung, und spürt endlich die Kraft der Erhörung lebhaft in sich. Nachdem er den Einwohnern von Basra für ihren Beystand gedankt, und sich in ihr Lob ergossen hat, steigt er von der Erhöhung, worauf er bisher gestanden war, herab, und eilt nach dem Ufer des Flußes zu. Hareth, dem diese plötzliche Bekehrung verdächtig ist, folgt ihm an einen Ort, wo sie allein sind, und fragt ihn: was er von der eben gespielten Scene denken solle? was er wohl selbst von Reue und Besserung halten möge? Abu-Zeid versichert mit wiederholten Betheurungen und mit den heiligsten Schwüren, daß er im Ernst eine wunderbare Veränderung seines Sinnes in sich fühle und das Gebet seiner Landsleute erhört sey. „Bey Deinem Vater! als ein Gleisner und Betrüger trat ich unter ihnen auf, aber mit einem bußfertigem und zerknirschtem Herzen ging ich von ihnen.“ [26]) Drauf nimmt er Abschied von Hareth, und dieser verliert ihn aus dem Gesicht. Lange Zeit vergeht, ohne daß dieser von

26) فقال وابيك لقد قمت فيهم مقام المريب الخادع ثم انقلبت عنهم بقلب المنيب الخاشع ۞

seinem alten Bekannten etwas vernimmt, alle Nachforschungen, die er bey Fremden und Reisenden anstellt, sind vergebens, bis er einst auf eine aus der Fremde zurück kehrende Karavane stößt, von welcher er hört, Abu-Zeid habe zu Serudsch das Mönchskleid angezogen, und sey Vorsteher einer frommen Brüderschaft.[27]) Hareth reiset selbst dahin, um sich von der Wahrheit der ihm kaum glaublichen Nachricht zu überzeugen, und findet den Alten wirklich in einer Capelle im Gebet und in Andachtsübungen so eifrig begriffen, daß er es nicht wagt, ihn zu stören, und der Alte nicht eher Notiz von seinem Freunde nimmt, als bis er gegen Morgen seine Andachtsübungen geendigt hat. Drauf führt er ihn mit sich in seine Wohnung, wo er dem Reisenden nur etwas Brod und Oel vorsetzt, aber sogleich wieder von ihm in die Betkammer eilt. Hier erwartet er den Anbruch der Morgenröthe, und hält dann eine so eindringende Ermahnung zur Buße und zur Abziehung vom Irdischen, daß Hareth dadurch

27) فراوا ابا زيدا قد لبس الصوف
وامّ الصفوف وصار بها الزاهد الموصوف
Zu صوف bemerkt der Scholiast: يعني زاهدا
und zu امّ الصفوف macht er die Anmerkung:
صار اماما لاهل الصفوف ۞

bis zu Thränen gerührt wird. Drauf eilt Abu-Zeid wieder in die Capelle zu neuen Andachtsübungen. Jetzt ist endlich Hareth von der Umwandlung seines Freundes völlig überzeugt. „Ich nahete mich ihm" — so schließt Hareth seine Erzählung — „mit der Geberde eines achtungsvoll Grüßenden: „„Noch eine weise Lehre, frommer Mann!"" — „Habe den Tod vor Augen" — versetzte er — „das ist das Wort unsers Scheidens!" — Hierauf verließ ich ihn, indem Thränen aus meinen Augen herab rannen, und tiefe Seufzer aus meiner Brust aufstiegen. So endete unsere Zusammenkunft." [28])

Nicht allein die unterhaltende Mannigfaltigkeit von Situationen, in welchen der Held dieser Geschichte erscheint, sondern auch die Fülle

28) ثمّ دنوت اليه كما يدنو المصافح، وقلت، اوصني ايّها العبد الصالح، فقال اجعل الموت نصب عينيك وهذا فراق بيني وبينك، فودعته وعبراتي يتحدّرن من المآقي، وزفراتي يتصعدن من التراقي، وكانت هذه خاتمة التلاقي ۞

und der Wohlklang der Sprache, vornehmlich aber der Reichthum von witzigen Impromtu's und Wortspielen, von sinnreichen Sentenzen, von weisen Sittensprüchen, und von Bemerkungen, die das Resultat einer tiefen Menschenkenntniß und einer langen Erfahrung sind, — die Vereinigung von dem allen ist es, was diesem Werk den ausgezeichneten Beyfall verschafft hat, den es vor allen andern ähnlichen Compositionen *) erhielt. Eine Auswahl der weisen Sprüche und Klugheitsregeln des schlauen Alten von Serudsch würde eine eben so unterhaltende als belehrende Sammlung ausmachen.

Die Schreibart, in welcher dieser Roman abgefaßt ist, hat eine Eigenschaft, die von dem Araber für die schönste Zierde gehalten wird, die ein Schriftsteller seinem Werk zu geben vermag. Dieß sind die unaufhörlichen Paronomasieen und Wortspiele, aus welchen beynahe das ganze Buch besteht. Das Bestreben, Sätze von ähnlich lautenden Wörtern auf ein-

*) Man sehe Herbelot's Oriental. Biblioth. unter Mekamat. Hariri sagt in der Vorrede zu seinem Werk selbst, er habe sich die Mekamat des Hemadani zum Modell genommen. Die Stelle hat Reiske in der Praefat. zu dem von ihm herausgegebenen XXVI. Consess. abdrucken lassen. Eine Handschrift der Mekamat des Hemadani befindet sich auf der sogenannten National-Bibliothek zu Paris.

ander zu häufen, mußte natürlich eine Menge spielenden Witzes, bizarrer und schielender Gleichnisse erzeugen, die jeden gebildeten Geschmack beleidigen. Auf der andern Seite aber verdient die Geschicklichkeit des Sprachkünstlers, der seine reiche Sprache so geschickt und so fertig zu handhaben weiß, nicht weniger Bewunderung, als der Reichthum der Imagination des Dichters. Ueberdem muß bey Beurtheilung der Schreibart dieses Werks vornehmlich der Umstand in Betracht gezogen werden, daß diese und ähnliche Compositionen nicht sowohl zum einsamen Lesen, als zum Vordeklamiren bestimmt waren. Nun ist nicht zu läugnen, daß durch Sätze von ähnlich lautenden und sich reimenden Worten ein Rhythmus und Wohlklang in die Rede gebracht wird, welcher bey der singenden Deklamation der Morgenländer dem Ohr zu einer Art von Musik werden muß. Um sich die Art eines solchen Vortrags zu vergegenwärtigen, und sich gleichsam einen anschaulichen Begriff von dem Eindruck zu machen, den die Erzählung einer Geschichte, wie die in Hariri's Mekamat enthaltene, auf die Zuhörer macht, lese man die lebhafte Schilderung, die einer der neuesten Reisenden, Campbell, [29]) von dieser Art ge-

29) Landreise nach Indien (aus dem Engl. Altona, 1796.) S. 183 — 188. und S. 254. 255.

sellschaftlicher Unterhaltung macht, die, wie bekannt, schon seit den ältesten Zeiten unter den Bewohnern jener Gegenden einheimisch ist.

Für uns, die wir nur den todten Buchstaben dieser gepriesenen Dichtung vor uns sehen, ist freylich der Genuß verlohren, den die lebendige Darstellung derselben denen gewähren mußte, für die und in deren Sprache sie gedichtet ward. Dennoch verdient dieses Werk in mehr als einer Hinsicht auch jetzt noch die Aufmerksamkeit und das Studium dessen, der sich für die Sprache und die Litteratur der Araber interessirt.

Den Reichthum, den Genius und die Eigenthümlichkeiten der arabischen Sprache in

Vergl. Niebuhr's Beschreibung von Arabien S. 107. und Russel's Naturgeschichte von Aleppo 1. B. S. 199. „Das Lesen morgenländischer Erzählungen" heißt es hier unter andern, „hat etwas von einer dramatischen Vorstellung; es ist nicht blos einfache Erzählung; die Geschichte wird durch die Geberden und die Handlung des Sprechers gleichsam lebendig," u. s. w. Und S. 358. wo Russel von den Unterhaltungen im Harem spricht: „An Winterabenden, wenn sich die Männer in den äußern Zimmern befinden, vertreiben sich die Frauenzimmer die Zeit oft mit arabischen Erzählungen; diese werden von Jemand, der eine klare deutliche Stimme hat, und allenfalls die in die Geschichte verwebten Stanzen absingt, auswendig hergesagt." Daß Prosa und Verse auch in Hariri's Mekamat abwechseln, ist bekannt.

der Periode ihrer vollkommensten Ausbildung findet man in keinem der bis jetzt bekannten Produkte der arabischen Litteratur so schön entfaltet, als in Hariri's Mekamat. Es war sogar Zweck des Dichters, die ausgewähltesten Gleichnisse und sprüchwörtlichen Redensarten seiner Muttersprache in sein Werk zu verweben. *) Da sich nun der Geist, der Charakter und die Denkweise eines Volks nirgends treuer spiegelt, als in seiner Sprache und in den ihm eigenthümlichen Gleichnissen und Redensarten; so ergiebt sich hieraus von selbst der Werth eines Werks, welches zur Berichtigung und Bereicherung unserer Kenntniß des arabischen Sprachschatzes so viele Materialien darbietet.

Aber auch noch von einer andern Seite hat dieser Roman für uns Interesse. Er zeigt uns nemlich in einer Menge von Details und Nuancen die Sitten und Gewohnheiten eines Volks, welches zur Zeit der Abfassung dieses Werks eines der cultivirtesten und gebildetsten Völker der Erde war. Der Dichter setzt seine Zeit-

*) Hariri sagt dieß selbst in der Vorrede; die Stelle ist aber zu lang, um sie hier mitzutheilen. Zu einigen Mekamat, z. B. zur neunzehnten, vier und zwanzigsten, sieben und zwanzigsten, zwey und dreyßigsten, hat der Dichter selbst vollständige Commentare hinzu zu fügen für nöthig gefunden, ohngefähr wie unter uns Hagedorn seine Gedichte selbst mit den nöthigen Erläuterungen versehen hat.

und Volks-Genossen für uns gleichsam in Handlung, er führt uns in ihre Wohnungen und vor ihre Gerichtshöfe, er zeigt sie uns im Privat- und im öffentlichen Leben, zu Hause und in ihren Zusammenkünften: kurz, er liefert uns, ohne diese Absicht gehabt zu haben, ein treueres und anziehenderes Sittengemählde, als der aufmerksamste und mit dem feinsten Beobachtungsgeist versehene Reisende zu geben vermocht hätte. Erinnert man sich überdieß, daß dieß dasselbe Volk ist, auf welches gerade damals unsere Kreuzfahrer 30) den ungerechtesten und grausamsten Krieg wälzten, der je Länder und Völker verheerte, dasselbe Volk, welches von den fanatischen und barbarischen Horden Europa's als ein Haufe wilder Heyden ohne Sitten und ohne Religion behandelt wurde; so müssen wir ein Gemählde, worinne uns diese Nation in jeder Rücksicht in einer so ganz entgegengesetzten Gestalt erscheint, gewiß mit erhöhetem Interesse betrachten.

30) Hariri starb im Jahr 1121. unserer Zeitrechnung. Man sehe Abulfedae Annall. Vol. III. p. 412. fgg.

Beylage.

يا بني اني جربت حقايق الامور وبلوت تصاريف الدهور فرايت المرء بنشبه[1] لا بنسبه والفحص عن مكسبه لا عن حسبه وسمعت[2] ان المعايش علي اربعة[3] امارة وتجارة وزرعة وصناعة فمارست

1. بماله 2. المعيشة اسم لما يعاش به والجمع المعايش والنحويون لا يهمزون المعايش ويقولون انما الهمز انما يكون في هذه اليا اذا كانت زايدة نحو صحيفة وصحايف فاما المعايش فمن العيش والياء فيها اصيلة 3. الاربع التي ذكرها الثعالبي للمامون قال المامون الناس

فمارستُ[4] هذه الاربع، لانظر ايّها ارفق
وانفع، فما احمدتُ[5] ولا استرغدتُ[6] فيها
عيشة، امّا فُرَصُ[7] الولايات و خلوس
الدمارات فكاضغاث[8] الاحلام والفي المنتسخ
بالظلام، وناهيك غُصّة بمرارة الفطام،
وامّا بضايع التجارات، فعرضة المخاطرات[9]
وطعمة[10] للغارات، وما اشبهها بالطيور الطيّارات،
وامّا اتخاذ الضياع[11] والتصدي[12] للازدراع[13]
فمنهكة للاعراض وقيود عايقة[14] عن

اربع طبقات امارة وتجارة وزراعة
وصناعة ومن لم يكون منهم كان
كلًّا عاينًا 4. خالطت 5. وجدت
محمودا 6. استكثرت 7. نهز
والنهزة والفرصة ما يحضرك من
الفوايد من غير ان تتغني في طلبها
8. اباطيلها التي لا تصح تاويلها
لاختلاطها والضغث والاحلام الروايا
9. معرضة للغزو والسلب 10. اكلة
11. جمع ضيعة 12. التعرض
13. الاحتراث 14. حابسة

الارتغاض[15] وقلّما خلا ربّها عن الادلال، او رزق روح[16] بال[17]؛ واما حرف اولي الصناعات فغير فاضلة[18] عن الاقوات، ولا نافقة[18b] في جميع الاوقات، ومعظمها معصوب[19] بشبيبة، ولم ار ما هو بارب[20] المغنم لذيذ المطعم وافي المكسب، صافي المشرب الّا الحرفة[21] التي وضع[22] ساسان اساساها، ونوّع اجناسها، واضرم في الخافقين[23b] نارها، واوضح لبني غبراء[23] منارها[24]، وشهدت وقايعها معلماء، واخترت سيماها[25] لي ميسما[26]، ان كانت المتجر[27] الذي لا يبور[28]، والمنهل الذي لم يغور[29]،

15. التحرك 16. راحة 17. قلب
18. زايدة 18.b رايجة 19. مشدود
20. اي سهل الغنيمة لا تعب فيها ولا مشقة وكل محبوب عند العرب بارد
21. هي الكدية 22. اوقد 23. المشرق والمغرب 23.a يبين 23.b المخادع الارض
24. المنار العلم يهتدى به 25. السيما العلامة 26. الميسم الحجال 27. تجارة
28. يهلك ويكسد 29. ينصب

والمصباح[30] الذي يعشو اليه الجمهور، ويستصبح[31] به العمي[32] والعور[33]، وكان اهلها اغرّ قبيل[34] واسعد جيل، لا يرهقهم[35] مسّ حيف[36]، ولا يقلقهم[37] سلّ[38] سيف، ولا يخشون حمّة[39] لاسع، ولا يدينون[40] لدان[41] ولا شاسع[42]، ولا يرهبون[43] من برق ورعد، ولا يحفلون بمن قام وقعد، انديتهم[44] منزّهة[45] وقلوبهم مرفّهة، وطعم معجلة وأوقاتهم غرّ[46] محجلة، اينما سقطوا[47] لقطوا[48]، وحيثما انخرطوا خرطوا[49]، لا يتخذون اوطانا

30. الجمع الكثير 31. يستضي 32. جمع اعمى 33. جمع اعور 34. صنف من الناس 35. يغشاهم ويدركهم 36. جور وظلم 37. ينزعجهم 38. انتزاعه من غمده 39. الحمّة السم 40. يطيعون 41. قريب 42. بعيد 43. يخافون 44. مجالسهم 45. موضع نزهة 46. بيض مشهور 47. وقعوا 48. جمعوا الرزق 49. ركبوا روسهم واندفعون الشدة

ولا ينتغون سلطانا، ولا يمترّون عمّا تغذو
خماصا[50] وتروح بطانا[51] ۞

وقال، انّ الارتغاص بابها والنّشاط[52]
جلبابها[53]، والفطنة[54] مصباحها والنّفحة[55]
سلاحها، فكُنْ اجول من قطرب واسري[56]
من جندب[57]، وانشط من ظبي مُغفر[58]
واسلط من ذيب[59] متنمّر، واقدحْ زند
جدك[60] بجدك[61]، واقرع[62] باب[63] رزقك[64] بسعيك[65]،
وجب[66] كلّ فجّ[67] وخضْ كلّ لجّ[68]، والقِ[69]
دلوك الي كلّ حوض، ولا تسأم[70] الطلب

50. جياعا 51. شباعا 52. ضدّ الكسل
53. ثوبها 54. الذكا 55. الوقاحة
56. امشي 57. ذكر الجراد 58. اللاعب
في الغمر 59. شبه بالنمر وهو سبع
موذي 60. حظك 61. باجتهادك
62. اضرب 63. اراد الباب الذي يجي
منه الرزق 64. اكلك 65. سيرك
66. اقطع 67. طريق 68. اللج معظم
الما اي اطلب الكلا والرزق 69. اطرح
70. تمل

فلا تبلّ الدأب[71]، فقد كان مكتوبا علي عصا شيخنا ساسان، من طلب جلب ومن جال[72] نال[73]، واياك والكسل، فانه عنوان[74] النحوس[75] ولبوس ذوي[76] البوس[77]، ومفتاح المتربة[78] ولقاح[79] المتعبة، وشيمة[80] العجزة الجهلة، وشنشنة[81] الوكلة[82] التكلة وما اشتار[83] العسل من اختار الكسل، ولا ملاء[84] الراحة من استوطاء[85] الراحة، وعليك بالاقدام[86] ولو علي الضرغام[87]، فان جراة[88] الجنان[89] تنطف

71. الملازمة 72. تصرف ومشي
73. ادرك حاجة 74. دليل 75. جمع
نحس وهو ضد السعود 76. اهل
77. الفقر 78. المسكنة 79. اللقاح
الفحل من الابل والخيل 80. طبيعة
81. الخلق والطبيعة 82. قال فلان
وكله تكله اي ياخذ في كل امره علي
غيره ورجل تكله اي تكله علي
غيره 83. اجتناه واخرجه من موضعه
84. الكف 85. ضد التعب 86. الجراة
87. الاسد 88. شجاعة 89. القلب

اللسان وتنطلق العنان، وبها تدرك الحظوة[90] وتملك الثروة[91]، كما ان الخوم[92] صنو[93] الكسل وسبب الفشل[94] ومبطاة[95] العمل ومخيبة[96] للامل، ولهذا قيل في المثل من جسر ايسر ومن هاب خاب ۞

واشحذ[97] بصيرتك[98] للعيافة وانعم[99] نظرك للقيافة[100]، فان من صدق توسمه[1] طال تبسمه، ومن اخطات فراسته[2] ابطات فريسته، وكن يا بني خفيف الكل[3]، قليل الذل[4]، راغبا[5] عن العل[6a]، قانعا من الوبل

90. المنزلة الرفيعة 91. الغنى 92. ضعف 93. اخ 94. الضعف والجبن 95. اي سبب البطء وهو نقيض السرعة 96. سبب الخيبة 97. حدد 98. ذهنك 99. بالغ فيه واردد في النظر 100. حسن النفوس وصدقه 1. تفرسه وقيل توهمه 2. الفراسة الحكم بحالات الشي علي ما يكون منه في المستقبل 3. الثقل 4. ذلال 5. تاركا له 6.a الشرب بعد

بالظّلّ[6]، وعظّم وقْع الحقير واشكر علي النقير[7]، ولا تقنط عند الردّ ولا تستبعد لشحّ[8] الصلْد[9]، ولا تياس من روْح[10] اللّه انّه لا ييْاس[11] من روح اللّه الّا القوم الكافرون، وانا خبِرْتُ بين ثمرة[12] منقودة وثمرة[13] موعودة فمِلْ الي النقد، وفضّل اليوم علي الغدِ فانّ للتاخير آفات[14]، وللعزايم بدوات[15] وللعدات[16] معقبات[17]، وبينها وبين النجز عقبات واي عَقَبات ۞

الشرب 6. معناه قانعا عن المعطي الكثير المال بالعطا القليل 7. حفرة في ظهر نوي الثمرة ومنها تنبت النخلة 8. عرق 9. الصلب الاملس 10. رزقه وفرحه 11. يقنط 12. صغير النملة 13. جوهرة 14. حوايج 15. يقال فلان بدوات اي اراء مختلفة 16. جمع عدة وهي الوعد 17. يعني يعقبها موانع بينها وبين نجازها وفي الحديث كان يعقب الجيوش في كل عام اي يرد قوما ويبعث اخرين

قال الحارث بن همّام، فأُخبِرْتُ ان بني ساسان[18] حين سمعوا هذه الوصايا الحسان فضّلوها علي وصايا لقمان[19]، وحفظوها كما تُحفظ امّ القران حتي ليروّنها علي الآن أَوْلي[20] ما لقّنوه[21] الصبيان وانفع لهم من نحلة العقيان[22] ۞

18. المكدون 19. قد ذكرنا لقمان بحكمه في المقامة الثانية والعشرون ومن وصاياه ما روي عن وهب بن منبه انه قال في وصيته لقمان الحكيم لابنه استعف علي الكسب بالفقر فما افتقر 20. احق 21. علّموا 22. الذهب الخالص الذي ينبت نباتا وليس يحصل من الحجارة ۞

II.

Animadversiones in hymnos Homericos cum prolegomenis de cujusque consilio, partibus, aetate; auctore Aug. Matthiae. Leipzig bey Weidmann 1800. XVI. u. 462 S. gr. 8.

Mit einer sehr freudigen Empfindung zeigen wir diese neue, vortrefflich gerathne Bearbeitung der Homerischen Hymnen an, auf welche wir die Erwartung des philologischen Publikums schon bey unsrer Anzeige von Ilgen's Ausgabe dieser Hymnen, im 59 Bd. St. 1. S. 103. der N. Bibliothek der schön. Wissenschaften, hinlenkten.

Der Her. wollte anfangs eine neue Ausgabe der Homerischen Hymnen veranstalten; da ihm aber Ilgen zuvorkam, so schränkte er sich darauf ein, seinen Vorrath in der Gestalt von Anmerkungen hinzugeben, die neben der Ilgenschen Ausgabe zu brauchen sind, aber auch ohne einen besondern Text verstanden werden können, da fast der ganze Text, bald in klei-

nern, bald in größern Abschnitten, ungefähr wie der Homer im Eustathius, mit eingedruckt ist, und zwar in einer sehr berichtigten Gestalt. Der Herausg. erhielt vom Prof. Mitscherlich, der einst selbst die sämmtlichen Hymnen bearbeiten wollte, eine von ihm veranstaltete sehr sorgfältige Vergleichung der berühmten Moscauer Handschrift der Homerischen Hymnen, aus der bekanntlich die Hymne an die Ceres zuerst von Ruhnkenius ans Licht gestellt wurde. Außerdem verglich Coray, der berühmte Uebersetzer von Theophrasts Charakteren und von einigen Schriften des Hippokrats, drey Pariser Handschriften für den Herausg., von welchen Ruhnkenius zwar zwey bereits benutzt hatte, aber doch nicht so vollständig, daß nicht noch manche schätzbare Lesart nachzuholen gewesen wäre. Auch aus Ruhnkenius Nachlaß erhielt der Her. einige wenige Anmerkungen, welche der um die Homerischen Hymnen so verdiente Mann seinem Hand-Exemplar des Hymnus auf die Ceres und der kritischen Episteln beygezeichnet hatte.

Des Verf. Prolegomenen S. 1 — 106. füllen eine Lücke aus, welche die Ilgensche Bearbeitung gelassen hat. Sie enthalten die durchdachtesten Untersuchungen über Hymnen überhaupt und die Homerischen insonderheit.

Die Hymnen der Griechen werden eingetheilt in mythische und in philosophische. Jene

waren dem Lob und den Thaten der Götter geweiht und heißen epische, wenn in ihnen Eine Handlung durchgeführt wird, lyrische, wenn sie mehrere Handlungen der Götter umfassen und in der Sprache der Begeisterung besingen (Vergl. Mitscherlich Argumentum Horaz Od. 1, 10.), gemischte, wenn sie mit der übrigen Beschaffenheit der lyrischen das epische Versmaaß verbinden; diese waren in den Mysterien einheimisch und hatten es mit physischen und moralischen Philosophemen in der Hülle der Allegorie zu thun, (in ihnen mußten sich also die physischen und moralischen Mythen und die eigentliche Allegorie sehr früh entwickeln). Zu diesen mystischen und theologischen Hymnen des grauesten Alterthums gesellten sich später die philosophischen Hymnen verschiedner Sekten, der Stoiker, der Neuplatoniker u. s. w. Von der größten Ausdehnung und dem allgemeinsten Gebrauch bey allen öffentlichen und Privatfesten und Opfern waren die mythischen Hymnen.

Die größern Homerischen Hymnen sind mythische von der epischen Art. Es herrscht in ihnen Einheit der Handlung. Diese wird eingeleitet, fortgeführt und ans Ziel gebracht. Ein Exordium giebt die Bestimmung des Hymnus an und enthält allgemeine Lobpreisungen der Gottheit, ein Epilog dagegen enthält ein kurzes Gebet.

Der Verf. prüft hier die scharfsinnige Hypothese von Hemsterhuys und Wolf, daß die sogenannten Homerischen Hymnen kein Ganzes für sich ausgemacht, sondern bloße Proömien der Rhapsoden wären, welche diese der Absingung größerer Stücke aus Homer und andern Dichtern vorausgeschickt hätten. Nicht nur der Name, Proömium, der von diesen Hymnen bey den Alten gebraucht wird, sondern vorzüglich gewisse Schlußverse, worin der Sänger sagt, er wolle nun zu einem andern Gesang übergehen, scheinen dieser Vorstellung das Wort zu reden, die auch der Vf., wenigstens was die kleinern Homerischen Hymnen anlangt, zu der seinigen macht. Dagegen findet er es, nicht ohne Grund, unwahrscheinlich, daß die Rhapsoden größere Hymnen von mehrern hundert Versen, die in sich vollendet sind, mit so großem Fleiß sollten verfertigt haben, um sie bloß als Vorspiel zu recitiren. Von jenen Clauseln vermuthet er, daß sie nach Zeit und Umständen von den Sängern beygefügt oder weggelassen worden, daß späterhin diese Schlußverse der eigentlichen Proömien vielleicht von den Abschreibern unter alle Hymnen gesetzt worden, weil man sie für wesentlich hielt. Nimmt man hinzu, daß bey den einzelnen Opferhandlungen eines und desselben Festes mehrere Hymnen nach einander abgesungen wurden, wie der Vf. selbst S. 5. bemerkt, so konnten

ja diese Clauseln füglich auf die folgenden Hymnen, nicht aber auf epische Gesänge aus Homer und andern, hinweisen. So wurden z. B. von den Delischen Priesterinnen des Apollo, nach dem homerischen Hymnus V. 158. ff., an den Festen erst ein Hymnus auf den Apollo, dann auf die Latona, dann auf die Artemis, zuletzt auf die Heroen und Heroinen gesungen.

Gehen wir zu den einzelnen Hymnen über. Der Hymnus an den Apollo wird, nach Ruhnkenius Vorgang, in zwey Hymnen zerlegt, an den Delischen und an den Delphischen Apollo. Die Fabel von den Irrsalen der Latona und der Geburt des Apollo auf Delus in der erstern Hymne wird vom Vf. sehr gut entwickelt. Daß unter derselben die geographische Geschichte des Apollo- und Dianen-Dienstes verborgen liege, hat niemand scharfsinniger als Böttiger in seiner Ilithyia gezeigt. Matthiä bemerkt sehr richtig, daß die Fabel im homerischen Hymnus noch ein sehr einfaches Ansehen habe und darum für die ältere zu halten sey: jedoch ohne anzudeuten, daß sie schon sehr von der ältesten Vorhomerischen Vorstellung beym Lycier Olen — den Böttiger für einen Collectivnamen für die ganze in Delos eingewanderte Priestercolonie hält — abweiche, nach welchem der ganze Dienst des Apollo und der Diana von den Hyperboreern abstammte, von wo die

Ilithyia nach Delos gekommen war, um der kreißenden Latona Beystand zu leisten. (Vgl. Matthiä S. 6.); da hingegen der homerische Hymnus nichts von einer hyperboreischen Abkunft weiß und seine Ilithyia vom Olymp nach Delos kommen läßt. Auch die Stelle V. 158. hat man gar nicht nöthig für eine Anspielung auf die hyperboreischen Jünglinge und Mädchen, die nach Herodots Erzählung nach Delos kamen, zu nehmen, wie der Vf. S. 141. mit Spanheim thut. Nach dem homerischen Hymnus reiste die schwangre Latona zu vielen Ländern und Inseln, um sie geneigt zu machen, den Cultus des Sohnes anzunehmen, den sie gebähren würde. Aber sie weigerten sich, aus Furcht, Apollo möchte ihre Lage seiner nicht würdig halten, bis sich Delos durch die eidliche Versicherung der Latona, daß Apollo hier seinen vornehmsten Sitz nehmen und die Insel verherrlichen würde, überreden ließ. Diese einfache Erzählung schmückte man in der Folge dahin aus, Latona, von der Juno verfolgt, sey in Ländern und Inseln herumgeirrt, um eine ruhige Stätte zu finden, wo sie gebähren könne, sey aber von allen zurückgewiesen und nur zuletzt von Delos aufgenommen worden, welche Insel, bis dahin von Meereswellen bedeckt und unstet umherschweifend, von dem Zeitpunkt an durch die Huld der Latona eine feste, bleibende Stelle erhalten habe. In dieser Gestalt

findet sich die Fabel zuerst in Bruchstücken Pindarischer Hymnen. Daß der homerische Hymnus aber noch um vieles älter als Pindar und gegen die 40ste Olympiade, zur Zeit des Alcäus, der Sappho und der sieben Weisen, von einem Homeriden in Chios, vielleicht zu einer Theorie, d. h. heiligen Wallfahrt der Chier nach Delos, gedichtet worden sey, wird vom Verf. aus guten Gründen angenommen. Nur noch eine Anmerkung, die sehr am unrechten Ort stehende Anrede an die Latona im Hymnus V. 14 — 18. betreffend. Mit Recht will der Vf., wie einige seiner Vorgänger, diese Verse hier nicht dulden; aber daß sie überhaupt unächt seyn sollten, leuchtet uns doch nicht ganz ein. Wir dächten: als kurzes Proömium oder Bruchstück eines Proömiums zu einer Hymne auf den Apollo wäre folgende Apostrophe passend genug, an welche sich dann der Hymnus selbst natürlich anschlösse:

Selige Leto, sey mir gegrüßt, die du herrliche Kinder,
Die du Apollo den Herrscher und Artemis, kundig der Pfeile,
In Ortygia diese gebahrst, und jenen in Delos,
Angelehnt an das lange Gebirg, die Höhe des Cynthus,
In der Nähe des Palmbaums und unter dem Quell des Inopus!

* * *

Singen will ich Apollon, den weithintreffenden König,
Dessen Ankunft in Jovis Pallast die Götter mit Ehrfurcht
Feyern, vor welchem sie alle von ihrem Sitz sich erheben ꝛc.

V. 14—18. brauchte also nicht sowohl ganz ausgestoßen, als versetzt und an die Spitze des Hymnus gestellt zu werden. Ilgen urtheilte, daß wenigstens V. 16. ein Lappen aus dem Orpheus sey, bey welchem dieser Vers in einer Hymne an die Latona steht. Indeß könnte auch der umgekehrte Fall hier seyn, daß der Vers der homerischen Hymne in die Orphische übergegangen wäre. Mehr fiel uns V. 17. auf, bey welchem die andern Ausleger kein Bedenken gefunden zu haben scheinen. Wie? Latona lehnte oder stemmte sich beym Gebähren an das hohe Gebirge des Cynthus, da sie ja nach V. 117. f. sich mit den Knieen auf den Erdboden einer Wiese stemmte und mit den Armen eine Palme umfaßte, womit sich jenes nicht reimen läßt? Freylich wird dasselbe V. 26. mit ähnlichen Worten wiederholt:

Κλινθεῖσα πρὸς Κύνθος ὄρος κραναῇ ἐνὶ νήσῳ.

Allein wir fürchten, daß dieser Vers unächt und erst aus V. 16. f. zusammengesetzt worden ist:

κραναῇ ἐνὶ Δήλῳ,
Κεκλιμένη πρὸς μακρὸν ὄρος καὶ Κύνθιον ὄχθον.

Wobey

Wobey wir jedoch vermuthen, daß die letzte Stelle mißverstanden und ihr Sinn ganz verstellt worden, indem man κεκλιμένη als Nominativ auf die Latona bezog, was vielmehr als Dativ κεκλιμένῃ angesehn und mit Δήλῳ verbunden werden zu müssen scheint. Dann wäre die Stadt Delus auf der Insel gleiches Namens zu verstehen, welche sich an den Cynthus anlehnte. Die Ebene, in welcher diese Stadt lag, wurde vermuthlich als der eigentliche Entbindungsort der Latona angesehn und darum auch an dieser Stelle der Tempel des Apollo und der Latona gebaut. Mit der Stelle des Hymnus nach unserer Aenderung kommen ganz Strabo's Worte 10. S. 485, überein: ἡ μὲν Δῆλος ἐν πεδίῳ κειμένην ἔχει τὴν πόλιν, καὶ τὸ ἱερὸν τοῦ Ἀπόλλωνος, καὶ τὸ Λητῷον, ὑπέρκειται δὲ τῆς πόλεως ὄρος ὑψηλὸν ὁ Κύνθος καὶ τραχύ. ποταμὸς δὲ διαῤῥεῖ τὴν νῆσον Ἰνωπός.

Der Hymnus an den Delphischen Apollo enthält die merkwürdige Erzählung von den Wanderungen des Apollo, um sich einen Ort zu einem Orakel auszusuchen. Der Verf. vermuthet, daß er um die Zeit des Pindar gemacht sey, in dessen verlohrnen Hymnen an den Apollo zuerst die Reisen des Apollo nach Delphi geschildert worden, wo Pindar aber gewiß nicht den Vf. des Hymnus copirt habe. Pindarus, sagt der Vf., et in fabulis, popu-

lari opinione sancitis, multa novavit, (und doch bezeigt Pindar oft einen heiligen Scheu gegen die religiösen Sagen und versichert sie getreulich nachzuerzählen!) et minime omnium eas fabulas, quae in commentis poëtarum ingeniosis tantum ortum habebant, ab aliis adscivit; ita ut ne suspicari quidem liceat, eum a mediocri poëta, qualis hic noster est, aliquid ornatus in suum carmen transtulisse. In der That verräth die lange Verweilung des Hymnendichters bey Böotien entweder einen Nachahmer des Pindar oder einen böotischen Sänger selbst, und wie wäre es, wenn wir annähmen, daß der Rhapsode, welchem wir den Hymnus verdanken, einer aus der Ascräischen Sängerschule, so wie der Verf. des Hymnus an den Delischen Apollo aus der Jonischen war? Daß unser Hymnendichter aber in seinen Angaben doch weit vom Pindar abgewichen, würde der Vf. anerkannt haben, hätte er nicht die Stellen beym Scholiasten von Aeschylus Eumeniden V. 2. u. 11. (Fragmm. Pindari Heyne T. 3. p. 145.) übersehen, welcher anmerkt, Apollo reise beym Pindar von Tanagra in Böotien nach Delphi, wo er sich des Orakels mit Gewalt bemächtigt, deswegen ihn auch die Gäa in den Tartarus zu stürzen gesucht habe. Nun wird aber in unserm Hymnus Tanagra gar nicht erwähnt und Apollo findet in Delphi weder ein Orakel vor, noch hat er

irgend einen andern Widerstand zu überwinden, als daß er den Drachen Pytho erlegen muß. Uebrigens ist des Vf. Bemerkung sehr wahrscheinlich, der Dichter habe die Oerter Böotiens verherrlichen wollen. In der That scheint jene Opposition, die zwischen Athen und Theben statt fand, auch in der Art durch, wie in unserm böotisirenden Hymnus und im Anfang der Eumeniden des atticisirenden Aeschylus über diese Reise des Apollo gesprochen wird. In letzterm kommt Apollo von Delus, landet in Attica, wird dort hochverehrt und reist von da, begleitet von Söhnen des Hephästos (Zimmerleuten), die ihm Wege durch die ungangbaren Wildnisse bahnen, nach Delphi, wo ihn Zeus zum Herrn des Orakels macht, dem vorher drey andre Göttinnen nach einander vorgestanden hatten. Im Homerischen Hymnus hingegen steigt Apollo vom Olymp herab nach Pierien, reist von da durch Thessalien und Euböa nach Böotien; Theben ist hier noch (wie Attica beym Aeschylus) eine waldichte, unangebaute Wüsteney ohne Wege; bey der böotischen Quelle Delphusa will er sein Orakel anlegen, aber die Listige verweist ihn nach Crissa am Parnaß. Dort entsteht sein Orakel. Hierauf kehrt er nach Böotien noch einmal zurück, um an der Nymphe Delphusa Rache zu nehmen, wo er sich einen Altar errichtete, auf welchem er von den Böotiern verehrt wird.

Der Hymnus hat eine Menge Flickstellen, die von andern Rhapsoden oder Grammatikern eingeschoben seyn mögen, und um deren Aufspürung sich der Her. ein großes Verdienst erworben hat. Die merkwürdige Stelle von dem Pferderennen im alten Hain des Poseidon Hippios in Onchestus V. 231 — 38. hat der Vf. in Klammern eingeschlossen und scheint sie also, wie Groddek, für unächt zu halten, indeß sagt er in den Anmerkungen kein Wort darüber. Der alte nirgends sonst beschriebne Gebrauch wird so von dem Dichter ausgedrückt:

Hier schnaubt, beschwert von der Last, das neugebändigte Füllen,
Ziehend den schönen Wagen, herab springt aber der wackre
Fuhrmann vom Sitze zur Erde, und folgt zu Fuße; doch jene
Jagen im leeren Fuhrwerk dahin, entbunden der Herrschaft.
Kommen sie aber damit in das Dunkel des heiligen Haines,
So verpflegt man die Rosse und lehnet die Wagen im Hain an.
Dieß erheischet der alte Gebrauch. Zum König Poseidon
Schickt man Gebete darauf, und den Wagen bewahret die Gottheit.

Der Her. erhielt von Böttiger sehr interessante Aufklärungen über diese Stelle, deren Resultat wir aufnehmen. Die Griechen erhielten das

Pferd zuerst aus Afrika mit der Verehrung des Libyschen Neptun, und vermuthlich zugleich die Kunst es zu bändigen und an den Wagen zu spannen. Das Andenken an diese über das Meer hergekommne wohlthätige Kunst feyerte man nun durch ein Pferderennen zu Onchestus, und verband dieses, um die Gemüther noch mehr mit heiligem Schauer zu durchdringen, mit einer Art von Augurium. Man spannte bey der jährlichen Feyer junge Pferde, die erst gebändigt worden waren, an den Wagen, der Fuhrmann stand anfangs auf dem Wagen, um sie zum Lauf anzutreiben; sobald sie aber im Zuge waren, sprang er herunter und überließ sie sich ganz selbst, ging ihnen jedoch nach. Nun wurde ihr Lauf (nach Böttigers wahrscheinlicher Vermuthung) zum Zeichen, und es ward eine glückliche Vorbedeutung von den gnädigen Gesinnungen des Neptun, wenn sie gerade in seinen Hain eilten. Die Pferde, welche dort ankamen, wurden nun, als der Gottheit geweiht, in dem heiligen Bezirk erhalten und geweidet, der heilige Wagen aber, der dazu immer gebraucht wurde, blieb bis zum nächsten Fest angelehnt an den Wänden des Heiligthums stehen. Es wäre möglich, daß nicht nur der Lauf der Pferde, wie B. meint, sondern auch die Art ihres Schnaubens (ἀναπνέει) für ominös gehalten worden wäre, welche Vorstellung wenigstens bey den alten Germanen

statt fand, wie uns Tacitus in folgender Stelle der Germania C. 10, die durchaus mit der Schilderung der heiligen Ceremonie in Onchestus verglichen werden muß, berichtet: Proprium gentis, equorum quoque praesagia ac monitus experiri; publice aluntur iisdem nemoribus ac lucis candidi et nullo mortali opere contacti: quos pressos sacro curru sacerdos ac rex vel princeps civitatis comitantur, hinnitusque ac fremitus observant. Nec ulli auspicio major fides, non solum apud plebem, sed apud proceres, apud sacerdotes. Se enim ministros deorum, illos conscios putant.

Bey V. 272. findet der Her. mit Recht eine Härte im Uebergang, nach der Erklärung nämlich, die er von der Stelle giebt, aber sie fällt weg, wenn man die Worte in dem Sinne nimmt, der sich zuerst darzubieten scheint: Wenn auch die Gegend von Crissa nicht durch Spiele wie die bey der Delphusa gefeyert wird: so wird man doch auch dahin strömen und dir Opfer darbringen. Die Aechtheit der Episode vom Typhon, den die Juno hervorgebracht, um sich am Jupiter wegen der Geburt der Minerva zu rächen, wird vom Verf. für wahrscheinlich gehalten, wiewohl sie nur durch eine lose Verbindung mit der Geschichte zusammenhängt. Sie wird aber um so weniger auffallen, wenn man wahrscheinlich machen kann,

daß sie beym Hymnendichter weit kürzer gewesen und daß viel Fremdes durch andre Rhapsoden oder aus andern Gedichten eingeschaltet worden. Solche fremde Einschiebsel vermuthen wir in der Anrede der Juno an die Götter V. 311 — 330. Wir getrauen uns nur die Aechtheit von V. 311 — 15. 326. 327. 331. ff. zu verbürgen. Die Apostrophe an den Jupiter V. 321. ff. mitten in der Anrede an die Götter kommt sehr plötzlich und auffallend, und sie enthält V. 323 — 5. das nämliche, was die Juno schon V. 312. 13. gesagt hatte. Sehr zur Unzeit wird ihr Sohn Hephästos V. 316 — 18, den sie ohne den Zeus gebohren hatte, von ihr da erwähnt, wo sie dem Zeus vorwirft, daß er sich unterfangen eine Tochter ohne sie zu erzielen. Sie würde sich ja mit ihren eignen Waffen geschlagen haben. Und, wie konnte sie V. 326. ff., im Gegensatz des häßlichen Hephästos, mit Hervorbringung eines Sohnes drohen, der sich, wie die Pallas, unter den Göttern auszeichnen werde, da Typhon, den sie dem Zeus zum Trotz bald darauf mit der Erde hervorbrachte, ja noch weit mehr ein Ungeheuer als der hinkende Hephästos war. Lassen wir alles Störende und Fremdartige weg, so bleiben folgende in sich gut gerundete Verse übrig:

Alle Götter vernehmt es, vernehmt es, ihr Göttinnen alle,
Wie mich der Wolkenversammler zuerst der Ehre beraubet

Hat, nachdem ich von ihm zur verständgen Gemahlin erkohren.
Wie er gebahr ohne mich die blauäugige Göttin Athene,
Welche hoch vor allen unsterblichen Göttern hervorragt.
Nun so will denn auch ich bewirken, daß mir ein Knabe
Werde geboren, der hoch vor allen Unsterblichen rage!
Sprachs und entfernete sich, im Herzen erzürnt, von den Göttern. rc.

Von den zwey vom Verf. verurtheilten Versen V. 431. 432. möchten wir doch eine Fürbitte für den erstern einlegen. Nicht allein scheint uns die nähere Bestimmung der Zeit, wann der Zephyr anfing zu wehen, sondern auch die ausdrückliche Erwähnung des Ortes, den sie erblickten, passend zu seyn. Dagegen halten wir V. 436. 437. für überflüßig und matt.

Meisterhaft ist des Verf. Bearbeitung des Hymnus an den Hermes. Scharfsinniger und eindringender als alle seine Vorgänger zeigt er, daß diese Hymne einen Mythen-Cyclus vom Mercur enthalte, der schlecht verbunden und oft mit sich selbst im Widerspruch sey, daß die Sprache äußerst ungleich, bald schön und homerisch, bald rauh, hart, nüchtern, oft nicht einmal griechisch sey. Wahrscheinlich liegt ein alter Hymnus zum Grunde, dessen Inhalt der Diebstahl der Heerden des Apollo war. Alles

übrige scheint aus verschiednen Gedichten und zum Theil aus Versen der Grammatiker zusammengestoppelt zu seyn. Der Verf. wirft nicht weniger als 211 Verse heraus, welche deutliche Spuren von Interpolation an sich tragen. Nach diesen kunstvollen Scheidungen alles Fremden stellt sich der Vf. vor, daß folgendes der Inhalt der Hymne nach ihrer ursprünglichen Gestalt gewesen seyn müsse. Der neugeborne Hermes verläßt seine Wiege in Arcadien, kommt gegen Abend nach Pierien und entwendet 50 von den Götterkühen, die Apollo's Aufsicht anvertraut waren; erreicht, als der Mond aufgeht, den Fluß Alpheus, schlachtet dort zwey von den Kühen und kehrt gegen Morgen nach Cyllene zurück. Apollo erfährt den Diebstahl und sucht überall den Dieb auf; erfährt endlich in Onchestus in Böotien, ein Knabe habe die Kühe vorbey nach dem Peloponnes zu getrieben; ein Augurium sagt ihm das Weitere. Er kommt der Wahrheit so weit auf die Spur, Mercur habe die Kühe nach Pylos getrieben; da er sie aber auch dort nicht findet, kommt er nach Cyllene und verlangt vom Mercur sein Eigenthum wieder. Dieser leugnet den Diebstahl und erbietet sich, sich der Entscheidung des Jupiter zu unterwerfen. Im Olymp der listigen That überführt wird er verurtheilt, dem Apollo die Kühe wieder zu geben. Es geschieht, und Apollo läßt den

Mercur schwören, er wolle ihn nie wieder bestehlen. Drauf kehren beyde in Freundschaft in den Olymp zurück. Der Vf. nimmt als wahrscheinlich an, daß die Hymne zwischen Olympias 45. und 54. erst nach dem Alcäus, der denselben Gegenstand in einer vom Horaz (1, 10.) nachgeahmten lyrischen Hymne besang, gedichtet worden und daß der Vf. derselben dem Alcäus in vielen Stücken gefolgt sey. Aber gerade aus dieser Nachahmung des Alcäus, dessen Hymnus nicht episch, sondern lyrisch war, und, wie man aus dem Horaz sieht, überhaupt die Thaten, Künste und Erfindungen des Mercur umfaßte, könnte man verleitet werden zu glauben, daß der Homerische Hymnus auch ursprünglich keine Einheit der Handlung gehabt, sondern sich mehr der Manier der Hymnen des Callimachus genähert hätte, wiewohl dadurch im Mindesten nicht bezweifelt wird, daß der Hymnus, mehr als irgend einer, eine Menge interpolirter einzelner Verse und ganzer langer Stellen habe. Die Spuren, die man finden wollen, daß Callimachus den Homerischen Hymnus vor Augen gehabt, sind von der Art, daß sie kaum verdienten vom Vf. bemerkt und als Zeitbestimmung aufgenommen zu werden. In einer vom Vf. auch mit Recht unter die interpolirten gerechneten Stelle V. 450. ff. ist nicht bemerkt, daß das Flötenspiel der Musen im Olymp

auf ein spätes Zeitalter hinweise, wie Böttiger im Attischen Museum Band 1. Heft 2. S. 332. angedeutet hat.

Zu den gehaltreichen Anmerkungen über diese Hymne nur ein paar kleine Beyträge. V. 37. kommt ein Beytrag zur Geschichte des Aberglaubens vor, indem Hermes zur Schildkröte, die er gefangen, sagt:

Lebend wirst du mich gegen schädlichen Zauber beschützen.

Denn der Vf. liest mit Recht ἐπηλυσίης ἔσσεαι ἔχμα, remedium adversus incantationes, wie Rhunkenius statt αἰχμά vorgeschlagen hatte. Warum der Vf. ἐσσὶ ἄρ statt ἔσσεαι lesen möchte, ist uns nicht ganz deutlich. Man muß bey diesem Worte μοι aus V. 34. ὄφελος τί μοι ἔσσῃ ergänzen: Wenn ich dich leben lasse, so wirst du mir Dienste gegen Zauberey leisten. Was die Sache selbst anbetrifft, so weiß der Vf. nur aus dem Plinius eine Stelle anzuführen, daß man das Fleisch von Landschildkröten verbrannt habe, um Gift und Zauberkünste damit zu entkräften. Aber eine ähnliche magische Kraft wird auch den lebendigen Sumpfschildkröten bey den Schriftstellern der Landwirthschaft (Geopon. 1, 14, 8. und daselbst Niclas, und Palladius B. 1. Tit. 36, 14. und dazu Schneider T. 3. p. 40.) beygelegt. Wenn man diese nämlich bey drohendem Hagelwetter

auf den Rücken legt und in eine solche Lage bringt, daß sie sich nicht umwenden können, sondern die mit Hagel schwangre Wolke ansehen müssen: so wird dadurch der Hagel abgewendet. — Sollte wohl V. 87. statt des schwankenden δέμων ἀνθοῦσαν ἀλωὴν zu lesen seyn θέρων, welches so viel als ἐθείρων, colens ist? Das letztere, welches nur eine andere Form von jenem zu seyn scheint, steht Il. 21, 346. f. Χαίρει δέ μιν (νεοαρδέ' ἀλωὴν) ὅστις ἐθείρῃ. — V. 108 — 11. scheint dem Hermes die Erfindung der Kunst, Feuer aus Holz hervorzulocken, zugeschrieben zu werden. Einer ländlichen, einer Hirten-Gottheit wäre das sehr angemessen. Vielleicht ist V. 108. zu lesen: πυρὸς, δ' ἐκμάσσατο τέχνην, wie V. 511. steht. Wiewohl derselbe Sinn auch in der Lesart: ἐπεμαίετο τέχνην seyn kann. Aber worin bestand nun diese Kunst? Nach der Erklärung der Ausleger von V. 109. in der Aneinanderreibung eines Stückes Eisen an einen Lorbeerzweig. Auf das Auffallende davon macht jedoch der Vf. mit Schneider aufmerksam, welcher letztre glaubt, unter σιδήρῳ sey wohl ein andres Wort versteckt, welches irgend eine Gattung von Holz bezeichnet habe. Es kommt uns vor, daß man den wahren Sinn, der sich auf den ersten Augenblick darbietet, übersehen habe:

Δάφνης ἀγλαὸν ὄζον ἑλὼν ἐπέλεψε (oder ἀπέλεψε) σιδήρῳ,
Ἄρμενον ἐν παλάμῃ.

Die Erfindung wird nur kurz angedeutet, welche der vom Verf. angeführte Scholiast des Apollonius 1, 1184. genau und deutlich beschreibt. Man nahm einen Ast, den man mit dem Messer (σιδήρῳ) von der Rinde befreyte (λέπειν) und glatt machte. Dieser diente nun als eine Art von Bohrer oder Trepan, um in ein andres ausgehöltes Stück Holz (welches der Scholiast στορεὺς nennt) eingefugt und durch das schnelle Herein- und Herausziehen oder Reiben in demselben erhitzt und in Brand gesetzt zu werden. Das Zuspitzen und Glattmachen eines Bohrers von einem Olivenast, nur zu anderm Behuf, wird Od. 9, 325. ff. 382. ff. beschrieben. Daß der Lorbeer vorzüglich leicht Feuer fange, hat auch Seneca bemerkt. — V. 125. hat Herrmann de metris Pindari p. 275. seine von Ilgen gemißbilligte Conjectur τάνυσθ' u. s. w. in Schutz genommen. Aber auch uns scheint sie nicht glücklich zu seyn. — V. 229. f. hält der Vf. ἀμβροσίη Νύμφη für Nichthomerisch. Doch sagt ja Homer Il. 18, 266. f. Νὺξ ἀμβροσίη.

Der Charakter des reizenden Hymnus an die Aphrodite weicht von dem der übrigen homerischen Hymnen ab. Es ist kein eigentlicher

Lobgesang auf die Gottheit, sondern Venus wird vielmehr in ihrer ganzen Schwäche dargestellt, wie sie, die Götter, Menschen und Thiere mit Liebesgluth erfüllt und beherrscht, selbst vom Zeus mit Liebe zu einem sterblichen Mann erfüllt wird und mit dem Anchises den Aeneas erzeugt. Das Lob des Stammes des Aeneas ist der eigentliche Inhalt. Anfangs äußert der Vf. die scharfsinnige Vermuthung, es möchte vielleicht nur ein Bruchstück aus einem größern verlohrnen Dichterwerk, welches die Posthomerica enthielt, seyn, aber er kommt davon zurück, da das Gedicht ganz in sich vollendet, totum teres atque rotundum, und Eingang und Epilog, welche doch für ein besondres Gedicht geeignet sind, mit dem Ganzen aus Einem Stück zu seyn scheinen. Er bleibt also bey der Vermuthung stehen, es sey ein Proömium, das ein Rhapsode von viel Dichtergeist etwa um die Zeit des Mimnermus der Recitirung eines epischen Gedichts über die Schicksale des Aeneas nach der Zerstörung Troja's vorausgeschickt habe. Gewiß an sich sehr glaublich, nur nicht recht wohl mit des Vf. eigner Vorstellung von den Proömien S. 12. f. zu vereinigen, wo er von den Rhapsoden sagt: Putem, rhapsodos, ubi hymnis praeluderent, in laudibus numinis generalioribus substitisse potius, quam carminis epici particulae decantandae aliud, etsi brevius, tamen ducen-

torum (die Hymne an die Venus hat 293 Verse!) vel quadringentorum versuum ἔπος, quod in certo quodam mytho de deo exponendo versaretur, praefixisse. Tantam enim theatrorum illorum, quantumvis de auctore cujusque carminis parum sollicitorum, facilitatem ac patientiam fuisse, ut se longiusculis versibus mediocris nonnunquam poëtae duci sinerent, antequam magni cujusdam poëtae carmen, cujus recitatio caput ἀκροάσεως esset, audirent, vix mihi probabile. Praeterea vix putem, rhapsodos illorum temporum carmina sua, si mera prooemia ea esse voluerint, tam accommodate ad praecepta artis digesturos, eoque studio in singulis partibus expolituros fuisse, ut opusculum per se quodque integrum et finitum esset (und doch giebt er S. 70. die Hymne an die Venus als ein Gedicht an, in quo actio aliqua rite inchoata atque absoluta sit) u. s. w. Spuren einer nachhomerischen Zeit und späterer Mythen, die zum Theil schon einen philosophischen und mystischen Anstrich haben, sind vom Vf. genau angegeben worden. Bey der übrigen Zierlichkeit des Gedichts befremdet die Rohheit der Fabel von der Aphrodite, die sich dem Anchises so unumwunden anträgt oder vielmehr aufdringt. So, dächten wir, müßte sie etwa in den Cyprischen Gedichten vorgetragen worden seyn. Uebrigens glauben wir eine

gewisse Aehnlichkeit zwischen dem Hymnus an die Venus und zwischen dem an die Ceres in Absicht auf die Farbe und den Ausdruck in einzelnen Stellen wahrzunehmen. Der Verf. bemerkt sehr wohl die Neuheit der Vorstellung, daß Venus, welche beym Homer nur Götter und Menschen unterjocht, auch das ganze Thierreich mit gleicher Macht beherrscht. Ganz in dem Geist, wie Lucretius und der Verf. der Nachtfeyer der Venus dichten, (der auch die Tendenz hat V. 69. ff. die Nachkommen der Venus und des Anchises zu verherrlichen), unterwerfen sich ihr in unserm Hymnus V. 68. schmeichelnd die Wölfe, Löwen, Bäre und Panther, als sie auf den thierreichen Ida (Vgl. V. 159. f.) kommt. Vielleicht liegt bey dieser schönen Phantasie von der Zauberkraft der Venus die homerische Vorstellung von der Circe zum Grunde, die durch magische Künste Wölfen und Löwen ihre Wildheit genommen und sie in zahme, schmeichelnde Geschöpfe verwandelt hatte. Od. 10, 210. ff. Venus flößt den Bestien süßes Verlangen ein:

οἱ δ' ἅμα πάντες
Σύνδυο κοιμήσαντο κατὰ σκιόεντας ἐναύλους.

Wer denkt nicht hiebey an das so ganz ähnliche Bild in der Nachtfeyer:

Rees,

Ecce, jam ſuper geniſtas explicant tauri latus,
Quisque tutus, quo tenetur, conjugali foedere!
Subter umbras cum maritis, ecce, balantum greges!

V. 117. ff. giebt ſich Aphrodite für eine phrygiſche Fürſtentochter, welche vom Hermes auf den Ida entführt worden, als ſie mit den Nymphen und Jungfrauen im feſtlichen Reigen der Artemis getanzt habe. Den Her. befremdet die Vorſtellung von den Chören der Artemis, an welchen mit den Nymphen auch ſterbliche Mädchen Antheil genommen hätten. Allein im heroiſchen Zeitalter miſchten ſich ja die Götter noch häufig unter die Sterblichen und nahmen perſönlichen Antheil an den Feſten und Spielen, welche man ihnen zu Ehren beging. Catull ſingt:

Praeſentes namque ante domos inviſere caſtas
Heroum et ſeſe mortali oſtendere coetu
Coelicolae nondum ſpreta pietate ſolebant.
Saepe pater Divûm, templo in fulgente reviſens,
Annua dum feſtis veniſſent ſacra diebus,
Conſpexit terra (ſ. Creta) centum procurrere currus.
Saepe vagus Liber Parnaſſi vertice ſummo
Thyadas effuſis evantes crinibus egit:
Quum Delphi tota certatim ex urbe ruentes
Acciperent laeti Divum fumantibus aris.

Unter den vielen Meinungen und Vermuthungen über den Hymnus an die Ceres hat auch der Vf. ſeine eigne, die er mit Scharf-

sinn durchführt. Nach ihm haben wir den alten homerischen, von Pausanias mehrmals angeführten, Hymnus nicht mehr ganz, sondern, was wir haben, sind zwey verschiedne Hymnen, oder vielmehr die ersten 304 Verse machen einen alten, schönen, jedoch mit interpolirten Stellen vermischten, Hymnus auf die Ceres aus, den Pausanias nicht kannte. An diesen schließt sich vom 305ten Verse an bis zu Ende eine Fortsetzung an, die vermuthlich ein Cento eines Grammatikers aus verschiednen Hymnen und auch aus dem verlohrnen Homerischen Hymnus ist, und der durch Mangel an Haltung, schlechten Zusammenhang, Unebenheiten in der Erzählung und durch Wiederholungen sehr gegen den erstern Theil absticht. Daß die erstre Hälfte nicht der alte homerische Hymnus seyn könne, macht der Her. durch folgende Bemerkungen wahrscheinlich. 1) Pausanias nennt aus dem Hymnus des Pamphus und des Homer drey Töchter des Celeus, Diogenea, Pammerope und Säsara. Aber in unserm Hymnus kommen statt deren V. 108. vier Töchter des Celeus und zwar unter ganz andern Namen vor. Wobey uns jedoch immer aufgefallen ist, daß V. 283. ff. nur drey Töchter des Celeus, wiewohl ohne Namen, angegeben werden, unter welchen der Zusammenhang alle Töchter zu verstehen nöthigt, ein Umstand, welcher die Vermuthung

des Her. bestätigen kann, daß diese Stelle vielleicht unächt sey 2) Pausanias erzählt nach dem Pamphus, Proserpina sey beym Blumenpflücken entführt worden, indem sie sich durch eine Narzisse habe locken lassen. Dasselbe steht in der erstern Hälfte unsrer Hymne, aber in der Homerischen Hymne, die Pausanias kannte, stand es wohl nicht, sonst würde sich wahrscheinlich Pausanias auch auf diese berufen haben, wie er denn auch anderwärts den Pamphus und Homer zusammen anführt. So müßte denn aber auch die Stelle in der zweyten Hälfte unsers Hymnus V. 428. f. nicht homerisch seyn, in welcher die Geschichte der Narzisse eben so wie V. 8. ff. erzählt wird. 3) Pausanias erzählt, nach dem Pamphus, Ceres habe sich nach der Entführung ihrer Tochter in Gestalt eines alten Argivischen Mütterchens bey einem Brunnen ausgeruht, sey von Celeus Töchtern zu ihrer Mutter Metanira geführt und von dieser zur Verpflegung ihres Sohnes bestellt worden. Sonderbar wäre es, wenn er dieselbe oder eine ähnliche Erzählung im homerischen Hymnus gefunden hätte, wie sie denn den Inhalt des ersten Theils unsers Hymnus ausmacht, und er hätte den Homer gar nicht angeführt, auf dessen Hymne er doch sonst einen Werth legt. (Vermuthlich enthielt der Homerische Hymnus nicht sowohl die Geschichte der Irrsale der Ceres als der Einfüh-

rung ihrer Verehrung in Eleusis.) 4) Die zwey Stellen des Pausanias, worin ausdrücklich mehrere Verse aus dem homerischen Hymnus an die Ceres angezogen werden, sind gerade aus der letztern Hälfte unsrer Hymne genommen. Ob Pausanias 1, 38. wo er aus dem Homer das Beywort des Eumolpus ἀγήνωρ anführt, an V. 154. gedacht habe, wo Eumolpus nicht einmal so, sondern, wenigstens nach der Lesart der Moskauer Handschrift, ἀμύμων genannt wird, ist sehr zweifelhaft. Vom Eumolpus kam vermuthlich im homerischen Hymnus unter denen, die von der Ceres in ihre Mysterien eingeweiht worden, vieles vor. Nur Eine Instanz kann man dem Vf. machen. Der Scholiast des Nicander zu den Alexipharmaca V. 130. giebt den Inhalt der ganzen Stelle unsers Hymnus V. 204. ff. von den Scherzen der Jambe, durch welche die Ceres erheitert wurde, und von dem Mischtrank, durch den sie ihren Durst löschte, aus den dem Homer zugeschriebnen Hymnen an. Also wenigstens zu seiner Zeit erkannte man wohl auch die erstre Hälfte unsers Hymnus für homerisch an! Unter den Verschiedenheiten und Widersprüchen zwischen der erstern und letztern Hälfte unsers Hymnus kann man auch dieß anführen, daß, nach der letztern Hälfte V. 429. ff., Proserpina, so wie sie vom Pluto geraubt wird, augenblicklich in den Abgrund hinabgezogen

wird, wovon das Gegentheil im Anfang des Hymnus erzählt wird.

Für die kritische Behandlung und Verbesserung dieses erst seit wenig Jahren entdeckten und folglich nur noch von wenig Gelehrten bearbeiteten Hymnus an die Ceres hat der Verf. recht viel geleistet. Ceres kommt mit der Hecate V. 64. zum Helios und sagt: Ἠέλι', αἴδεσσαί με θέας ὕπερ εἴ ποτε u. s. w. Wie man auch θέας oder θεᾶς ὕπερ hat erklären oder verbessern wollen, es bleiben immer Schwierigkeiten übrig. Der Her. zeigt, daß die doppelte Beschwörungsformel: bey etwas (ὑπὲρ τινος) und: wenn ich anders ⲉⲉ εἴ ποτε ⲉ. nie beysammen stehe. Aus der Antwort des Helios V. 76. und aus dem homerischen Gebrauch, die Wörter αἰδεῖσθαι und ἐλεῆσαι zu verbinden, (vgl. Il. 22, 419. f. 24, 207. 503.) vermuthet er sinnreich, der Vf. des Hymnus habe geschrieben: αἴδεσσαί μ' ἐλέησόν τ' εἴποτε u. s. w. Nur läßt sich nicht wohl absehen, wie daraus das ὑπὲρ entstanden seyn könne. Wir bleiben vielleicht näher auf der alten Spur, wenn wir vorschlagen zu lesen:

Ἠέλι αἴδεσσαι μ', Ὑπεριονίδ', εἴποτε —

Vielleicht schrieb ein Grammatiker das Wort θεᾶς zu με, weil Ceres für zwey Göttinnen, für sich und ihre Tochter, das Mitleid des Helios in Anspruch genommen habe. — V. 154 — 6. pflichtet der Vf. der Schneiderschen

scharfsinnigen Versetzung bey. Es kommt ihm aber sehr matt und unschicklich vor, daß Celeus Töchter der Ceres die Namen der Fürsten und Vornehmen von Eleusis, bey denen sie ihr Unterkommen finden könne, aufzählen, vorzüglich da von den hier erwähnten sechs Fürsten vier noch einmal V. 479. f. vorkommen; (welche Stelle ja aber, nach des Vf. Ansicht, nicht mehr zu dieser Hymne gehört;) die Namen der beyden andern aber, des Polyxenus und Dolichus, sonst von keinem Schriftsteller genannt werden. Daher der Vf. geneigt ist, die Verse 153. 154. 155. für das Machwerk eines Grammatikers zu halten. Es sey uns vergönnt, unsre Meinung über diese Verse mitzutheilen, wiewohl wir sie für nichts weiter als für ein bloßes Spiel des Witzes ausgeben mögen. Nach dem ganzen Zusammenhang, da von Männern die Rede ist, οἷς ἔπεστι μέγα κράτος, schien uns bey ἡ μὲν V. 154. βία stehen zu sollen, wie V. 474. Εὐμόλπου δὲ βίη. Die beiden Eigennamen Πολυξεινος und Δολιχὸς waren uns eben so befremdlich als dem Verf. Der letztre kommt nirgends, der erstre nur V. 476. in einer offenbar untergeschobnen Flickstelle eines Grammatikers vor, wo wir überdem Πολυξείνῳ nur für das Prädicat des Triptolemus halten. Beide Stellen V. 153. ff. und V. 472. ff. scheinen allerdings auf einander hinzuweisen, und vielleicht wurden auch in

der erstern nur vier Heroen genannt, wie in der letztern, wenn die Stelle etwa ursprünglich so geheißen hätte:

Ἡ μὲν Τριπτολέμου πυκιμήδεος, ἡ δὲ Διόκλου
Πληξίπποιο βίη καὶ ἀμύμονος Εὐμόλποιο,
Καὶ πολιούχου πατρὸς ἀγήνορος ἡμετέροιο.

Aus Πολυξείνου haben wir das Epitheton πληξίπποιο gemacht, welches dem Diokles V. 473. beygelegt wird. Statt Δολιχοῦ haben wir durch eine ganz kleine Veränderung πολιούχου gesetzt, wodurch Celeus, der der Erste unter den Fürsten von Eleusis gewesen zu seyn scheint und auch V. 474. vorzugsweise ἡγήτωρ λαῶν genannt wird, ein passendes Beywort bekommt. Wenn man übrigens glaubt, daß Pausanias an dem oben angeführten Ort, wo er sagt, der Homer nenne den Eumolpus ἀγήνωρ, auf diese Stelle unsrer Hymne anspiele, so könnte man in der Moskauer Handschrift eine Verwechslung der Beywörter annehmen und V. 154. ἀγήνορος Εὐμόλποιο, V. 155. aber πατρὸς ἀμύμονος lesen. — In der Stelle von den Scherzen der Jambe, durch welche die Ceres erheitert wurde, verurtheilt der Her. mit Recht nach Heyne's Vorgang den 205ten Vers. Warum sprach er nicht auch das Todesurtheil über den unmittelbar vorhergehenden Vers aus, in dessen erster Hälfte der Her. selbst die Steigerung μειδῆσαι γελάσαι τε für abgeschmackt hält, und dessen zweyte Hälfte: καὶ ἵλαον σχεῖν θυ-

μόν keinen Numerus hat, andrer vom Her. angegebner Erinnerungen nicht zu gedenken. Gewiß ist der Vers eine bloße ergänzende Glosse, beygefügt dem vorhergehenden Vers:

Πολλὰ παρασκώπτουσ᾽ ἐτρέψατο πότνιαν, ἁγνήν.

Entweder glaubte der Grammatiker, ἐτρέψατο könne nicht ohne die Begleitung des Infinitivs stehen, und suchte einen Vers, der ihm ausgefallen zu seyn schien, zu ergänzen, oder erklärte blos am Rand des Dichters Ausdruck: „Jambe wendete die Ceres durch ihre Scherze" durch den Zusatz: „zum Lachen und zur Heiterkeit" und diese Randglosse kam hernach zu der unverdienten Ehre eines Platzes im Text. Ἐτρέψατο steht hier für flexit, a tristitia avertit, gerade wie ἔκαμψε in dem Epigramm des Julian (Brunck Analecta T. 2. p. 509. n. 66, 3. f.) von derselben Sache gebraucht wird. Proserpina wird angeredet:

— — — — καὶ σεῖο τεκοῦσαν,
Ἀχνυμένην ἐπὶ σοὶ, μοῦνος ἔκαμψε γέλως.

In der merkwürdigen Stelle, worin Ceres verspricht den Einfluß aller schädlichen Zaubermittel von dem kleinen Demophon abzuhalten V. 227. ff., nimmt der Her. an Einigem Anstoß. Das Wort ὑποταμνὸν scheint ihm gegen alle Analogie gebildet zu seyn; was Ilgen dafür sagt, muß ihm also nicht Genüge geleistet haben. Die Wiederholung desselben

Stammwortes in drey Wörtern, die fast unmittelbar auf einander folgen, ὑποταμνὸν, ἀντίτομον, ὑλοτόμος (ὑλοτόμοιο kommt wohl hier von ὑλότομον her) mißfällt uns nicht wie dem Her., sondern scheint uns den Gegensatz absichtlich schärfen zu sollen. Ja wir glauben sogar, daß V. 229. ὑποτόμοιο wegen des vorhergehenden ὑποταμνὸν zu lesen sey. Wir versuchten beyde Verse lateinisch so auszudrücken:

Ullum nec carmen succisa nec herba nocebit;
Herbae succisae contra succisa resistet.

Ein anderes Bedenken äußert der Her. mit folgenden Worten: Debebat etiam certum herbae noxiae genus nominari. Und er glaubt, daß ein Pflanzenkundiger vielleicht das wahre Wort auffinden könne. Aber wir begreifen nicht, warum sich nicht der Hymnendichter allgemein ausdrücken und überhaupt von Zauberkräutern habe sprechen können, wie auch andre Schriftsteller sich davon des Ausdrucks φαρμακον und für das Gegenmittel, ἀντίτομον, bedienen. Die Zauberer schnitten ihre magischen Kräuter unten bey der Wurzel (ὑπότομον) mit ehernen Sicheln (Sophokles fragmm. Brunck. p. 648. Valkenaer Diatribe p. 167.), davon Sophokles Trauerspiel Ῥιζοτόμοι den Namen hatte, in qua, wie Macrobius sagt, Medeam describit maleficas herbas secantem. Vergl. Ovid Met. 7, 227. Gegen solche und alle Zauberey sollte nun Orpheus in den Mysterien

kräftige Gegenmittel (ἀντίτομα) angegeben haben, worauf in Euripides Alceste V. 968. ff. angespielt wird: Ich kenne, sagt der Chor, kein kräftigeres Mittel (φάρμακον) als die Nothwendigkeit, weder unter den Mitteln, welche Orpheus erfunden, noch unter denen, welche Phöbus den Asclepiaden verliehen: πολυπόνοις Ἀντιτεμὼν βροτοῖσιν.

Als Ceres aufgebracht das Haus des Celeus verläßt, versichert sie, ihre Absicht sey gewesen, dem Knaben Demophon nicht nur unvergänglichen Ruhm, sondern auch Unsterblichkeit zu verleihen. Nun werde er aber sterben müssen, allein die unvergängliche Ehre werde ihm bleiben. Sie fährt fort V. 265. ff. zu weißagen:

> Ὥρῃσι δ' ἄρα τῷ γε περιπλομένων ἐνιαυτῶν,
> Παῖδες Ἐλευσινίων πόλεμον καὶ φύλοπιν αἰνὴν
> Αἰὲν ἐν ἀλλήλοισιν ἀέξουσ' ἤματα πάντα.

Von einem Bürgerkrieg in Eleusis schweigt die Geschichte; dagegen fällt in diese Zeit ein Krieg der Eleusinier mit den Athenern, und der Her. gerâth daher auf denselben Gedanken, den Rec. einmal hatte, daß V. 267. zu lesen seyn möchte: Αἰὲν Ἀθηναίοισι συνάξουσ' ἤμ. π., wobey es doch immer die Frage ist, ob jener Krieg so lange dauerte, wie es darnach scheinen würde. Wenn man aber den Zusammenhang genau nachsieht, so wird man überhaupt die Erwähnung eines Kriegs hier höchst unpassend

finden und daher die Verse 265 — 267. entweder mit dem Vf. für ein Einschiebsel halten, oder darauf denken, wie sie verbessert werden müßten, um einen dem Zusammenhang angemeßnen Sinn zu bekommen. Denn wenn auf die Verheißung der Ceres: Τιμὴ δ' ἄφθιτος αἰὲν ἐπέσσεται noch etwas folgen sollte, so mußte es (nicht die Erwähnung eines Kriegs, der zur Zeit des Demophon geführt werden würde, sondern) eine Detaillirung der Ehren seyn, die ihm wiederfahren würden. Uns dünkt, der Dichter habe so geschrieben:

Ὥρῃσι δ' ἄρα τόν γε, περιπλομένων ἐνιαυτῶν,
Παῖδες Ἐλευσινίων συναέξουσ' ἤματα πάντα.

Daß im Text ein Vers mehr ist, scheint uns von einer Randglosse herzurühren, wo irgend eine alte Sage oder Dichterstelle von einem Kriege zu Eleusis zur Zeit des Demophon beygeschrieben war, die zur Verfälschung des Textes Gelegenheit gab. Ueber den Ausdruck: ὥρῃσι, περιπλ. ἐνιαυτῶν, vergleiche man Hesiodus Theog. V. 58. ff. ὅτε δὴ ῥ' ἐνιαυτὸς ἔην, περὶ δ' ἔτραπον ὧραι, Μηνῶν φθινόντων, περὶ δ' ἤματα πόλλ' ἐτελέσθη. — Συναέξουσι, d. h. una omnes colent, tanquam heroa sacris excipient. Aehnlich ist die Stelle von der Verehrung des Erechtheus oder Erichthonius in Athen Il. 2, 546. ff.

Δῆμον Ἐρεχθῆος μεγαλήτορος, ὅν ποτ' Ἀθήνη
Θρέψε, Διὸς θυγάτηρ, (τέκε δὲ ζείδωρος Ἄρουρα)

Κὰδ δ' ἐν Ἀθήνης εἷσεν ἑῷ ἐνὶ πίονι νηῷ.
Ἔνθάδε μιν ταύροις καὶ ἀρνειοῖς ἱλάονται
Κοῦροι Ἀθηναίων, περιτελλομένων ἐνιαυτῶν.

Noch einer schwierigen Stelle V. 372—4. gedenken wir, wo Pluto der Proserpina in hinterlistiger Absicht einen Granatapfelkern zu essen giebt:

Ῥοιῆς κόκκον ἔδωκε φαγεῖν μελιηδέα λάθρη,
Ἀμφὶ ἑ νωμήσας.

Die letzten Worte haben den Gelehrten viel zu schaffen gemacht. Der Her. bleibt dabey stehen, daß sie so viel zu bedeuten scheinen als das homerische: ἀμφὶ ἑ παπτήνας. Aber nach wem sah sich denn Pluto um? Uns scheint ἑ νωμήσας aus ἐν νῷ μειδιάσας entstanden, und, nachdem die Stelle einmal verdorben war, das ἀμφὶ hineingesetzt worden zu seyn, weil man glaubte, es müsse vor ἑ stehen. Der Ausdruck ist gleichbedeutend mit dem Theokritischen 1, 96. λάθρη γελάοισα. In einem Orphischen Vers fragmm. p. 380. n. 16, 4. Gesners Ausg. wird von der Ceres eben so gesagt: μείδησ' ἐνὶ θυμῷ, und ähnlich drückt sich unser Hymnus selbst vorher V. 357. f. vom Pluto aus: μείδησεν δὲ — ὀφρύσιν. Der Dichter wollte also Pluto's stille Freude ausdrücken, daß er seinen Zweck so schlau erreicht habe. — V. 428. f. wird die außerordentlich schöne Narzisse geschildert, welche die Erde auf Zeus Geheiß her-

vorgebracht hatte, um die Aufmerksamkeit der Proserpina auf sich zu lenken, und während sie keinen andern Gedanken hatte, als diese zu pflücken, sie vom Pluto überraschen und entführen zu lassen. Wie wir glauben, daß diese Stelle gelesen werden müsse, haben wir in der Anzeige von Ilgen's Ausgabe der homerischen Hymnen angegeben. Aber den Her. verstehen wir nicht recht, wenn er sagt: Sed unde compertum habet (Ilgen, welcher liest: Νάρκισσον — ἐγὼ δρεπόμην), narcissum a Proserpina, non ab alia, decerptum esse? et ineptum, hoc, tanquam peculiare quid, separatim memorari. Im Anfang unsrer Hymne V. 7 und 15. f., wird ja dasselbe erzählt und ausdrücklich gesagt, Proserpina habe beyde Hände nach der Narzisse ausgestreckt, als sich die Erde plötzlich geöffnet habe. Und warum sollte dieses nicht besonders hervorgehoben werden, da der Umstand, daß Proserpina nach der Narzisse griff und sich durch sie zur Unachtsamkeit auf die Nachstellung des Pluto verleiten ließ, in dieser Geschichte wesentlich ist, auch vom Pamphus als ein solcher ausgezeichnet wurde.

Die kleinern homerischen Hymnen hält der Her., wie schon gesagt, meistentheils für Proömien. Ihr Inhalt bezog sich auf das Gedicht, dem sie vorangeschickt wurden, oder auf den Ort, die Stadt, die Landschaft, wo diese Gedichte abgesungen wurden, und auf die Schutz-

gottheiten derselben, oder auf die verschiednen Gattungen öffentlicher Versammlungen bey Festen, Wettspielen, Opfern u. dgl. Der Her. erläutert dieses an den einzelnen Hymnen. Ueber den Hymnus auf den Pan No. 18. urtheilt er, daß die erstre Hälfte ein Proömium, die zweyte aber vom 28sten Vers an, wie schon Groddeck annahm, ein Bruchstück eines grössern Gedichts, wahrscheinlich aus einer Theogonie, sey. Erwägt man den Inhalt desselben, nach welchem sich Hermes in die Tochter des Dryops verliebte und mit ihr den Pan erzeugte, nimmt man die Anfangsworte hinzu: Οἷόν θ' Ἑρμείην ἐριούνιον ἔξοχον ἄλλων Ἔννεπον u. s. w., so wird unsre Vermuthung vielleicht nicht ganz ungereimt scheinen, daß wir hier ein Bruchstück aus dem genealogischen Gedicht, die großen Eöen, welches zwar dem Hesiodus beygelegt wurde, aber nach Groddecks Muthmaßung von verschiednen alten Verfassern, und des ähnlichen Inhalts wegen zu Einem Ganzen geordnet und verarbeitet worden war, vor uns haben. Dort wurde der Uebergang einer Geschichte zur andern durch ἢ οἵη, vermuthlich auch durch ἢ ὡς, ἢ οἷος, οἷος δέ, gebahnt, und so scheint unserm Bruchstück in dem Hymnus an den Pan, die Erzählung von der Erzeugung des Hermes durch den Zeus mit der Maja (denn in den Eöen wurde das Geschlecht und die Thaten der von Göttern mit sterblichen

Weibern erzeugten Kinder besungen) vorausgegangen zu seyn; an welche seine Thaten angereiht wurden und wie er den Pan mit der Nymphe erzeugte.

Wir müssen sowohl aus den Prolegomenen als aus den Anmerkungen eine Menge vortrefflicher Erörterungen, Erläuterungen und Kritiken übergehen. Die letztern machen den Hauptwerth dieses wichtigen Werkes aus, lassen sich aber am wenigsten in einzelnen Beyspielen recht anschaulich machen. Nicht sowohl einzelne, zum Theil meisterhafte, Verbesserungen als der ganze Geist einer gesunden, überdachten, auf gründliche grammatische Einsicht gegründeten Kritik ist es, welcher diese Bearbeitung so sehr vortheilhaft auszeichnet. Aber es ist nicht blos die Wortkritik, sondern noch mehr die höhere, durch welche sich der Her. die entschiedensten Verdienste um die homerische Hymnensammlung erworben hat.

III.

Gedichte von Friedrich Schiller. Erster Theil. Leipzig bey Siegfr. Lebr. Crusius. 1800. 8. 335 S.

Diese, von keiner prosaischen Vorrede begleitete Sammlung enthält fast lauter neue Gedichte. Einige wenige sind aus der Thalia, die meisten aus den Horen und den Almanachen aufgenommen. Mit einer rühmlichen Selbstachtung, welche allgemein bewunderte Schriftsteller so leicht verläßt, verschmähte der Verfasser alles, was seinem jetzigen Ideale von Vollkommenheit nicht entsprach, und versenkte, soviel an ihm lag, die mangelhaften Produkte jugendlicher Energie und Fülle in die Tiefen der Vergessenheit.

Für die historische Beurtheilung seines Geistes behalten auch jene zurückgesetzten Arbeiten ein großes Interesse. Ein reicher Geist, welcher gern in die geheimsten Tiefen der menschlichen Natur hinabsteigt, eine seltne Innigkeit des Gefühls und ein großer Reichthum der

Ein-

Einbildungskraft leuchtet auch aus Schillers frühsten Gedichten hervor. Aber indem sie auf das lebhafteste zu dem Gemüthe sprechen, beleidigen sie oft das Gefühl des Schönen, und wie es scheint, nicht ohne Muthwillen. Oft wenn der Dichter nach dem Erhabensten strebt, stürzt er sich in den Strudel des Gräßlichen, und die Energie artet oft in eine widrige Heftigkeit aus. Der Reichthum ist oft überladen und üppig und von einem falschen Schimmer begleitet, und wo die Schönheit hervorbricht, gleicht sie weniger einem erheiternden Lichte, als einem Blitzstrahle, der für einige Augenblicke eine trübe Mischung beleuchtet.

Dieser kräftigen, aber verwilderten Natur, welche mehr erwarten ließ, als leistete, hat sich ein edlerer Geist bemächtigt, der sie, wie eine wohlthätige Nemesis, an den goldnen Zügeln des Rhythmus lenkt. Der Geist der Schönheit hat ihr ganzes Wesen durchdrungen und die Banden des blinden Triebes gelößt. Eine heitere und erfreuliche Schöpfung, das Werk genialischer Freyheit, erhebt sich vor unsern Augen und entfaltet sich in den mannichfaltigsten Formen. Die Kunst drängt das wild verlodernde Feuer zusammen, und in seinem höchsten Fluge wird der Geist durch jene edle Mäßigung regiert, welche seine vollendete Herrschaft über den Stoff beurkundet. Mit gleicher Besonnenheit und Ruhe taucht er sich in

die Tiefen des Unerforschlichen oder verbreitet sich durch das rege Leben, oder spielt mit Empfindungen und Bildern. Die Weisheit hat hier einen Bund mit der Anmuth geschlossen, oder beyde scheinen sich vielmehr zu Einem Wesen vereinigt zu haben. Kraft und Zierlichkeit, Schönheit und Energie, Anmuth und Erhabenheit bieten sich gegenseitig die Hand und entzücken uns durch den Anblick eines so seltnen Vereins. Man wird überzeugt, daß die Sänger noch leben,

Die mit dem lebenden Wort horchende Völker entzückt,
Die vom Himmel den Gott, zum Himmel den Menschen gesungen,
Und getragen den Geist hoch auf den Flügeln des Lieds.

Fast alle Gedichte dieser Sammlung sind aus der Epoche der Vollendung; einige andre, welche als die Vorläufer dieses Zeitraums angesehn werden können, haben mehrere bedeutende Veränderungen erhalten, und nur durch wenige Stellen fühlt man sich in die ersten Zeiten zurückversetzt. Eine Stelle dieser Art und gewiß die schlechteste im ganzen Buche, ist S. 296. in dem Gedichte Resignation, welches überhaupt noch am meisten von der Düsterheit der frühern Manier hat:

Ein Lügenbild lebendiger Gestalten,
Die Mumie der Zeit,

Vom Balsamgeist der Hofnung in den kalten
Behausungen des Todes hingehalten,
Das nennt dein Fieberwahn Unsterblichkeit.

So selten überhaupt die Erscheinung eines Dichters ist, welcher philosophischen Tiefsinn mit allen Gaben der Musen vereinigt, so sehr finden wir uns oft in diesen Gedichten überrascht, einen scheinbar spröden und unfruchtbaren Stoff von der reichsten Fülle poetischen Lebens durchdrungen zu sehn. Denn durchdrungen und beseelt ist er hier, nicht etwa bloß mit dem Gewande der Dichtkunst bekleidet. Der Tiefsinn hat auf dem Boden der Einbildungskraft Wurzel gefaßt und eine andre Natur angenommen, und zugleich mit den schönsten Blüthen der Dichtkunst entfaltete sich eine edle und erhabne Philosophie.

Zwey Gegenstände sind es hauptsächlich, die den Dichter auf das lebhafteste beschäftigen, das Wunderbare des menschlichen Lebens und das Wesen der Kunst. Oft paart er beydes und eröffnet uns in der Betrachtung der letztern weite erhebende Aussichten in die Gesetze, welche das Leben, ja die Welt überhaupt regieren. Zuverläßig ist nie über das Wesen der Künste etwas tiefer gedachtes in beseelteren Worten gesungen, nie sind die geheimsten Geheimnisse der Poesie durch sie selbst auf eine glänzendere Weise dargestellt worden. Ein Commentar über diese Gedichte

würde eine Theorie der Kunst seyn, und man würde mit Bewunderung entdecken, daß die Gesetze, welche sie aufstellen, dieselben sind, denen sie ihre Entstehung verdanken.

Die Sprache in diesen Gedichten ist, in den kleinsten wie in den größten, gewählt, edel, bilderreich und von einem unnachahmlichen Wohlklange. In einigen Stücken ist sie so durchsichtig und klar, daß man Schillers Charakter in ihnen verkennen würde, wenn er sich nicht durch die Tiefe und Größe seiner Ideen kund thäte. Die Versification ist in den meisten Stücken leicht und fortreißend, und in den größern Gedichten von einer Fülle, Stärke und Vollendung, die nicht leicht übertroffen werden dürfte. So wirkt hier alles zusammen, um das Gefühl einer vollkommenen Freyheit des Gemüthes zu wecken. Leicht und willig scheint sich der Stoff der Ueberlegenheit des Genius zu fügen, und die schöpferische Kraft seines Willens allein scheint die wundersamsten Gebäude der Poesie hervorgerufen, geordnet und mit dem Zauber eines idealischen Glanzes bekleidet zu haben.

Nach diesen allgemeinen Bemerkungen wollen wir einiges genauer betrachten und vorzüglich bey denjenigen Gedichten verweilen, deren Inhalt, um ganz gefaßt zu werden, ein wiederholtes Studium voraussetzt. Diese wollen durchaus nicht bloß genoßen seyn. Es ist aber

auch nicht zu fürchten, daß die Analyse den Genuß ihrer Schönheit zerstöre. In Werken, bey denen Stoff und Form so durchaus einig sind, muß die Betrachtung der letztern durch die Kenntniß des erstern nothwendig gewinnen.

Die Sammlung wird mit einer kleinen Allegorie voll Anmuth eröffnet, die ihr statt der Vorrede dient. Die Klarheit und Heiterkeit der Darstellung, die zarteste Anspruchslosigkeit und der geheimnißvolle Schleyer selbst, welcher den Sinn umhüllt, haben dem Mädchen aus der Fremde, auch das Herz derer gewonnen, die jenen Schleyer nicht zu lüften wußten. Und so muß jede Allegorie wirken, wenn sie den Namen eines Kunstwerkes verdienen will, sie muß selbstständige Schönheit mit einem treffenden und gediegenen Sinne verbinden. Aber dieser Sinn darf kein Räthsel seyn; und ist es auch in dem gegenwärtigen Falle nicht. Das Mädchen aus der Fremde ist die Poesie. Herbeygerufen durch die Innigkeit des Gefühls, welches die Blüthe und Anmuth der Natur zu wecken pflegt, tritt sie zuerst unter den einfachsten und unschuldigsten Kindern der Natur auf, die sie durch ihre Gegenwart beglückt und über die enge Sphäre ihres Daseyns erhebt. Niemand weiß, von wannen sie kömmt oder wohin sie geht; und ihr geheimnißvoller göttlicher Ursprung kündigt

sich durch die edle Würde an, mit der sie sich von allem, was gemein und sterblich ist, entfernt. Sie beglückt die Menschen durch ihr heiteres Daseyn und durch die Gaben, die sie ihnen mittheilt; Gaben, die sie selbst in überirdischen Gegenden, in dem Lande der Ideale, gesammelt hat. Sie sind von der mannichfaltigsten Art, obgleich alle erfreulich und schön. Die einen, reizende Spiele der Phantasie und — gleichsam die Blumen der Dichtkunst — ergötzen durch ihre Anmuth: die andern sind von ernsterer Art und den Früchten vergleichbar, nach denen das Alter vorzugsweise greift, während die Jugend sich mehr an jenen erfreut. Jeder hat Anspruch auf ihre Gunst; aber vor allen der Liebende. Denn die Liebe ist die Poesie des Lebens und es giebt keine Poesie ohne Liebe!

So deutet sich der Inhalt dieses Gedichts auf eine natürliche und ungezwungne Weise aus, und nur etwa in den Worten

Doch schnell war ihre Spur verlohren,
Sobald das Mädchen Abschied nahm,

dürfte eine kleine Schwierigkeit übrig bleiben. Wenn man aber nur nicht an die Produkte der Poesie — welche freylich als ihre zurückbleibenden Spuren angesehn werden könnten — sondern an ihr eigenthümlichstes Wesen denkt, welches in dem besteht, was nicht erlernt und fortgepflanzt werden kann, so ist es offenbar,

daß die Spuren der Poesie jedesmal mit dem Aufhören ihrer begeisternden Kraft entfliehn.

So wie hier die Natur der Poesie und ihr wunderbares Wesen durch die geheimnißvolle Verschleyerung auf der einen, und die anmuthige Heiterkeit der Darstellung auf der andern Seite, sehr glücklich versinnlicht wird, so stellt der Dichter S. 12. die Gesetze einer andern Kunst und — indem alles Schöne auf derselben Grundlage ruht — die Gesetze der Kunst überhaupt in einer idealischen Beschreibung des Tanzes auf. In den seelenvollen Bildern, mit denen im Eingange der Tanz geschildert wird, glaubt man das leichte und fröhliche Schweben ätherischer Gestalten wahrzunehmen, und die anmuthige Bewegung des Verses kömmt dieser Täuschung ausnehmend zu Hülfe:

Seh' ich flüchtige Schatten, befreit von der Schwere des Leibes?
Schlingen im Mondlicht dort Elfen den luftigen Reihn?
Wie, vom Zephyr gewiegt, der leichte Rauch in die Luft fließt,
Wie sich leise der Kahn schaukelt auf silberner Fluth,
Hüpft der gelehrige Fuß auf des Takts melodischer Woge,
Säuselndes Saitengetön hebt den ätherischen Leib.

Indem der Dichter in den folgenden Versen die Verwandlung der Ordnung in eine schein-

bare Verwirrung, und die Rückkehr zur Ordnung schildert — dieses ewige Zerstören und Erzeugen der drehenden Schöpfung — vollendet er die Beschreibung des Tanzes und stellt ihn zugleich in das Licht eines interessanten Räthsels, dessen Auflösung ihn in dem übrigen Theile des Gedichtes beschäftigt. Von dieser Auflösung reißt er uns zu einer kühnen und geistreichen Anwendung fort. Die Schranken einer einzelnen Erscheinung verschwinden, und das Bild der moralischen Welt und des unendlichen Alls — in jener gleichsam gespiegelt — eröfnet sich uns. Wir glaubten uns an einem leichten Spiele zu erfreun, und finden uns auf einmal durch eine Gesetzmäßigkeit derselben überrascht, die dieses Spiel an die Welt knüpft:

Und dir rauschen umsonst die Harmonien des Weltalls,
Dich ergreift nicht der Strom dieses erhabnen Gesangs,
Nicht der begeisternde Takt, den alle Wesen dir schlagen,
Nicht der wirbelnde Tanz, der durch den ewigen Raum
Leuchtende Sonnen schwingt in kühn gewundenen Bahnen?
Das du im Spiele doch ehrst, fliehst du im Handeln, das Maaß.

Die hohe Würde der Poesie und ihre heilige Enthaltung von dem geschäftigen Eigen-

nutze des gemeinen Lebens; ist der Gegenstand eines Gedichtes von dem anmuthigsten Kolorit, der Theilung der Erde, S. 30. Auch hier, wo uns nur ein fröhlicher Scherz mit feiner Ironie geboten wird, fühlen wir uns bald durch die schöne Klage des Poeten und die überraschende Auflösung auf eine unerwartete Weise gerührt und erhoben. Das Bild der eigennützigen Regsamkeit auf der einen, die Idee der heiligen Ruhe der Kunst auf der andern Seite, der Gegensatz des Sinnlichen und Geistigen, des Irdischen und Himmlischen, das sich hier so naiv begegnet, und die Erhebung zu einem Standpunkte, aus welchem die Tücke des Zufalls fast verschwindet, ist zugleich schön, rührend und befriedigend.

Eine geistreiche Rechtfertigung des Idealischen und des schönen Scheines gegen die strengen Vertheidiger der trocknen und unverschönerten Wahrheit, enthält S. 153. die Poesie des Lebens, ein Gedicht, das die Kunst, der Wahrheit Anmuth zu geben, auf eine so glückliche Weise übt, daß es, auch ohne Rücksicht auf die darinne enthaltenen Gründe, alle Gemüther für die Ansprüche des schönen Scheines gewinnen muß. Aber diese Gründe sind eben so wahr, als ihre Darstellung schön ist:

Erschreckt von deinem ernsten Worte
Entflieht der Liebesgötter Schaar,

Der Musen Spiel verstummt, es ruhn der Horen
Tänze,
Still trauernd nehmen ihre Kränze
Die Schwestergöttinnen vom schön gelockten Haar;
Apoll zerbricht die goldne Leyer,
Und Hermes seinen Wunderstab,
Des Traumes rosenfarbner Schleyer
Fällt von des Lebens bleichem Antlitz ab,
Die Welt scheint, was sie ist, ein Grab.
Von seinen Augen nimmt die zauberische Binde
Cytherens Sohn, die Liebe sieht,
Sie sieht in ihrem Götterkinde
Den Sterblichen, erschrickt und flieht,
Der Schönheit Jugendbild veraltet,
Auf deinen Lippen selbst erkaltet
Der Liebe Kuß, und in der Freude Schwung
Ergreift dich die Versteinerung.

Der Gebrauch der alten Mythologie, welcher diese Stelle einen großen Theil ihres Glanzes verdankt, ist eine charakteristische Eigenthümlichkeit von Schillers neuem poetischen Styl. Bisweilen dient sie ihm als brauchbarer Stoff zu phantasiereichen Spielen — wie in der Klage der Ceres und dem Eleusinischen Feste — öfterer und lieber aber als schöne Umgebung einer Idee, mit welcher er jene reizenden Blüthen des poetischen Alterthums gleichsam befruchtet. Beyspiele hievon bieten sich überall in dieser Sammlung dar: keines aber dünkt uns an Schönheit und hoher Grazie mit dem wetteifern zu können, welches das Reich der Formen be-

schließt. In diesem ernsten Werke, das, im höchsten Style gedichtet, jeden müßigen Zierrath verschmäht, und uns durch imposante Größe, edle Verhältnisse und das geheimnißvolle Dunkel seines innern Heiligthums, mit einer Art von religiöser Bewunderung erfüllt, treten einige Mythen, voll des fruchtbarsten Sinnes, wie Erscheinungen aus einer andern Welt hervor und erleuchten, durch den sie umgebenden Glanz, die Wunder, die das Innere dieses Tempels einschließt.

Das Bild des Herkules, als Symbol des Menschen überhaupt, seines Zusammenhanges mit der wirklichen Welt und seiner Fähigkeit, über die Schranken derselben in die Regionen der Freyheit emporzusteigen, ist unter diesen Mythen die ausgeführteste, reichhaltigste und schönste:

Tief erniedrigt zu des Feigen Knechte
Ging in ewigem Gefechte
Einst Alcid des Lebens schwere Bahn,
Rang mit Hydern und umarmt den Leuen,
Stürzte sich, die Freunde zu befreyen,
Lebend in des Todtenschiffers Kahn.
Alle Plagen, alle Erdenlasten
Wälzt der unversöhnten Göttin List
Auf die will'gen Schultern des Verhaßten
Bis sein Lauf geendigt ist.

Bis der Gott des Irdischen entkleidet,
Flammend sich vom Menschen scheidet,
Und des Aethers leichte Lüfte trinkt.

Froh des neuen ungewohnten Schwebens
Fließt er aufwärts und des Erdenlebens
Schweres Traumbild sinkt und sinkt und sinkt.
Des Olympus Harmonien empfangen
Den Verklärten in Kronions Saal,
Und die Göttin mit den Rosenwangen
Reicht ihm lächelnd den Pokal.

Der vollständigste Commentar zu diesem Gedichte, dessen Inhalt wohl nur einer kleinen Anzahl von Lesern in allen seinen Theilen vollkommen klar seyn dürfte, sind Schillers Briefe über die ästhetische Bildung, einem Werke, das, um es beyläufig zu sagen, in der Geschichte der Kritik eine der merkwürdigsten Epochen macht. Der Streit des Göttlichen mit dem Menschlichen, der Pflicht mit der Neigung, und die Vereinigung, welche zwischen den streitenden Kräften durch die vollendete Entwicklung des Schönheitssinnes bewirkt werden kann, ist der Gegenstand desselben. Das wirkliche Leben ist ein Kampfplatz, auf welchem die menschlichen Kräfte ohne Unterlaß zum Widerstande aufgefordert werden; der Mensch muß sich aus dem Leben hinausflüchten, er muß sich zu dem Ideale der reinen Menschheit erheben, wenn er diesen Streit aufgehoben sehn und die harmonische Ruhe genießen will, die nicht die Belohnung der Trägheit, sondern geübter und gespannter Kräfte seyn soll. Mit einer schönen Anspielung auf die Kampfspiele der Alten setzt

hier der Dichter das wirkliche Leben dem idealischen Zustande einer vollendeten und harmonischen Ruhe entgegen:

Wenn es gilt zu herrschen und zu schirmen,
Kämpfer gegen Kämpfer stürmen
Auf des Glückes, auf des Ruhmes Bahn,
Da mag Kühnheit sich an Kraft zerschlagen,
Und mit krachendem Getös die Wagen
Sich vermengen auf bestäubtem Plan.
Muth allein kann hier den Dank erringen,
Der am Ziel des Hippodromes winkt,
Nur der Starke wird das Schicksal zwingen,
Wenn der Schwächling untersinkt.

Aber der, von Klippen eingeschlossen,
Wild und schäumend sich ergossen,
Sanft und eben rinnt des Lebens Fluß
Durch der Schönheit stille Schattenlande,
Und auf seiner Wellen Silberrande
Mahlt Aurora sich und Hesperus.
Aufgelöst in zarter Wechselliebe,
In der Anmuth freyem Bund vereint,
Ruhen hier die ausgesöhnten Triebe,
Und verschwunden ist der Feind.

Diese harmonische Ruhe stellt der Künstler in seinen Werken dar, die, dem spröden Stoffe mit unermüdlicher Anstrengung abgewonnen, durch den Schein einer Freyheit, den er seiner Erhebung in das Gebiet idealischer Schönheit verdankt, bezaubert. Vergebens würde der Mensch, wenn er sich zu einem Kunstwerke zu veredeln bemüht, dieses durch die Kraft seines Willens erzwingen wollen: zwischen den Aus-

übung der Tugend und den Anforderungen des Gesetzes wird immer ein unendlicher Abgrund bleiben, der durch nichts ausgefüllt werden kann, als durch die freye Vereinigung der Neigung mit dem Willen. Die sinnliche Natur muß sich durch Schönheit läutern; der Mensch muß schön fühlen und er wird nicht mehr vor der unendlichen Unerreichbarkeit des Gesetzes zittern:

Nehmt die Gottheit auf in euern Willen,
Und sie steigt von ihrem Weltenthron.
Des Gesetzes strenge Fessel bindet
Nur den Sklavensinn, der es verschmäht,
Mit des Menschen Widerstand verschwindet
Auch des Gottes Majestät.

Diese harmonische Vereinigung ist das höchste Ziel menschlicher Bestrebungen, nicht die Ertödtung der Empfindungen und Triebe, die die Natur in unsern Busen gelegt hat und die wir auf das heiligste bewahren müssen. So wenig wir den Leiden der Menschheit entfliehen können, so wenig sollen wir das sympathetische Gefühl und die Theilnahme an fremden Leiden ausrotten wollen; aber so wie wir jenen durch Selbstbeherrschung unser besseres Selbst entziehen können, so kann uns dieses in der idealischen Betrachtung des Lebens zu einem Gegenstande des Wohlgefallens werden:

— in den heitern Regionen,
Wo die reinen Formen wohnen,

Rauscht des Jammers trüber Strom nicht mehr.
Hier darf Schmerz die Seele nicht durchschneiden,
Keine Thräne fließt hier mehr dem Leiden,
Nur des Geistes tapfrer Gegenwehr,
Lieblich wie der Iris Farbenfeuer
Auf der Donnerwolke duft'gem Thau,
Schimmert durch der Wehmuth düstern Schleyer
Hier der Ruhe heitres Blau.

Zu der Klasse von Gedichten, welche der Betrachtung der Kunst gewidmet sind, gehören die schönen Oktaven an Göthe (S. 270.) über die Aufführung des Mahomet. Die charakteristische Verschiedenheit des deutschen und französischen Trauerspiels, das Bestreben des erstern, die engen Schranken conventioneller Regeln zu zerbrechen und die ganze Welt in seinen Umfang aufzunehmen, die Abwege einer rohen Natur, auf die es gerathen ist, die Vorzüge und Mängel der französischen Tragödie — alles dieses ist mit treffenden und kräftigen Zügen, in schönen Bildern und einer edeln, anmuthigen Sprache geschildert. Ueberraschend neu und treffend ist das Bild von Charons Nachen auf das Wesen der Dichtkunst angewendet, welche nur den Schein der Wahrheit, aber durchaus keine Einmischung des Wirklichen verträgt:

Doch leicht gezimmert nur ist Thespis Wagen,
Und er ist gleich dem acherontischen Kahn,
Nur Schatten und Idole kann er tragen,
Und drängt das rohe Leben sich heran,

So droht das leichte Fahrzeug umzuschlagen,
Das nur die flücht'gen Geister fassen kann.
Der Schein soll nie die Wirklichkeit erreichen,
Und siegt Natur, so muß die Kunst entweichen.

Zum Theil dieselben Ideen werden in Shakspear's Schatten S. 275. mit treffendem Witze, aber in einer ganz verschiedenen Gestalt dargestellt. Was dort nur gelegentlich berührt wurde, ist hier der eigentliche Mittelpunkt, nämlich die Plattheit, zu welcher das deutsche Theater durch einen übelverstandnen Begriff von Natur, durch die Verbannung der großen Kräfte aus dem Umfange dramatischer Handlungen und eine ganz falsche moralische Tendenz herabgesunken ist. Die Kunst Dramen zu schreiben, ist hierdurch zu einem Handwerke geworden, in welchem man es bald zu einer großen Fertigkeit bringen kann, wie die Sündfluth von Schauspielen zeigt, mit welcher die ersten Repräsentanten dieser Gattung in unsern Zeiten, Goldoni, Iffland und Kotzebue, das Theater überschwemmt haben. Da ihr die Bequemlichkeit zu einer so großen Empfehlung gereicht, so ist zu fürchten, daß ihre Zeit noch nicht ganz vorüber sey. Man muß das Beste hoffen. Eine richtigere Einsicht in das Wesen der Kunst ist erwacht, und die mannichfaltigen Bewegungen, die sich auf dem Gebiete der Künste zeigen, läßt erwarten, daß

allmäh-

allmählig die Ausführung mit der Einsicht gleichen Schritt halten wird.

Unter den epigrammatischen Gedichten, die von S. 303 an, als Votivtafeln aufgestellt sind, haben mehrere eine Beziehung auf die Kunst, andre enthalten Lehren der Lebensweisheit, noch andre Bemerkungen über die Natur des Menschen. Die wenigsten sind wohl eigentliche Poesie; aber die poetische Form dient dem sinnvollen Gedanken zu einem zierlichen Rahmen, in welchem die Gegensätze durch die antithetische Natur des Verses, und die Entfaltung des Sinnes durch das Verhältniß des Pentameters zu dem Hexameter so gefällig unterstützt und befördert wird.

Die Aufnahme der Form des Epigrammes der Griechen in unsre Poesie hat sie seit kurzem mit einer Menge geistvoller Sinngedichte bereichert, aus welcher schon jetzt eine Anthologie gesammelt werden könnte, die an Interesse und Mannichfaltigkeit der griechischen vielleicht nicht weit nachstehen dürfte. Außer den Sentenzen der Votivtafeln sind durch die ganze Sammlung epigrammatische Gedichte zerstreut, unter denen mehrere, auch als ächte Poesie, neben den schönsten des Alterthums zu stehen verdienen, in Rücksicht auf die Reichhaltigkeit und Bedeutsamkeit des Inhaltes aber mit Recht auf den Vorrang vor jenen Anspruch machen. Was kann schöner und bedeutender

seyn als (S. 33.) das rührende Bild des Verhängnisses der Menschen, welches der Dichter in der Geschichte des Odysseus erkennt, welcher durch Noth und Gefahren einem Ziele von Glückseligkeit entgegeneilte, das er nicht einmal erkannte, als der Zufall es ihn erreichen ließ. Von einer andern Gattung, aber nicht geringerer Schönheit ist (S. 200.) das Beyspiel deutscher Treue in der Geschichte Friedrichs von Habsburg und Ludwig des Bayern. Hier hätte das letzte Distichon, der Vollständigkeit der Erzählung unbeschadet, allerdings wegbleiben können, aber für die Vollständigkeit des Eindrucks ist es ein bedeutender Zusatz, welcher, ganz in dem Geiste alter Kunstwerke, die Empfindung des großen Haufens der Beschauer einer an sich einzigen Begebenheit zu bezeichnen dient.

Die Erwähnung dieser kleinen, reichhaltigen Bilder führt uns auf diejenigen unter den größern Gedichten, welche die höchsten Angelegenheiten des Menschen, sein inneres und äusseres Leben, umfassen. Hier bietet sich uns zuerst (S. 17.) die Elegie dar, in welcher die Gaben des Glücks gegen die Gaben des Verdienstes gerechtfertigt werden; eine Elegie, die uns in die heitersten Regionen einer idealischen Welt erhebt, und eine reiche Fülle von Ideen in zarten und gefälligen Bildern darstellt. Wir achten die Kraft, welche sich einen Platz in

dem Leben erringt und dem Schicksal seine Güter abnöthigt, aber die Gaben, welche das Glück dem Menschen aus freyem Wohlwollen schenkt, erfreuen uns. Sie sind das Größte und Herrlichste, was das Leben schmückt, und das überirdische Licht, das sie um sich her verbreiten, thut ihren göttlichen Ursprung kund. Sie erheben den Menschen, dem sie zufallen, über den Verdienstvollen, und stellen ihn in einen wundervollen Glanz, dessen das unscheinbare Verdienst entbehren muß:

War er weniger herrlich, Achilles, weil ihm Hephästos
Selbst geschmiedet den Schild und das verderbliche Schwerdt,
Weil um den sterblichen Mann der große Olymp sich beweget?
Das verherrlichet ihn, daß ihn die Götter geliebt,
Daß sie sein Zürnen geehrt, und, Ruhm dem Liebling zu geben,
Hellas bestes Geschlecht stürzten zum Orkus hinab.

Bey diesem rechtfertigenden Preiße der Gaben des Glücks erscheint der Dichter selbst von einer reinen Freude beseelt. Ein zartes Licht der Heiterkeit strahlt überall hervor und vereinigt die mannichfaltigen Glieder des Ganzen. Götter und Menschen, Irdisches und Himmlisches zieht vor unsern Augen vorüber, und in der leichten Schöpfung der poetischen Welt, die der Dichter, in dem sichern Gefühl des Be-

sitzes der schönsten Gabe des Glücks, herauf ruft, erkennen wir freudig das Wunder, über das uns seine begeisterte Muse belehrt.

In dem Genius S. 23. wird die Frage aufgeworfen, ob der innre Frieden des Gemüths schlechterdings nur durch deutliche Erkenntniß erkauft werden, und ob man der Leitung der Natur nur dann trauen könne, wenn die Weisheit der Schule das Siegel der Bestätigung auf ihre Aussprüche gedrückt habe. Aecht elegisch und bewundernswürdig schön ist, in der Auflösung dieser Frage, die Beschreibung des goldnen Zeitalters

da das Heilige noch in der Menschheit gewandelt,
da jungfräulich und keusch noch der Instinkt sich bewahrt,

und der anspruchslosen, stillen Größe der Unschuld, die sich selbst genügend, ewig gesetzmäßig und ewig gesetzgebend, keines Führers bedarf. Wer diese köstliche Unschuld in seinem Herzen bewahrt hat, dem gilt das Gesetz nicht, das nur den Widerstrebenden trift:

— an alle Geschlechter ergeht ein göttliches Machtwort,
Was du mit heiliger Hand bildest, mit heiligem Mund
Redest, wird den erstaunten Sinn allmächtig bewegen,
Du nur merkst nicht den Gott, der dir im Busen gebeut,

Nicht des Siegels Gewalt, das alle Geister dir beuget,
Einfach gehst du und still durch die eroberte Welt.

Von einem größern Umfange des Inhalts sowohl als der Ausführung ist, S. 49. der Spaziergang, wo der Dichter eine Art von natürlicher Geschichte der Kultur des Menschengeschlechtes, von ihren einfachsten Anfängen an bis zu ihrer größten Verwickelung, aufgestellt hat. Reiche einander entgegengesetzte Bilder der Natur und Kunst, der Einfachheit und des Luxus, der Unschuld und der Verderbniß, der Freyheit und der Tyranney vereinigen sich hier zu einem großen Ganzen, welches die Einbildungskraft mit dem Effekt eines kunstvoll geordneten, magisch beleuchteten Gemähldes bezaubert und den Verstand mit dem Verdienste einer gründlichen Geschichte unterhält. Wir glauben eine Beschreibung zu lesen und sehen uns mit einer Aussicht auf die Weltgeschichte überrascht; wir begleiten einen Lustwandler auf seinen Spaziergang, und er entführt uns auf den Flügeln seiner Begeisterung zu einer Höhe, von welcher wir auf das Menschengeschlecht herab blicken und alles Große und Wunderbare seiner Kultur mit einemmale überschaun. Auch ohne die innre Beziehung aller einzelnen Theile auf Eine Idee giebt ihm die ästhetische Schönheit der Beschreibungen, und der, durch die leichtesten, zartesten Uebergänge bewirkte Zu-

sammenhang die gegründetesten Ansprüche auf einen vorzüglichen Platz unter den beschreibenden Gedichten; was aber seine innre Bestimmung betrift, so kennen wir wenige Werke, in denen sich die didaktische Tendenz unter dem Scheine eines Spiels so treflich verbirgt. Der beschränkten Düsternheit des Zimmers und dem einengenden Gespräche zu entgehn, rettet sich der Dichter in die freye Natur. Eine anmuthige, sonnige Landschaft, mannichfaltig ohne Hülfe der Kunst, einsam aber doch belebt und bewegt, nimmt ihn auf; er durchwandert die blühenden Auen, die Schatten des Waldes, und findet sich endlich am Absturze eines Berges, dessen Fuß ein stiller Strom bespült:

Endlos unter mir seh' ich den Aether, über mir endlos,
Blicke mit Schwindeln hinauf, blicke mit Schauder hinab,
Aber zwischen der ewigen Höh' und der ewigen Tiefe
Trägt ein geländerter Steig sicher den Wandrer dahin.

Der geländerte Steig, das erste Zeichen menschlicher Vorsicht, leitet aus der freyen Natur in angebaute Fluren, und die reichen fruchtbaren Ufer rühmen den Fleiß ihrer Bewohner:

Jene Linien sieh! die des Landmanns Eigenthum scheiden,

In den Teppich der Flur hat sie Demeter gewirkt.
Freundliche Schrift des Gesetzes, des Menschen erhaltenden Gottes,
Seit aus der ehernen Welt fliehend die Liebe verschwand.

Der Mensch wohnt hier noch mit seinem Acker zusammen und die Erzeugnisse der Natur drängen sich an seine Wohnungen heran. Aber bald sondern sich aus der anmuthigen Mischung die gleichartigen Gegenstände; Regelmäßigkeit, Wahl und Bedeutung kündigen eine Erscheinung von höherer Würde an: der Pappel stolze Geschlechte, in geordnetem Pomp einherziehend, führen zu einer Stadt. Hier fängt eine Reihe ganz neuer Erscheinungen an, welche die erwachten, bald streitenden, bald vereinten Kräfte hervorbringen. Die Gränzen der Gegenwart werden dem Dichter zu eng; seine Einbildungskraft fliegt in das graue Alterthum, in die Zeit der Gründung und Entstehung der Staaten zurück, wo die Götter dem Menschen zu Hülfe kamen und ihm freundlich ihre schönsten Gaben darboten. Die schnelle Folge hoher und glänzender Erscheinungen, die hier vor unsern Augen vorüberziehn, läßt uns das rege Leben erwarten, dessen Darstellung den Dichter in den folgenden Versen beschäftigt. Zu Einem Ganzen vereinigt, von Einem Geiste beseelt, strebt der Mensch zu einer höhern Bildung hinauf; Vaterland

und Ahnen werden begeisternde Namen für ihn; Religion, Gesetzmäßigkeit und Heldenmuth erwacht in seiner Brust:

Heilige Steine! Aus euch ergossen sich Pflanzer der Menschheit,
Fernen Inseln des Meers sandtet ihr Sitten und Kunst,
Weise sprachen das Recht an diesen geselligen Thoren,
Helden stürzten zum Kampf für die Penaten heraus.
Auf den Mauern erschienen, den Säugling im Arme, die Mütter,
Blickten dem Heerzug nach, bis ihn die Ferne verschlang.
Betend stürzten sie dann vor der Götter Altären sich nieder,
Flehten um Ruhm und Sieg, flehten um Rückkehr für euch.
Ehre ward euch und Sieg, doch der Ruhm nur kehrte zurücke,
Eurer Thaten Verdienst meldet der rührende Stein:
„Wanderer, kommst du nach Sparta, verkündige dorten, du habest
„Uns hier liegen gesehn, wie das Gesetz es befahl.“
Ruhet sanft ihr Geliebten! Von eurem Blute begossen
Grünet der Oelbaum, es keimt lustig die köstliche Saat.

An diese Bilder, die uns das Schönste und Heiligste des ehrwürdigen Alterthums zurück-

rufen, an diese rührenden Gemählde eines erhabnen und erfreulichen Muthes, knüpfet der Dichter das Bild der regsten Geschäftigkeit, durch welche Handwerke und Künste erfunden und durch die entferntesten Länder vereinigt wurden. Alles ist hier so beseelt und lebendig, daß man das frohe Gewühl vor Augen zu sehn glaubt. — Die nothwendigsten Bedürfnisse sind befriedigt; Reichthum und Ueberfluß belohnt die Thätigkeit, und an den Strahlen der Freyheit blüht das Kunstgenie auf:

Mit nachahmendem Leben erfreuet der Bildner die Augen,
Und vom Meisel beseelt redet der fühlende Stein,
Künstliche Himmel ruhn auf schlanken jonischen Säulen,
Und den ganzen Olymp schließet ein Pantheon ein.
Leicht wie der Iris Sprung durch die Luft, wie der Pfeil von der Senne
Hüpfet der Brücke Joch über den brausenden Strom.

Den Künsten folgen die Wissenschaften nach, und verbreiten unter den Menschen allmählig eine Erkenntniß, die ihnen eben so verderblich als heilsam wird. Die Begierden werden entfesselt, die Ideen von dem was Recht und Gut ist verwirren sich, Treulosigkeit und Tyranney, mit allen sie begleitenden Lastern, schlagen ihren Thron unter den Unglücklichen auf. Die Beschreibung dieses Zustandes ist von großer Kraft:

Aus dem Gespräche schwindet die Wahrheit, Glauben und Treue
Aus dem Leben; es lügt selbst auf der Lippe der Schwur.
In der Herzen vertraulichsten Bund, in der Liebe Geheimniß
Drängt sich der Sykophant, reißt von dem Freunde den Freund,
Auf die Unschuld schielt der Verrath mit verschlingendem Blicke,
Mit vergiftendem Biß tödtet des Lästerers Zahn,
Feil ist in der geschändeten Brust der Gedanke, die Liebe
Wirft des freyen Gefühls göttlichen Adel hinweg,
Deiner heiligen Zeichen, o Wahrheit, hat der Betrug sich
Angemaaßt, der Natur köstlichste Stimmen entweiht,
Die das bedürftige Herz in der Freude Drang sich erfindet,
Kaum gibt wahres Gefühl noch durch Verstummen sich kund.

Die beleidigte und gekränkte Natur erwacht endlich: Zeit und Noth rühren an das morsche Gebäude der Verfassungen, und die Freyheit wird in der Verwüstung gesucht. Diese Vorstellung der Verwüstung ruft den Dichter von seinem Fluge in die Vergangenheit und Zukunft zurück. Das in dieser Gestalt verhaßte Bild der Kultur versinkt vor seinen Augen, und er findet sich wieder in dem Schooße der einsamen Natur, die sich ihm jetzt zwar in veränderter Gestalt, furchtbar und schauerlich, zeigt,

aber gerade in dieser Gestalt ihre ewige stolze Ruhe, ihr beharrliches Daseyn den wankenden Scenen einer ausgearteten, trostlosen Kultur entgegensetzt. Durch diesen unerwarteten, kühnen Uebergang führt uns der Dichter auf seinen ersten Weg zurück. Von der freudigen Theilnahme der Natur war er ausgegangen, und er endigt mit derselben; nur ist sein Gefühl, durch die traurige Betrachtung der dazwischen liegenden, contrastirenden Bilder, inniger und feuriger geworden. Dort war seine Empfindung mehr passiv genießend, hier ist sie mehr ergreifend und umfassend: dort leitete ihn eine Folge angenehmer Erscheinungen fort; hier versenkt ihn ihre Größe und Erhabenheit in die Tiefen der Rührung. Der Kreiß der Empfindung ist zugleich mit dem Kreiße der Ideen durchlaufen.

Die Anfänge der Kultur, in so ferne sie ein Werk des Vereins der Menschen durch den Ackerbau sind, machen den Inhalt des Eleusinischen Festes S. 78. eines Hymnus, in welchem, dem Sinne der Mysterien gemäß, die poetische Fabel theils als Geschichte, theils überhaupt als Hülle sinnvoller Wahrheit behandelt ist. Die Abwechslung des Rythmus versinnlicht die Theilnahme eines entzückten Volkes an dem begeisterten Vortrage eines Hierophanten, welcher mit der edelsten Würde bekleidet, nicht das Fest Einer Gottheit, sondern

der ganzen Menschheit feyert. Dieser Ton einer erhabnen religiösen Bestimmung tönt aus dem ganzen Gedichte wieder. Mit der Beschreibung des rohen Lebens der Wilden ist die Beschreibung der erfreulichen Ordnung und Schönheit verbunden, welche nach den wohlthätigen Gaben der Ceres das Leben schmückte, und beyde Theile werden durch die Erzählung des Wunders verknüpft, durch welches Ceres die Früchte der Erde entlockt. Es ist übrigens ganz dem Geiste des Hymnus gemäß, daß auch die Folgen des Ackerbaus als neue Wirkungen einer segenvollen Theilnahme der Götter an den Schicksalen der Sterblichen vorgestellt werden, und die Einführung der Unsterblichen, die von ihren Thronen herabsteigen, um das begonnene Werk der Bildung zu vollenden, war das einzige Mittel die Fiction auf der idealischen Höhe des Wundervollen zu erhalten, zu welcher der Dichter uns gleich im Anfang erhob. Die schönen Bilder der Ehe, der Gastfreundschaft und einer heitern Religion vollenden das große bewegliche Gemählde, in welchem Ceres auch am Schluße noch einmal als eine der bedeutendesten Gestalten, als Priesterin am Altare Jupiters, auftritt, und den Sterblichen den Pfad zu ihrer höhern Bestimmung und Freyheit vorzeichnet:

Freyheit liebt das Thier der Wüste,
Frey im Aether herrscht der Gott,

Ihrer Brust gewalt'ge Lüste,
Zähmet das Naturgebot,
Doch der Mensch, in ihrer Mitte,
Soll sich an den Menschen reih'n,
Und allein durch seine Sitte
Kann er frey und mächtig seyn.

Das Lied von der Glocke (mit dem Motto: Vivos voco, Mortuos plango. Fulgura frango.) welches gleich bey seiner ersten Erscheinung mit so allgemeinem Beyfall aufgenommen worden ist, dürfen wir hier nicht mit Stillschweigen übergehn. Anlage und Ausführung in demselben ist gleich original. Der Dichter führt uns in die Werkstatt eines Meisters, dessen einfache veraltete Sprache unsre Einbildungskraft in ein Zeitalter ernster Simplizität versetzt. Das einfache, vor unsern Augen entstehende und fortschreitende Werk interessirt uns theils durch sich selbst, theils durch die ruhige Besonnenheit, den Ernst und die Liebe, womit es vollbracht wird. Das Fortschreiten der Empfindung zugleich mit der Handlung, und die Auflösung der Besorgniß in innige Freude gewährt uns das Vergnügen eines Monodrama, das licht und hell auf dem reichen Hintergrunde ruht, den die an die Handlung geknüpften Betrachtungen bilden und mit einem bewundernswürdigen Reichthume der interessantesten Erscheinungen anfüllen. Eine Welt von Bildern strahlt zwischen den verschiedenen

Momenten der Arbeit herein, indem der Meister überall analoge Ideen anreiht, zu denen ihn bald die Zusammensetzung des Stoffes, bald die mannichfaltigen Bestimmungen seines Werkes veranlassen. Diese sentimentalen Betrachtungen, die man an einigen Stellen nur etwas weniger üppig wünscht, schlingen sich durch die naive Darstellung des Drama hindurch. Sie wollen für nichts als zufällige Bemerkungen — für gute Reden, mit denen der Meister die Arbeit begleitet, damit sie munter fortfließe — angesehn seyn; aber der Dichter hat sie mit geheimer Kunst so geschickt geleitet, daß wir uns am Ende mit einem poetischen Ganzen, mit einem Bilde des menschlichen Lebens in seinen wichtigsten Erscheinungen überrascht sehen. Der Umfang dieses beseelten Gemähldes und die großen Contraste, die sich in ihnen darbieten, interessiren und erschüttern uns auf die mannichfaltigste Weise.

Auch in der Anordnung der einzelnen Theile zeigt sich die weise Kunst des Dichters. Er beginnt mit einer Reihe der anmuthigsten Bilder aus der Kindheit und dem blühenden Alter des Menschen. Die fröhliche Thätigkeit des Jünglings, die zarte Sittsamkeit der Jungfrau, die goldnen Zeiten der ersten Liebe und die muntere Wirksamkeit des Hausvaters und der Mutter beschäftigt die Phantasie, so lange das Werk seiner Katastrophe noch ruhig und

gefahrlos entgegengeführt wird. Als aber der bedenklichste Moment eintritt, der Zapfen ausgestoßen ist und das glühende Metall sich ergießt, treten furchtbare Scenen, die Beschreibung eines verheerenden Brandes, an die Stelle der heitern. Am Schluße derselben wird die erhitzte Einbildungskraft durch einen Zug von häuslichem Glück mitten unter Schrecknissen (S. 101. Einen Blick — kein theures Haupt) beruhigt, und das Schreckliche macht dem Rührenden Platz. Jetzt ist auch die Gefahr der Arbeit vorüber; der Guß ist vollendet, aber die Besorgniß, ob er gelungen sey, erfüllt das Gemüth des Meisters. Diesem Zustande ist die Beschreibung der Todesfeyer — eine elogische Episode von der zartesten Empfindsamkeit — analog, und die Stille, die sie in dem Gemüthe zurückläßt, bereitet den Stillstand der Arbeit vor, welcher selbst wiederum durch eine Reihe von Bildern der Ruhe mannichfaltiger Art versinnlicht wird. In diesem Gemählde geht der Dichter von der stillen Natur auf die durch Gesetzmäßigkeit bewirkte Ruhe fort, und die gleichsam präludirende Andeutung ihres Gegentheils läßt die folgende Beschreibung eines wilden, gesetzlosen Volkes erwarten, die den Zeitraum ausfüllt, in welchem die Form zerschlagen und der Erfolg mit Besorgniß und Hofnung erwartet wird. Wie schön sich an dieses düstre Gemählde des

Schrecklichen der freudige Moment der glücklichen Entscheidung anschließt, bedarf kaum eines Fingerzeiges, so wie die steigende Erhabenheit des Schlußes; in welchem sich die Kunst des Dichters einen an sich unscheinbaren Stoff mit dem vollsten Glanze der Phantasie zu beleuchten und das Leblose durch die erhabensten und schönsten Ideen zu beseelen, in ihrer ganzen Größe zeigt:

Und dieß sey fortan ihr Beruf,
Wozu der Meister sie erschuf:
Hoch über'm niedern Erdenleben
Soll sie im blauen Himmelszelt
Die Nachbarin des Donners schweben
Und gränzen an die Sternenwelt;
Soll eine Stimme seyn von oben,
Wie der Gestirne helle Schaar,
Die ihren Schöpfer wandelnd loben
Und führen das bekränzte Jahr.
Nur ewigen und ernsten Dingen
Sey ihr metallner Mund geweiht,
Und stündlich mit den schnellen Schwingen
Berühr' im Fluge sie die Zeit,
Dem Schicksal leihe sie die Zunge,
Selbst herzlos, ohne Mitgefühl,
Begleite sie mit ihrem Schwunge
Des Lebens wechselvolles Spiel.
Und wie der Klang im Ohr vergehet,
Der mächtig tönend ihr entschallt,
So lehre sie, daß nichts bestehet,
Daß alles Irdische verhallt.

Da

Da es nicht unsre Absicht ist, alle Stücke dieser Sammlung einzeln durchzugehn, so wollen wir von den lyrischen Gedichten nur noch einige der vorzüglichsten erwähnen, und dann den Romanzen eine kurze Betrachtung widmen. Die Elegie S. 288. Pompeji und Herkulanum, stellt ein schönes Bild der unterirdischen Städte und der in ihnen noch übrigen Formen des verloschenen Lebens auf. Die heitre, rasch fortschreitende Darstellung — der Dichter hat den Moment der Entdeckung gewählt — erfüllt uns gleichwohl mit einer leisen Wehmuth und einer unbefriedigten Sehnsucht. Wir sehen die gleichsam noch warmen Spuren des regen Lebens in den Tiefen der Erde erhalten, aber dieses Leben selbst ist dahin; und je schöner jene Spuren sind, je lebendiger sie uns ansprechen, desto mehr vermissen wir die Gegenwart der alten edeln Bewohner, die die Stimme des Dichters vergebens herbeyruft, deren Rückkehr er umsonst erwartet. Die Nadowessische Todtenklage, S. 202 ist eine charakteristische Darstellung der menschlichen Beschränktheit, in welcher der gänzliche Mangel an Ahndung, daß es etwas Höheres und Edleres gebe, verbunden mit dem innigen Bestreben, das Beste aufzubieten, was der Geist vermag, ungemein naiv und rührend ist. Das Gedicht auf die Hofnung S. 205. ist schöne volksmäßige Poesie, voll Energie und

hoher Gedanken in einer einfachen Sprache, wie alle Volkspoesie seyn sollte. Hektors Abschied S. 301. stellt ein großes und liebevolles Gemüth und die schönste, wahrste Weiblichkeit mit wenigen bedeutungsvollen Strichen auf. Rüstige Hofnungen sind mit banger Besorgniß, die Stärke mit der Zartheit, das Anmuthige mit dem Schrecklichen gepaart. Das Ganze ist wie von einem Hauche der Liebe beseelt, und wir verweilen mit wehmüthiger Rührung bey der anziehenden Gruppe, während sich im Hintergrunde Schlachten, Kämpfe, Tod und Unterwelt zeigt. In der Klage der Ceres, S. 5. ist die Mäßigung, mit der sich die Göttin dem Willen des Schicksals unterwirft, und die sanfte Trauer des mütterlichen Herzens über die Unmöglichkeit einer Vereinigung mit dem geliebten Kinde, ungemein edel und schön. Von ausnehmender Zartheit ist der täuschende Wunsch, zu den Schatten hinabzusteigen und die Sehnsucht der Tochter mit unverhofter Erscheinung zu überraschen:

Wo sie mit dem finstern Gatten
Freudlos thronet, stieg ich hin,
Träte mit den leisen Schatten
Leise vor die Herrscherin.
Ach, ihr Auge, feucht von Zähren,
Sucht umsonst das goldne Licht,
Irret nach entfernten Sphären,
Auf die Mutter fällt es nicht,
Bis die Freude sie entdecket,

Bis sich Brust mit Brust vereint,
Und zum Mitgefühl erwecket
Selbst der rauhe Orkus weint.

Nach diesem wehmüthigen Traume erwacht das Gefühl der Unmöglichkeit lebhafter in dem mütterlichen Herzen, das endlich in einem Spiele der Einbildungskraft den zarten Schein eines vereinigenden Mittels findet. In diesem ganzen Gedichte spricht eine so ätherische und reine Empfindsamkeit in so holden Worten aus, daß man in der That Worte einer Göttin zu hören glaubt.

Von den Balladen und Romanzen hat uns die Bürgschaft am wenigsten, der Kampf mit dem Drachen am meisten befriedigt. Dieses letztere Gedicht scheint uns in Anlage und Ausführung eines der schönsten und edelsten Werke, das wir, in unsrer an guten Romanzen nicht armen Literatur aufzuweisen haben. Ein Theil des Inhaltes ist aus einer alten Sage entlehnt; aber das was der Dichter von seinem eignen hinzu gethan hat, ist gewiß nicht das schlechteste desselben. In der Handlung verbindet sich der sinnliche Heroismus mit dem moralischen; und in dem Charakter des jungen Helden glühender Enthusiasmus mit Klugheit, Kühnheit und Kraft mit einer schönen Religiosität und der edelsten Selbstbeherrschung. Auch der Charakter des Großmeisters zieht uns durch den schönen Ver-

ein von strengem Ernst und zärtlichem Wohlwollen an. Das Charakteristische ist mit dem rein Menschlichen auf das vollkommenste verschmolzen; Handlung und Gesinnungen entfalten sich zugleich, und mit einer bewundernswürdigen Leichtigkeit; alle Saiten unsers Gemüths werden gerührt, und das doppelte Wunderbare des doppelten Kampfes erfüllt uns mit einem großen und reinen Interesse. Auch die Anlage der Handlung ist vortreflich; und unter dem Scheine der Einfachheit verbirgt sich eine große Kunst. Die begeisterte Exposition, welche das gedrängte Bild einer Menge von Gegenständen enthält, die sich in der Folge mit schöner Klarheit entfalten; die kunstreiche Zusammenstellung großer Massen und einzelner Parthien; die geschickte Vorbereitung der Katastrophe — alles dieses verräth die Hand eines Meisters. Doch dieß sind Eigenschaften, welche man auch an minder vollkommenen Gedichten finden kann: Aber in Rücksicht auf das kräftige und doch harmonische Kolorit, auf die edle Mäßigung bey so vieler Energie dürfte sich schwerlich ein anderes mit diesem vergleichen lassen.

Den nächsten Platz würden wir den Kranichen des Ibykus anweisen. Die furchtbare Vorstellung von einer rächenden Gottheit, welche mit wundervoller Kraft die Gemüther der Bösen nöthigt, sich selbst kund zu thun,

liegt auch schon in der bekannten alten Sage von der Ermordung des Ibykus; hier hat sie durch die eignen Zusätze des Dichters eine wahrhaft tragische Kraft erhalten. Die Einführung des Chores der Eumeniden, welche nicht wie sterbliche Weiber, sondern als Göttinnen erscheinen, und ihr beziehungsvoller, drohender Gesang, scheint die Katastrophe mit einer magischen Gewalt herbeyzuführen. Das Wunder geschieht gleichsam vor unsern Augen und wir glauben seinen innern Zusammenhang ahnden zu können. Der Ausruf des Mörders „Sieh da, die Kraniche des Ibykus!" ist nun offenbar keine Aeußerung der Unbesonnenheit: die Rachegöttinnen selbst haben ihn wider seinen Willen hervorgerufen. Die unendliche Macht zeigt sich in einer sinnlichen Gestalt, aber ohne an ihrer Erhabenheit einzubüßen. Diese ganze Episode ist mit bewundernswürdigem Geiste behandelt. Es ist kein Zug, der nicht, entweder durch sich selbst, oder durch seine Beziehung auf das Unsichtbare, die furchtbare Düsternheit beförderte, die das charakteristische Kolorit dieser Ballade ist.

In dem Gang nach dem Eisenhammer, S. 171. ist die bedeutungsvolle Kürze der alten Ballade und die naive Anspruchslosigkeit ihres Vortrags mit großem Glücke nachgebildet. Fridolins kindliche Unschuld und Frömmigkeit, die ihn der Obhut des Himmels

so werth macht, und der er seine wundervolle Errettung verdankt, ist mit der schleichenden Bosheit seines Feindes in einen kräftigen Contrast gebracht. Dem Furchtbaren und Drohenden in der ersten Hälfte steht in der zweyten die heitere Schilderung der Geschäftigkeit Fridolins in der Messe gegen über, welche einen anmuthigen Ton der Ruhe verbreitet, der durch die schonende Erzählung der Katastrophe nicht gestört wird. Die Beschreibung der Mordlust der Knechte S. 176. ist vielleicht ein unnützer Zusatz des Schrecklichen: dagegen ist S. 177. die Beschreibung des Eisenhammers und seines rastlosen Treibens, gerade an dieser Stelle, ein eben so einfaches als wirksames Mittel, auf die Begebenheit selbst einen düstern Schatten zu werfen und das Leblose mit dem Belebten in Uebereinstimmung zu setzen. — Aus der Geschichte des Tauchers S. 179. spricht uns nicht überall das frische poetische Leben an, das sich in jenen Balladen regt, und besonders erregt die Beschreibung der Schrecknisse des Meers das Gefühl des Mühevollen. Der Schluß hingegen ist in seiner Einfachheit ausnehmend schön, und vornehmlich das leise angedeutete Bild der sehnenden, harrenden Königstochter über dem brausenden Strudel, eine holde und rührende Erscheinung mitten in der Düsterheit einer furchtbaren Natur. Große Zartheit, Anmuth und

Grazie wird man auch in dem Ritter Toggenburg S. 73. nicht verkennen.

Die Uebersetzung oder Nachbildung des zweyten Buches der Aeneide in Oktaven, welche zuerst in der Thalia 1. St. erschien, ist in diese Sammlung aufgenommen. Viele Stellen erscheinen hier verbessert, und unsre, von Hrn. Schiller und seiner Freunden so gemißhandelte Bibliothek hat wenigstens die Genugthuung, daß hier und in mehrern andern Gedichten (man sehe die Ideale S. 42. die Würde der Frauen S. 300. u. a.) die gemachten Ausstellungen (eines andern Rezensenten) gewissenhaft beherzigt worden sind. Daß Hr. S. durch Austilgung der bemerkten Flecken seinen Arbeiten immer mehr Vollkommenheit zu geben sucht, verdient Beyfall und Lob; ob aber auch sein Benehmen gegen diejenigen, die ihm diese Bemerkungen gemacht haben, wollen wir denen zu beurtheilen überlassen, die, unbestochen durch das Geschrey einer beleidigten Parthey, ihren eignen Einsichten folgen und die Stimme der Wahrheit von dem Geräusche der Mode oder der beleidigten Eigenliebe unterscheiden können.

Die wesentlichsten Verbesserungen dürften die Götter Griechenlands (S. 281.) erhalten haben. Dieses Gedicht, welches in seiner ersten Gestalt, nicht ganz mit Unrecht, großen Anstoß gegeben hat, ist jetzt erst, durch

zweckmäßige Abkürzungen — die zum Theil zeigen, daß der Vf. dem Ganzen auch etwas Schönes aufopfern könne — neue Zusätze und eine geschicktere Anordnung, zu einem wahrhaft poetischen Ganzen geworden. Die Bitterkeit, mit welcher ehedem die Vernunftreligion dem poetischen Polytheismus entgegengestellt war, ist getilgt, und die reine elegische Stimmung ist durch das ganze Gedicht erhalten, welches jetzt in zwey große Parthien zerfällt. Die erstere führt uns unter die poetischen Gestalten der alten Welt, die allesbelebenden Götter, die Ceremonien einer heitern Religion und in die verschönerte Unterwelt; die andre setzt, mit schonender Mäßigung, die gleichsam verödete und ausgestorbene Natur jenem idealischen Leben entgegen. Die Verworrenheit, welche vormals durch die Zerstückelung dieser Contraste entstand, ist aufgehoben, und die schneidenden Gegensätze vertilgt. Alles wird durch den sanften harmonischen Ton einer schönen Wehmuth vereinigt. Vollkommen befriedigend aber und die Dissonanz der aufgestellten Ideeen lösend ist der neue Schluß des Ganzen, in welchem der entschwundenen poetischen Welt ihre eigenthümlichen Gränzen angewiesen werden:

Ja, sie kehrten heim und alles Schöne,
Alles Hohe nahmen sie mit fort,
Alle Farben, alle Lebenstöne,
Und uns blieb nur das entseelte Wort.

Aus der Zeitfluth weggerissen schweben
Sie gerettet auf des Pindus Höh'n,
Was unsterblich im Gesang soll leben
Muß im Leben untergehn.

Wir wollen zum Schluß dieser Kritik noch einige Stellen bemerken, die einer Verbesserung zu bedürfen scheinen. In der Klage der Ceres S. 6. ist in den Worten: Und so lang der Styx geflossen, trug er kein lebendig Bild — ein Widerspruch in dem Zusatze. Gestalt wäre das richtige Wort gewesen. Gleich darauf möchten wir S. 7. des Grabes Flamme, für den Scheiterhaufen, nicht zu vertheidigen wagen. Es ist schade, daß der schöne und große Gedanke durch den Ausdruck ein wenig leidet. S. 9. „Ist kein Bündniß aufgethan?" ein Ausdruck, den wir uns nicht deutlich machen können. S. 24. wird in den Versen Da noch das — bewegt, durch die Wiederholung von Noch, vor der Apposition verdunkelt, und man bemerkt nicht sogleich, daß der Nothwendigkeit stilles Gesetz und das große Gesetz, das oben im Sonnenlauf waltet, eines und dasselbe seyn soll. Noch dunkler und zweydeutiger sind S. 28. die Worte

„Vor dem Sklaven, wenn er die Kette bricht,
Vor dem freyen Menschen erzittert nicht.

wo das Verneinungswort an der unrechten Stelle steht. S. 32. ist in dem Verse Liegt

sie doch deutlich und liegt schimmernd vor deinem Verstand — das zweyte liegt eine müßige Ausfüllung des Verses. In dem Eleusinischen Feste S. 79. sind uns die Worte

> Dessen schöngestalte Glieder
> Droben im Olympus blühn?

unverständlich. Sollen sie eine Ausführung des vorhergehenden Gedankens seyn? Sind es die Götter, an denen die Glieder des Menschen in ihrer Schönheit erblickt werden? Sehr gesucht möchte auch S. 85. das Bild des Grenzgottes seyn, der, Minerven folgend, sich an ihres Fußes Tritt anheftet. — In dem schönen und süßen Gedichte S. 89. stoßen wir bey den Worten an

> Doch schnell, als hätten Flügel mich getragen,
> Ergriff es mich, die Saiten anzuschlagen.

Das Bild einer schnellen Bewegung, als ob man auf Flügeln getragen würde, harmonirt mit dem Bilde des Ergreifens nicht, das zu einem Geschäfte treibt und nöthigt. — In dem epigrammatischen Gedichte S. 149. in welchem ein weiser Mann edle Weisheit lehrt, wünschten wir dem letzten Verse

> Wer um die Göttin freyt, suche in ihr nicht das Weib

ein wenig mehr Geschmeidigkeit. Auch S. 196. ist der schöne und wahre Gedanke des Schlußes

in einen ziemlich übelklingenden Pentameter gefallen: Wo sie sich zeige, sie herrscht, herrschet bloß, weil sie sich zeigt — und dieselbe unangenehme Wiederholung des zischenden Zeitworts kömmt in diesem kleinern Gedichte noch einmal vor. Größtentheils sind die Pentameter vortreflich, und nur wenige gleichen folgenden S. 19. Haupt ihm gefället, um das flicht er mit liebender Hand — oder S. 195. Ja wer die Schaafe so tränket, der heißt mir ein Hirt; oder S. 306. Will ich durch dich, ich will dich durch die Sache nur sehn. Das Gedicht, die Erwartung S. 165. aus dem die süße Fülle und Zartheit einer südlichen Liebe zu athmen scheint, erwartet noch an einigen Stellen die bessernde Hand. In den Versen

> Die Luft, getaucht in der Gewürze Fluth,
> Trinkt von der heißen Wange mir die Glut

vermißt man Eigenthümlichkeit des Ausdrucks und Zusammenstimmung der Bilder; S. 167. ist von den Blumen, welche ihre Kelche nur bey Nacht öfnen, der Ausdruck, daß sie die Strahlen des Tages hassen, zu stark und zu hart; und gleich darauf — der Gürtel ist von jedem Reiz gelößt — vielleicht etwas zu gekünstelt. — In der folgenden Stanze heißt es:

O sehnend Herz, ergötze dich nicht mehr,
Mit süßen Bildern wesenlos zu spielen.

Ein Bild kann wesenlos seyn, aber nicht das Herz; auch wesenlos spielen kann man nicht. Gleich darauf wünscht der Dichter, die Hand seiner Geliebten zu fühlen, oder nur den Schatten von ihres Mantels Saum; ein Ausdruck, der in mehr als einer Rücksicht unwahr und schielend ist! — In dem Reiche der Formen S. 264. sind die Worte

Wenn im Leben noch des Kampfes Wage
Schwankt, erscheinet hier der Sieg

ausnehmend dunkel. Der Dichter beschreibt das Land der Ideale, den Aufenthalt der reinen und vollendeten Menschheit. Hier erscheint sie siegreich, während sie in dem wirklichen Leben nur das Ziel eines ungewissen und zweifelhaften Kampfes seyn kann. — Dieß mag vielleicht die Meinung des Dichters seyn; aber gewiß hat sich der feine Faden des Gedankens in seiner Hand ein wenig verzogen.

IV.

Georg Christoph Lichtenberg's vermischte Schriften, nach dessen Tode aus den hinterlassenen Papieren gesammelt und herausgegeben von Ludwig Christian Lichtenberg, Sächs. Goth. Leg. Rath, und Friedrich Kries, Prof. am Goth. Gymnas. Zweyter Band. Göttingen, in der Dieterichschen Buchhandlung, 1801. XVI und 460 S. 8.

Dieser Band enthält den Rest der aus den Papieren des treflichen Lichtenberg gesammelten zerstreueten Bemerkungen; vorzüglich solche, die in den achtziger und neunziger Jahren niedergeschrieben wurden; doch auch noch manche der frühern Zeit. Rec. hat diesen zweyten Theil nicht weniger anziehend gefunden, als den neulich von ihm angezeigten ersten.

Zuerst ein Nachtrag zu den Nachrichten und Bemerkungen des Verfassers von und über sich selbst (S. 3 — 24.).

Man findet darin manche ungemein feine psychologische Beobachtungen. Einiges liest sich nicht ohne Rührung. Von dem schon neulich erwähnten, gerade bey diesem Kopf am wenigsten erwarteten Aberglauben sagt L. S. 6. selbst: „Ich bin sehr abergläubisch; allein ich schäme mich dessen gar nicht, so wenig als ich mich schäme zu glauben, daß die Erde stille steht. Es ist der Körper meiner Philosophie, und ich danke nur Gott, daß er mir eine Seele gegeben hat, die dieses corrigiren kann.“ Vgl. S. 146. 415.

Den ganzen übrigen Theil des Bandes nehmen Bemerkungen vermischten Inhalts ein. Zuerst philosophische (S. 27. bis 103.), bedeutender, als die im ersten Bande, und selbst vom Philosophen von Profession nicht zu übersehn. Sind dort meist nur populär vorgetragene Beobachtungen über die Kunst zu denken, so findet man hier Resultate eines scharfen Nachdenkens über die Gründe und über die Grenzen der menschlichen Erkenntniß; vorzüglich Aeußerungen über den kritischen Idealismus (s. S. 61. f. 66. f. 68. f. 76. f. 92. 96. f. 100.) wo Lichtenberg Kant'en in der Hauptsache völlig beystimmt, doch so, daß er sich auch hier durch jene natürliche, faßliche Darstellung, die ihm in den physikalischen Wissenschaften eigen war, auszeichnet, bey welcher der Leser wohl inne wird, daß sein

Schriftsteller nicht dem Andern nachsagt, sondern nur, durch Hülfe des tiefern Denkens gestärkt, die Vorstellungen des eignen Geistes entwickelt. Wie unbefangen übrigens L. auch bey der Philosophie sich zu erhalten weiß, deren Hauptresultaten er selber beytritt, davon zeugt schon eine Vermuthung, die manchem nicht gefallen wird, und eine Frage, die sinnreich genug ist. Jene steht S. 99.: „Hrn. Kant gebührt gewiß das nicht geringe Verdienst, in der Physiologie unsers Gemüths aufgeräumt zu haben. Aber diese nähere Kenntniß der Muskeln und Nerven wird uns weder bessere Clavierspieler, noch bessere Tänzer geben. Mir kommt es auch zuweilen vor, als wenn er sich durch den Beyfall, den seine Kritik der reinen Vernunft erhalten hat, nachher zu weit hätte führen lassen." Die andere S. 101.: „Sollte es denn so ganz ausgemacht seyn, daß unsere Vernunft von dem Uebersinnlichen gar nichts wissen könne? [Wissen offenbar nichts, nach allen übrigen eignen Aeußerungen Lichtenberg's. Er wollte und sollte also sagen: richtig vermuthen.] Sollte nicht der Mensch seine Ideen von Gott eben so zweckmäßig weben können, wie die Spinne ihr Netz zum Fliegenfang? Oder mit andern Worten: sollte es nicht Wesen geben, die uns wegen unserer Ideen von Gott und Unsterblichkeit eben so bewundern, wie wir die Spinne und den Seiden-

wurm?" — Außer jenen Gedanken über den Idealismus finden sich Zweifel an den wichtigsten Gegenständen, wenn nicht der philosophischen Ueberzeugung, doch der philosophischen Voraussetzung und des philosophischen Glaubens, an Freyheit des Menschen und an Unsterblichkeit der Seele, mit Spuren starker Neigung zu einem geläuterten Spinozismus, wie S. 9, 32, 55. Es bestätigt sich dadurch, was L. von seiner skeptischen Denkart, oder vielmehr der von ihm gebilligten Methode der neuern Akademie (vergl. S. 46.) in den Bemerkungen über sich selbst S. 15. sagt: „Wenn auch meine Philosophie nicht hinreicht, etwas Neues auszufinden, so hat sie doch Herz genug, das längst Geglaubte für unausgemacht zu halten." Man sieht wohl: er experimentirte auch in der Philosophie, versuchte manchmal auch Stoffe, die für feuerbeständige gelten, zu verflüchtigen — aus Gewohnheit zu experimentiren. Doch in solchen Fällen gab sein Herz ihm zurück, was sein Kopf ihm geraubt hatte. So bleiben diese Fragmente überhaupt ein treflicher Beytrag zur praktischen Logik: für den ersten Anfänger freylich nicht, den sie nur verwirren würden; wohl aber für den, der jede fremde Prüfung seiner eignen zu unterwerfen gewohnt ist. Mit Recht sagt L.: „Man muß in der Welt und im Reiche der Wahrheit frey untersuchen, es koste was es wolle,

und sich nicht darum bekümmern, ob der Satz in eine Familie gehört, worunter einige Glieder gefährlich werden können. Die Kraft, die dazu gehört, kann sonst wo nützen."

Um so weniger kann Rec. die gegenwärtige Bekanntmachung skeptischer Aeußerungen Lichtenberg's mißbilligen, obgleich er sie neulich in einem geschätzten Blatte gemißbilligt fand. Denn jeder verständige Leser sieht ja selbst, daß hier oft nur vorübergehende Stimmungen, durchblitzende Gedanken, durch das Niederschreiben fixirt sind, denen andere viel häufiger, lebendiger und kräftiger ausgesprochene Grundsätze und Gefühle widersprechen, die offenbar des Mannes Charakter und Handlungsweise bestimmten. Hätten die Herausgeber jene mißbilligende Stimme früher vernommen und ihr Gehör gegeben, so hätten sie dem Buche das geraubt, was ihm in den Augen des Rec. gerade seinen vorzüglichen Werth gibt: es wäre nicht ein Kabinet von treuen Abzeichnungen einer menschlichen Seele, nach verschiedenen Lebensperioden, mit ihrem Ahnden, Denken, Glauben, Zweifeln, Wünschen, Hoffen, mit ihren geheimsten Freuden und Leiden geworden, wie diese Fragmentensammlung schon jetzt ist. Hätten wir vielmehr doch Lichtenberg's Leben von ihm selbst so geschrieben, wie er (nach der Vorrede zum ersten Theil S. XI.) es zu schreiben Willens war. Unfehl-

bar würde man dann auf seine eigne Arbeit haben anwenden können, was er (Th. II. S. 168. f.) so wahr und beherzigenswerth sagt: „Ein Leben, so wie Rousseau, allem Ansehen nach, das seinige beschrieben hat, muß man nicht nach der moralischen Etiquette beurtheilen wollen, oder aus Leben, die nicht wie das Rousseauische beschrieben sind. So lange wir nicht unser Leben so beschreiben, wie es vor Gott erscheint, kann man nicht richten. Ich bin davon so sehr überzeugt aus dem, was ich von berühmten Männern gesehen habe, daß ich glaube, eine solche Lebensbeschreibung eines großen Mannes, wie ich sie mir denke, würde dem Etiquetten-Manne aussehen, als käme sie aus dem Monde. — So lange wir nicht unser Leben so beschreiben, alle Schwachheiten aufzeichnen, von denen des Ehrgeizes bis zum geheimsten Laster, so werden wir nie einander lieben lernen. Hiervon hoffe ich eine gänzliche (?) Gleichheit. Je härter es wider den Strich geht, desto getreuer muß man gegen sich selbst seyn. Dieses scheint unsern Zeiten aufbehalten zu seyn. Es wird nie sehr gemein werden, allein es wird doch Manchen trösten, und Manchen klüger machen, und das ist schon Gewinn genug. Auch der Philosoph sollte denken: dulce est pro patria mori: es ist süß, den Credit, den man im Leben gehabt hat, für die Philosophie aufopfern. Vor Gott machen

wir doch nichts schlimmer damit. — Jeder Mensch schließt zwar schon von sich auf den andern, aber vermuthlich oft falsch. Es ist eine unbegreifliche Mode-Alfanzerey, daß wir den einzigen Gegenstand in der Natur, den wir recht kennen, ich meyne unser moralisches Selbst, nur nach einem einfältigen philosophischen Polizey-Formular beschreiben, auf daß der Menge kein Schaden geschieht. In der Kindheit der Welt, worin wir leben, sollte man nicht ruhen, und Thätigkeit immer vorziehen. Die Zeit des allgemeinen Sinismus ist für unser Klima, Philosophie und Religion noch lange nicht da. Es sollte mir leid thun, wenn ein anderes Volk oder eine andere Zeit uns diesen Zweig von Wissenschaft weghaschte." Diese Aeußerungen enthielten lange vorher, ehe er sie gelesen hat, das Glaubensbekenntniß des Rec.; waren seit Jahren seine eigne Richtschnur Die gewöhnlichen Tiraden gegen Eitelkeit und Egoismus, wie ich sie z. B. noch vor ein Paar Tagen in dem sonst so verständigen Spectator (No. 562.) fand, verrathen immer etwas von Engherzigkeit, Mangel an echter Toleranz, an Offenheit gegen sich und Andere, an Geradheit und Wahrheit des ganzen Wesens. Mag man doch mit dem Spectator von Aeußerungen über uns selbst sagen: Let the Tenour of Discourse be what it will upon this subject, it generally proceeds from Vanity; mag

jener doch den ehrlichen Montaigne den größten Egoisten nennen, der jemals in der Welt erschienen. Was kümmern uns Namen? Schrieb doch Franklin sogar in vollem Ernste eine Apologie der Eitelkeit *), die nun freylich unter zweyerley Gestalten erscheinen möchte, wie die himmlische und die irdische Aphrodite, wie die gute und die böse Eris des Hesiodus.

Εισι δυω' την μεν κεν επαινησειε νοησας,
'Η δ' επιμωμητη. Δια δ'ανδιχα θυμον εχουσιν.

Montaigne, Rousseau, Franklin, Lichtenberg! wenn ihr auch nicht größere Verdienste hättet, als jenen vor allen Dingen auf euer eignes Wesen gerichteten Beobachtungsgeist, jene reine Offenheit, mit der ihr ohne Ziererey von euerm Guten, wie von euern Fehlern, im Geist der bessern Alten, sprachet: schon dann würdet ihr im Herzen dankbarer Leser fortleben, die sich durch Euch eines reichen Gewinns an genauer Kenntniß ihrer Brüder freuen, in euch Todten lebendige Freunde, Warner, Tröster finden; wenn jene weisen Etikettenmänner, als Menschen längst vergessen, höchstens als Gelehrte genannt und verbraucht werden.

Der Leser verzeihe diese Herzenserleichterung. Aber das moderne Publikum, zumal unser deutsches, ist in diesem Punkt erstaun-

*) In s. Leben, übers. von Schaz, S. 5.

lich zurück. Verargte nicht z. B. ein übrigens wohlmeinender Recensent in einer gewissen gelehrten Zeitung sogar dem verewigten Garve, daß er in der Vorrede zum ersten Theil der Versuche seine leidenschaftliche Liebe zum Umgange, zumal mit den höhern Ständen, offenherzig gestanden hat? Dieß Geständniß, hieß es, werde der Achtung gegen den achtungswerthen Mann bey seinen Verehrern offenbar Eintrag thun. — Bey seinen echten Verehrern, die auch Menschen sind, und ihres Gleichen lieber von Angesicht zu Angesicht, als auf der Maskerade sehn, gewiß nicht. Bey denen, die es noch nicht sind, oder bey denen, die es nicht mehr seyn wollen, vielleicht. Doch schrieben die Garve und Lichtenberge für Kinder und für — ?

Wie frey und rücksichtlos L. über alles hin und her dachte, drang sich mir auch bey der Bemerkung auf, daß er in seinen Meditationen auf manche heut zu Tage verlachte oder sehr vornehm belächelte Hypothesen alter Philosophen zurückkommt. Man lese, was er von Seelenwanderung sagt S. 13, 16. vergl. mit Th. I. S. 163. Ferner die Ausführung der Idee, daß unsere Welt das Werk eines untergeordneten Wesens sey, S. 78. vgl. Th. I. S. 164. Allenfalls kann man auch hieher rechnen, was er S. 58. von Harmonie der Sphären sagt. Je weniger übrigens L. sich

mit den alten Philosophen abgab, desto eher mag ihn mehr der eigne Gang des Nachdenkens, als lebhafte Erinnerung, auf jene — Hypothesen geführt haben. Ich mache auf diese Uebereinstimmung aufmerksam, hauptsächlich um die alten Philosophen in den Augen solcher, bey denen sie der Entschuldigung bedürfen, durch das ähnliche Beyspiel eines durch Wissenschaft und Welt so ausgebildeten Geistes unserer Tage zu entschuldigen.

Anstatt sich auf Widerlegung mancher zu unbestimmt ausgedruckter, kaum halbwahrer Aeußerungen einzulassen (eine Mühe, über die wohl L. selbst gelächelt haben würde) verläßt Rec. die erste Rubrik der Bemerkungen, wenn er als Probe dessen, was auch Leser, die feinere Speculation nicht lieben, hier finden können, und als Beyspiel, wie auch gemeine Gedanken hier oft durch Phantasie und Witz veredelt werden, folgende Stelle angeführt hat (S. 79.): „Wenn man die Natur als Lehrerin, und die armen Menschen als Zuhörer betrachtet, so ist man geneigt, einer ganz sonderbaren Idee vom menschlichen Geschlechte Raum zu geben. Wir sitzen allesammt in einem Collegio, haben die Principien, die nöthig sind, es zu verstehen und zu fassen, horchen aber immer mehr auf die Plaudereyen unserer Mitschüler, als auf den Vortrag der Lehrerin. Oder wenn ja einer neben uns etwas nach-

schreibt, so spicken wir von ihm, stehlen, was er selbst vielleicht undeutlich hörte, und vermehren es mit unsern eigenen orthographischen und Meinungs-Fehlern."

Es folgen S. 104. einige psychologische und S. 120. moralische Bemerkungen. Unter jenen zeichnen sich seine Beobachtungen über Träume aus, wie S. 104, vgl. S. 20. f. 23. f. Dann Beobachtungen über den Menschen S. 136. f. Hier stehn trefliche Sachen, dem Leser längst bewährt durch Aufmerksamkeit auf sich selbst. Die nicht vortheilhafte Schilderung von Sterne's moralischem Charakter S. 171. f., die sich indeß auf Facta gründet, mag manchen befremden. — Physiognomische und pathognomische Bemerkungen S. 176. Ganz, wie man sie vom Manne erwartet, welcher (S. 179.) sagt: „Ich habe immer gefunden, daß es Leute von mittelmäßiger Weltkenntniß waren, die sich am meisten von einer künstlichen Physiognomik versprachen. Leute von großer Weltkenntniß sind die besten Physiognomen, und die, die am wenigsten von den Regeln erwarten." S. 190. f. ein launiges Fragment eines physiognomischen Missionsberichts von Tranquebar.

Die politischen Bemerkungen gehn von S. 204 — 257. Gemacht aus dem Standpunkt des Kosmopoliten, meist veranlaßt durch die französische Revolution. Daß oft die Mo-

narchisten, oft die Demokraten, mit dem Verf. nicht zufrieden seyn werden, weil er, wie alle kälteren Beobachter der Welt, geringern Werth auf Formen legt, größern auf den sie beseelenden Geist; geringern auf das Werkzeug, als auf die Hand, die es führt: das versteht sich von selbst. Gerade indeß, in so fern Lichtenberg zu jener seltnen Classe gehörte, hört man seine Meinungen auch über Gegenstände dieser Art mit Vergnügen, wiewohl der Mann vom Fache, der detaillirte Vorschläge sucht, wie das künstliche Triebwerk praktisch zu verbessern wäre, hier weniger seine Rechnung finden wird. Aus S. 255. sieht man, daß L., obwohl er dergleichen Gedanken zunächst für sich, zur künftigen Verarbeitung niederschrieb, dabey doch auch an Leser gedacht hat: wenn gleich von einem großen Theile gilt, was S. 306. steht: „Man fand in Sterne's Nachlaß eine Menge flüchtiger Bemerkungen ꝛc. Das waren Einfälle, die ihren Werth erst durch die Stelle erhielten. Hier werden Farben gerieben, hätte Sterne auf den Titel seiner Collectaneen setzen müssen."

Die pädagogischen Bemerkungen S. 194. f. erinnern oft an England. Eben so die litterärischen S. 258. f. und die ästhetischen S. 325. f., die größtentheils von einerley Gehalt sind. Man findet hier eine Menge von eigner Erfahrung abgezogener

Regeln: trefliche praktische Beyträge zur Kunst zu denken und zu schreiben. Ueberall Empfehlung des Selbstbeobachtens und Selbstdenkens im Gegensatz unfruchtbarer Belesenheit und todter Büchergelehrsamkeit; häufige Einschärfung des Niederschreibens jedes eignen Gedankens, überhaupt einer wohlgeordneten Geistesökonomie. Nur selten wird man durch Lichtenberg's Antipathie gegen Männer von entschiednem Verdienst, wie gegen Klopstock, Zimmermann ꝛc., oder gegen Dinge, die er nicht gehörig kannte, wie den deutschen Hexameter S. 343. f., in seinem Vergnügen über den unbefangnen Geist gestört. Ich verweile lieber, wo der letztere sich zeigt, und freute mich z. B. der von aller Pedanterey entfernten Urtheile über gewisse Studien und Anstalten, die doch zu Lichtenberg's Lieblingswissenschaften gehörten, in Vergleichung mit andern ihm nöthiger scheinenden, wie S. 312, 313, vergl. S. 199. Doch irre ich wohl nicht, wenn ich mir die Bemerkung erlaube, daß Lichtenberg's Unbefangenheit vortheilhafter erscheint in allem, was vor den Richterstuhl des Verstandes gehört, als in dem, worüber der Geschmack spricht. Hier fehlte es ihm in der That an Vielseitigkeit. In Sachen des Geschmacks erscheint er meist nur dann vorzüglich, wenn und in so fern sie von Richtigkeit des Verstandes, Schärfe des Beobachtungsgeistes, und der ihm eignen

Gabe des Witzes gefaßt werden können. — S. 342. findet sich eine artige, der Ausführung werthe Idee zu einem reichhaltigen Lehrgedichte, betitelt: die Bibliogenie.

Noch stößt man auf Bemerkungen über Sprache und Orthographie S. 314.: meist Spöttereyen über die von Klopstock vorgeschlagene Art zu schreiben. — Lustige und satyrische Einfälle und Bemerkungen S. 351. f. darunter auch ein Paar Fabeln. — Witzige und komische Ausdrücke und Vergleichungen S. 375. Von diesen Rubriken gilt ungefähr dasselbe, was beym ersten Bande. Einige Stellen würden die Herausgeber hier nicht aufgenommen haben, wenn sie frischer von der Lectüre seiner sämmtlichen gedruckten Schriften hergenommen wären. Z. B. der Einfall, die Frauenzimmer, ihrer langen Kleidung halber, mit Paradiesvögeln zu vergleichen (S. 376.), ist schon benutzt in der Erklärung des Hagarth (II. Lieferung S. 288.) in The Harlots Progress. Eben so die Anekdote von Mr. Twiss S. 421. schon das. III. Lief. S. 43, in der Erklärung von The Rake's Progress. — Urtheile und Bemerkungen über die Charaktere verschiedener Völker S. 380. U. a. ein Paar über die Engländer, eine Nation, welcher des Verfassers eigne Bildung selbst so viel verdankte. — Zum Andenken an Verstorbene S. 386.:

an einige seiner Bekannten, besonders den Göttingischen Professor Meister. — Die guten Rathschläge und Maximen, S. 592. f. gehörten sämmtlich unter die schon oben da gewesenen Rubriken moralischer und litterarischer Bemerkungen. Ueberhaupt hätten die Herausgeber leicht größere Sorgfalt auf die Anordnung und Zusammenstellung der Fragmente unter bestimmtere Abtheilungen wenden können. Am Ende liegt freylich so viel nicht daran. — Vorschläge S. 409. f. — Allerhand S. 417. f.

Von eignen, gelegentlich angebrachten Wörtern und Ausdrücken Lichtenberg's merkte sich Rec. an: Empfinder S. 27.; „ein Mann von edlem hohen Sinn, in Gang und Styl von recht krönungsmäßigen Wesen" S. 191.; etwas aus Ultraçrepidamie thun, S. 379.

Von Lichtenberg's auch sonst bekannten Plan eines neuen physikalischen Compendiums, dessen die Vorrede S. XI. mit einem Wort erwähnt, wünscht man bald mehr zu hören. Aus derselben erfährt man auch, daß eins seiner Lieblingsprojekte seit 1785 ein satyrischer Roman, und dessen Held ein doppelter Prinz (zwey zusammengewachsen) war. Sollte dieser projektirte Roman wirklich von dem S. XII. erwähnten satyrischen Gedicht verschieden ge-

wesen seyn? Ich zweifle. Der angeführte Grund ist wohl nicht entscheidend.

Zum Schluß zwey Wünsche. Möge uns die Verlagshandlung eine vollständige, möglichst correcte Sammlung der schon gedruckten zerstreueten Schriften Lichtenbergs bald geben! Schon für diese Lieferung des Ungedruckten ist man ihr, und noch mehr den beyden Gelehrten, die sie besorgten, verbunden. Lichtenberg war ein Schriftsteller, bey welchem der Sinn für das Natürliche, einzig Richtige, neben dem Hange zum Gesuchten, Raffinirten sich auf eine seltne Weise zusammenfand; auf ähnliche Art, wie bey Lessing der geradeste, gesündeste Verstand (und zwar bey ihm immer decisiver, als bey dem limitirenden Lichtenberg) neben dem Raffinement in Ausdruck und Wendung. Nun waltet in diesen zerstreueten Blättern, wo es so gar nicht auf Ründung, Abglättung und Schimmer, so gar nicht auf künstliche Zusammenstellung abgesehn war, das Natürliche entschiedner vor, als z. B. bey Darstellungsweise und Ausdruck in der Erklärung des Hogarth. Wohl aber möchte ein reiner, unverwöhnter Geschmack dem ganz beystimmen, was jener unbewölkte Geist in den Nachrichten von sich selbst (Th. I. S. 37.) sagt: „Nachdem ich vieles menschenbeobachterisch und mit vielem schmeichelhaften Gefühl eigener Superiorität aufgezeichnet und in noch feinere Worte gesteckt

hatte, fand ich am Ende, daß gerade das das Beste war, was ich ohne alle diese Gefühle so ganz bürgerlich niedergeschrieben hatte."

Mein anderer Wunsch ist: Mögen die Lichtenbergischen Papiere und Tagebücher sorgfältig aufbewahrt werden! Sollten sie nicht einen Platz in der Göttingischen Bibliothek verdienen? Unfehlbar würde Mancher noch manches Interessante herausfinden. Sollten nicht überhaupt die öffentlichen Bibliotheken Deutschlands mehr, als bisher, für Aufbewahrung der nachgelassenen Papiere seiner vorzüglichsten Köpfe sorgen? Sollten dergleichen litterarische Schätze nicht wenigstens eben so viel werth seyn, als die gewöhnlichen Zierden öffentlicher Büchersammlungen: Codices in vielfachen Abschriften vorhandener Autoren, wodurch oft kaum ein Paar Schreibfehler berichtigt werden?

V.

Herodis Attici quae supersunt; annotationibus illustravit Raphael Fiorillo etc. Lipsiae, 1801.

(Beschluß der im vorigen Stücke abgebrochnen Recension.)

Wir müssen noch von der Einrichtung dieser Ausgabe und dem, was sie eigenthümliches enthält, Nachricht geben. Auf die Vorrede und ein Sendschreiben des Hrn. Geh. Justiz-Rath Heyne, von welchem wir weiter unten sprechen wollen, folgen biographische und litterarische Nachrichten vom Herodes Atticus nach Hrn. Hofr. Eichstädts Bearbeitung in Fabricii Bibl. Gr. T. VI.: die Testimonia Virorum doctorum de Inscriptionibus Triopeis aus Visconti's Ausgabe; die Inschriften selbst, mit der lateinischen Uebersetzung gegenüber und den Varianten der Ausgaben nach Visconti; endlich der ausführliche Commentar von S. 49 — 170. In diesem hat der Vf. Salmasius und Visconti's Anmer-

kungen excerpirt und mit vielen eignen, größtentheils grammatischen und philologischen Observationen vermehrt. Häufig sind Verbesserungen andrer Schriftsteller angebracht, so wie etwa ein Wort oder eine Redensart hierzu Gelegenheit gab. Eine ausgebreitete Belesenheit und Sammlerfleiß kann man hierbey nicht verkennen: und wenn man finden sollte, daß sich die lexikographischen Bemerkungen allzusehr gedrängt hätten, so wird man diesen Ueberfluß in der ersten Probeschrift eines jungen Humanisten leicht verzeihen können. Da diese Art von Anmerkungen aber weder einen Auszug, noch eine detaillirte Kritik erlauben, so wollen wir als Probe von dem Scharfsinne und den kritischen Talenten des Vfs. einige seiner gelegentlichen Verbesserungen anführen, deren Mittheilung wohl überhaupt die vorzüglichste Veranlassung zu diesem Werke gewesen ist.

S. 51. verbessert er, bey Gelegenheit der Bemerkung, daß oft η, ηι und ει mit einander verwechselt worden, den Vers des Euripides Aegeus Nr. 3. εἰ μὴ κλῃθέξεις γλῶσσαν, ἔστι σοι κακά statt κλῃθέξῃς, welches nach εἰ nicht stehen kann. Eine ähnliche Vertauschung wird S. 65. in dem Fragm. des Sotades ap. Hermogen. de Ide. p. 317. bemerkt: σείων μελίην πιλειάδα δεξιὸν κατ' ὦμον. Hr. F. verbessert mit Glück: μελίην Πηλιάδα. Weniger gelungen ist ihm S. 68. die Verbesserung des sehr verun-

stalteten Anfangs eines Hymnus auf die Artemis, wo wir bloß ἐφίμερον ὕμνον ἰέναι statt ἐφ' ἡμέρον für richtig und wahr halten können; gewiß haben die Worte ἕως ἀλλά τις (ἄλλα) statt ἔθιν ᾆδε τις nicht einmal den Schein der Wahrheit. Dagegen ist S. 70. der Vers Pindars, in Villoiſ. Anecdot. T. II. p. 95. ἰάχει βαρύφθεγκτ' ἀν' ἀγέλαν λεόνιων mit großer Zuverläßigkeit in βαρυφθεγκτᾶν ἀγέται λ. verändert: wodurch dieser Vers ein Beyspiel des Schematis Pindarici wird, welches das Substantiv in der mehrfachen Zahl mit dem Verbo in der einfachen verbindet. Dieses zu erläutern führte der Grammatiker ihn an. Eben so richtig schreibt der Vf. in einem Fragm. des Aristophanes (T. III. p. 236 ed. Br.) ἦ μὴν ἴσως σὺ καταἰπλαγήσει τῷχρόνῳ statt ἡμῶν ι. οὐ καταπληγήσῃ — worinne weder Sinn noch Sylbenmaaß ist. Dieselbe Art zu reden findet sich in den Nub. 862. ἦ μὴν σὺ τούτοις τῷ χρόνῳ ποτ' ἀχθέσει. Auch folgenden Vorschlägen glauben wir unsern Beyfall nicht versagen zu können: S. 89. ap. Athen. XV. p. 678. A. in dem Fragmente des Philetas (welches Hr. F. ohne hinreichenden Grund, für Verse eines Unbekannten erklären möchte) ἀμφὶ κόμαις εὐώδεσιν statt εὐώδέος. S. 111. ap. Athen. XIII. p. 595. F. ἔστιν δ' ὅπου μὲν ὁ κάλαμος πέφυχ' ἕδος statt πέφυκεν ὅδε. S. 117. Analect. Brunk. T. III. 'Αδεσπ. DCCXVIII. λείψανον οὐ κάλλους

statt

statt χάλους, wofür Brunk εἴδους willkührlich aufnahm. Doch ist diese Verbesserung nicht Hrn. F. eigenthümlich, sondern von Visconti entlehnt. S. 134. ap. Athen. XI. S. 469. F. in einem Fragmente des Aeschylus: ἐπὶ δυσμαῖς σοῦ πατρός statt ἴσου. S. 135. Aristoph. Thesmoph. 225. οὐ γὰρ μὰ τὴν Δήμητρ' ἔτ' ἐνταυθοῖ μενῶ statt Δήμητρά γ' ἐντ. S. 162. in einem Fragment des Dionysius beym Athen. XV. p. 668. καὶ πρὶν ἐκεῖνον ἰεῖν, statt ἰδεῖν

Dieses Verzeichniß von Verbesserungen, das wir vielleicht noch durch einige Anführungen hätten vergrößern können, wird hinreichend zeigen, daß es dem Verf. nicht an kritischen Scharfsinn fehlt. Bisweilen hat ihn dieser irre geführt, und er hat an einigen Stellen ganz offenbar fehlgegriffen. Aber es hat bis jetzt wohl überhaupt noch wenige Kritiker gegeben, die nicht bisweilen dem belustigenden Conjekturenspiel allzu sehr nachgehangen hätten. Dieses Spiel spielt gar leicht mit dem, der es treibt; es überall zu beherrschen, ist der Gipfel der kritischen Bildung.

Auf den Commentar zu den Inscriptionen folgt eine Diatribe in Herodis Jambographi Fragmenta. Dieser Herodes ist zwar von dem Redner verschieden; doch scheint die Gleichheit des Namens und der Umstand, daß er bisweilen mit jenem verwechselt worden, Herrn Fiorillo bewogen zu haben, die Fragmente sei-

ner Jamben hier abdrucken zu lassen. Den Beschluß macht die bekannte Rede des Herodes De Republica mit Reiskens Anmerkungen.

Der Herr Geh. Justiz-Rath Heyne hat diese Schrift, auf des Verfassers und Verlegers Wunsch, mit einem Sendschreiben begleitet, in welchem er über die nothwendigen Gränzen des kritischen Studiums ein Wort zu seiner Zeit sagt. Er leitet seine Bemerkungen mit einer Geschichte seiner eignen Studien ein, welche in eine Epoche fielen, wo junge Humanisten die kritische Verbesserung der alten Schriftsteller für das höchste Ziel geistiger Anstrengung hielten, und die großen Denkmähler des Alterthums fast in keiner andern Absicht lasen, als um verdorbene Stellen in ihnen aufzujagen. Die hohe Meinung, welche die meisten von diesem Geschäfte hegten, und die Verachtung, mit der sie auf andere Wissenschaften herabsahen, brachte bald die Philologie selbst in einen übeln Ruf und zog ihren Anhängern mannichfaltige Unannehmlichkeiten zu. Ausgestorben sind jene Gesinnungen noch nicht überall, und da sie offenbar den Gesichtspunkt verrücken, aus welchem das Studium des Alterthums betrachtet werden muß, so ist es gewiß nicht unnütz von Zeit zu Zeit auf das wahre Ziel hinzuweisen, und der Kritik, dadurch daß man ihre Gränzen gehörig beschränkt, eine wahre und dauerhafte Achtung zuzusichern.

Dieses ist die Absicht des treflichen Vfs. in diesem Sendschreiben; so wie es das Geschäfte fast seines ganzen Lebens gewesen ist, den Zweck der Philologie und ihr Verhältniß zu andern Wissenschaften aus einem höhern Gesichtspunkte zu bestimmen, als gewöhnlich zu geschehn pflegt. Er unterscheidet die verschiedenen Zweige der Kritik und bestimmt die höhere oder niedrigere Würde eines jeden derselben. Vorzüglich beherzigungswerth ist folgende Stelle: „Ich wünsche vor allen Dingen, daß diejenigen, die sich mit der Kritik der alten Schriftsteller beschäftigen wollen, es nicht zu ihrem Hauptzwecke machen, die Fehler der Lesart aufzuspüren: denn es ist ohne Zweifel besser, alle seine Geisteskraft aufzubieten, um die Gedanken und Sachen, welche bey den Alten vorkommen, recht zu erklären und zu fassen, daraus seinen Ideenvorrath zu bereichern und richtig zu ordnen; und wenn man hierbey auf Fehler der Abschreiber oder des Schriftstellers stößt, so bemerke man sie und biete seinen Scharfsinn auf, um sie zu verbessern. Dieß ist die Gattung von Verbesserungen, welche einen wahren und dauerhaften Ruhm erwirbt. u. s. w.

VI.

Ludwig Hess, Landschaftsmaler. Von Johann Heinrich Meyer. Zürich, bey Orell, Füssli et Comp. 1800. IV. und 100 S. 8.

Ludwig Heß, einer der besten Landschaftsmaler unsrer Zeit, der vorzüglichste Maler der Helvetischen Alpen, wurde in Zürich 1760 geboren. Sein Vater trieb das Fleischerhandwerk. Anfangs sollte der jüngere Bruder das Handwerk fortsetzen, Ludwig aber Kaufmann werden. Zu diesem Zweck bekam er einen Hauslehrer. Früh lernte er die französische und italienische Sprache; Livius und Tacitus kannte er wenigstens aus Uebersetzungen.

Kaum fing er an zu stammeln, so bat er seine Wärterin, ihm Bäumchen oder Vögelchen vorzuzeichnen. Schon als Knabe zeichnete er halbe Nächte durch, wenn man ihn schlafend glaubte.

Als er etwa im vierzehnten Jahre war, wurde sein Bruder kränklich. Nun bestimm-

ten die Eltern unsern Ludwig zum Fleischerhandwerk. Da er dabey mehr Muße zum Zeichnen zu gewinnen hofte, als auf dem Comtoir, so ließ er's sich gern gefallen. Gerade diese Mischung von mechanischem Berufszwang und Uebung seines Talents, brachte jenen ausdauernden Muth hervor, eine hohe Stufe der Kunst zu erklimmen. Auch in diesem Fall reizten Schwierigkeiten und Widerstand das Genie. — Sein Großvater mütterlicher Seite wohnte in einem Landstädtchen in der Nähe eines Eichwaldes. Hier irrte der Jüngling oft in dem Schatten majestätischer Bäume einsam umher, und stärkte sein unverdorbenes Gefühl für die Schönheiten der Natur. Hier war's, wo er zuerst versuchte, nach der Natur zu zeichnen. Sein Vater war Liebhaber des Fischfangs. War er mit der Berufsarbeit seines Sohnes zufrieden, so nahm er ihn mit im Kahn auf den nahen See. Indeß der Vater angelte, betrachtete der Sohn den schönen Farbenton der fernen Alpen, oder den Wiederschein in der glänzenden Fluth, wenn Bäume und Schilf im Gold der sinkenden Sonne glühten. Er besaß Brockes Gedichte, Geßner's Idyllen, Thomson's Jahrszeiten und Kleist's Frühling. Gewöhnlich nahm er eins dieser Bücher mit auf die Spazierfahrt.

In demselben Jahre, als er auf seines Vaters Zureden das Fleischerhandwerk zu erlernen

anfing, machte er für sich Versuche im Oelmalen. Was ihm jenes Handwerk erträglich machte, war die Verbindung mit dem Viehhandel. Dieser erfoderte öftere Reisen zu den Senner auf den Alpen. Den Knotenstock in der Hand, den Geldgürtel um den Leib, einen treuen Hund zum Begleiter, bestieg er nie ohne geheimes Entzücken die Gebirge seines Vaterlands. Sein Rechenbuch über das eingehandelte Vieh war auch sein Zeichenbuch. Wenn ihn der vorgeschriebene Weg nicht allzuweit abführte, klimmte er auf die steilsten Gebirge, zu Felsenhölen und Wasserfällen, verloren im Anschauen der grossen Natur, fühlend seinen Beruf, ihr Maler zu werden.

Sein Unmuth, nur als Nebensache und Spielwerk treiben zu können, was er mit ganzer Seele zu treiben wünschte, konnte seinen Eltern am Ende nicht verborgen bleiben; zumal, da er zu kränkeln anfing. Nun erst gaben sie seinem Hang zur Kunst etwas mehr nach; doch immer unter der Bedingung, daß das Nützlichere (das Handwerk) dem weniger Nützlichen vorgezogen würde.

Heß war im achtzehnten Jahre, als er den braven Landschaftsmaler, Heinrich Wüst, kennen lernte, der seine Wißbegierde in Absicht der Zubereitung der Farben und der Behandlung des Pinsels befriedigte. Er kopirte einige Gemälde von Wüst, und wagte sich dann an

eigne Erfindungen. Unter Wüst's Schülern wurde der in der Blüthe seines Lebens verstorbene Heinrich Freudweiler sein vertrautester Freund. Oft malten sie zusammen ganze Tage in Wäldern und Thälern. Die wichtigste Bekanntschaft für ihn aber war Salomon Geßner's. Dieser weckte durch sein Gespräch und seine Landschaften in ihm den höhern Sinn für die Kunst. Diese Epoche war für Heßens Entwickelung die merkwürdigste. Gab er gleich sein Handwerk nicht auf, so waren doch seine Spaziergänge und Reisen vorzüglich dem künstlerischen Studium der Natur geweiht. Selbst bey der Schlachtbank fand er Stoff für seine Kunst. Da zeichnete er Hornvieh nach der Natur. Oft trug er Köpfe von Ziegen und Schaafen nach Hause, um nach ihnen in Oel zu malen. So malte er einst mit Meisterhand nach der Natur einen Ochsenkopf in Lebensgröße.

Frühe schon wünschte er eine Reise nach Rom. Der kindlichen Liebe zu seinem Vater opferte er eine sehr günstige Gelegenheit zur Erfüllung seines sehnlichsten Wunsches auf. Der alte Vater fühlte den Werth des ihm dargebrachten Opfers, und saß nun oft ganze Abende neben des Sohnes Staffeley, mit Freude an den Gemälden.

Allmählich erregte der seltne Fleischer durch seinen Pinsel Aufsehn. Bodmer und Lava=

ter priesen ihn den Fremden. Sein Ruf verbreitete sich auch ins Ausland. Fremde und Einheimische bestellten Gemälde. Nun konnte er seine Zeit beynahe ganz für die Kunst verwenden, und nach Gefallen auf malerische Reisen, nicht nur innerhalb der Grenzen seines Vaterlandes, sondern auch nach Oberitalien, gehn. Einst entriß ihn der Edelmuth eines Bergamasker Hirten einer Todesgefahr, S. 31.

Jetzt suchte der Vater den jungen Mann durch ein stärkeres Band an seinen Geburtsort zu knüpfen. Er selbst hatte noch nie ans Heirathen gedacht. Seine brennende Liebe zur Kunst verschlang jede andere Neigung. Den Umgang mit dem weiblichen Geschlecht hatte der stille Jüngling bis dahin geflohn. Des Vaters Rath bewog ihn endlich zur Auswahl einer Gattin. Heß wählte glücklich, und verband sich 1790 mit Barbara Wegmann. Er fand bey ihr sein eignes zartes Gefühl für die Schönheiten der Natur, und Sinn für Einfalt der Sitten und stille Freuden.

Mehrere Schweizerreisen folgten, die der Verf. S. 35 f. beschreibt. Wir zeichnen hier nur zweyerley aus. Den Staubbach im Grindelwald fand H. kaum so schön, als die ungleich weniger berühmten Wasserfälle im Glarnerland, den Fetschbach und den Schreyenbach (S. 38.). Bey Chamouny zeichnete er den

Montblanc. „Noch nie ist wahrscheinlich dieß berühmte Gebirge mit seinem blendenden Eismeer so schön und würdig dargestellt worden, wie nachher durch Hessens Pinsel. Dieß Gemälde kam an Hrn. Douglas in London."

Am 8. September 1794 reiste er, von seiner treflichen Gattin selbst dazu ermuntert, in Gesellschaft des Amtmann Keller über Mailand und Florenz nach Rom. Schon im November kam er über Livorno nach Zürich zurück. S. 41 — 54 findet man Hessens Nachrichten von dieser Reise mit seinen eignen Worten. Da er sie fast ausschließend in Rücksicht auf Landschaftsmalerey anstellte, und innerhalb der wenigen Wochen, daß er in und um Rom war, vom Morgen bis zum späten Abend herumwanderte, so war es ihm möglich, auch in einem so beschränkten Zeitraum seinen Hauptzweck zu erreichen. Er hing zu innig an Weib und Kind und seinen über alles theuern Schweizergebirgen, um lange entfernt seyn zu können. Hier nur ein Paar Stellen aus seinen Nachrichten: S. 44. „In der St. Lorenzkirche (in Florenz) sahen wir eine unbeschreiblich schöne Gruppe, Figuren von M. Angelo in weißem Marmor, das Grabmal eines jungen Helden aus dem Hause Medicis. Er ist in römischer Kriegsrüstung vorgestellt, sitzend mit stützenden Armen, als wenn er sein Tagewerk überdächte. Dieß hat mich unbeschreib-

lich gerührt." Nachdem er die Antikensammlung in Florenz gesehn hat, sagt H. S. 45: „Nun jetzo sehe ich einmal mit leiblichen Augen, daß die Griechen doch die größten Menschen waren. Ich weiß nicht, was ich dir von meiner Empfindung beym Anblick dieser lebendscheinenden Marmorbilder sagen soll. Ich glaubte bis dahin immer, man übertreibe die Beschreibung; aber ich sehe, daß da nicht gut beschrieben ist. Könnt' ich doch sagen: Komm und siehe!" — S. 48 „Die St. Peterskirche sah ich mit Erstaunen, doch viel besser gefiel mir die edle Simplicität der Rotonda." — S. 49 „Im Pallast Colonna sah ich einen Claude Lorrain, den ersten, der mir ganz gefiel." — Die Gegend von Tivoli fand auch er äußerst interessant, voll malerischer Schönheiten. S. 50 „Beym Sibyllentempel sieht es aus, als wenn Natur und Menschenhände alle ihre Kunst erschöpft hätten, ein bizarres, wunderliches Gemälde zu schaffen. Besonders sind die mit Moos, Epheu, Aloe, Weinreben dicht überwachsenen Felsen wunderbar gestaltet, durchlöchert und Tropfsteinartig in Zapfen gewachsen, wo dann der Anio-Fluß in verschiedenen Armen stäubend hervorstürzt. Sonst sind die Gebirge herum erstaunlich kahl. Man würde heut zu Tage die Haine Tiburs vergeblich suchen, es wären denn hie und da die zerstreuten magern Olivenbäume, die, bis die

Sonne untergeht, keinen Schatten gewähren. Ich habe ein Paar Aussichten bey Horazens Villa gezeichnet. Wir machten einen Ritt recht à la Donquichotte auf Eseln, die man hier Pferde nennt. Mein Gefährte gallopirte mit seinem Sonnenschirm voraus, und ich hinterdrein mit der Brille auf der Nase, der Pfeife im Mund, und dem Portefeuille unterm Arm. Die Esel waren kaum so hoch als ein Tisch." — Am meisten entzückte ihn die ungewohnte Aussicht auf das Meer.

Man erkennt aus diesen Auszügen hinlänglich Hessens Art der Ansicht. So kurz die italienische Reise dauerte, war sie doch auf seine Kunst nicht ohne bedeutenden Einfluß. So wohl Claude Lorrain als Poussin, jener durch die herrliche Färbung der Fernen, dieser durch die Poesie in seinen Compositionen, erwärmten ihn von neuem. Wie leicht ihm jetzt vor seiner Staffeley alles von der Hand ging, darüber gibt Hessens Schülerin, Mademoiselle Chatelain von Vewey, folgendes schöne Zeugniß: „Ich weiß kaum, wie Heß seine Gemälde verfertigte. Ich sah durch seinen Pinsel blos die Pflanzen aufleben, die Berge sich erheben, ich hörte das Rauschen seiner Wasserfälle, es war mir, als ob mich die Kühle seiner Thäler erquickte; mit einem Wort, ich sah die Natur auf der Leinwand in verjüngter Gestalt hervorgehn: aber alles dieß

schien sich wie durch Zauberey zu entwickeln. Man sah den Künstler nicht, aber wenn das Gemälde vollendet war, so sah man den Menschen, der dieß geschaffen hatte. Er schien sich selbst kaum mit seiner Arbeit zu beschäftigen, so leicht ging ihm alles von der Hand. Oft, wenn ich, neben seiner Staffeley sitzend, alle meine Aufmerksamkeit über die Schwierigkeiten, die er besiegte, anzustrengen mich bemühte, erzählte er mir politische Neuigkeiten, sprach über das Schicksal seines Vaterlandes, die Uebel des Krieges, unterhielt mich von dem Glücke seines stillen häuslichen Lebens, während die Leinwand sich selbst zu beleben schien. Ich hatte einige Male das Glück, Heß componiren zu sehen. Er warf mit Schnelligkeit seine Ideen hin, aber er verband immer mit großer Ueberlegung die Theile mit dem Ganzen. Gewöhnlich legte er eines seiner Studien zum Grund, die er auf gefärbtes Papier, mit heller Farbe aufgehöht, oder in Oel nach der Natur gemalt hatte."

In den letzten Jahren, zumal im letzten, suchte er in seinem stillen Arbeitszimmer den Kummer über das traurige Schicksal der Schweiz zu vergessen. Zu politischer Thätigkeit sich zu drängen, davon war er weit entfernt. Doch konnte er unter der alten Ordnung der Dinge nicht vermeiden, daß er in den großen Rath aufgenommen wurde.

Von Jugend auf ernst und still von Charakter, einfach und natürlich in Sitten und Kleidung, offen und traulich im Kreise der Freunde, bescheiden, gegen fremdes Verdienst gerecht, seine Kenntnisse gern mittheilend, Schmeichler hassend, wurde er von allen Guten geliebt, von Niemand eifersüchtig verfolgt. In Gefahren, dergleichen bey seinen Reisen auf Bergen und Seen ihm manchmal aufstießen, war er unerschrocken und besonnen. Das häusliche Leben des Gatten und Vaters betrachtete er als das höchste Glück des Sterblichen; tägliches Wachsthum an innern Kräften zur Erfreuung des bessern Theils der Menschen als seine wahre Bestimmung. Von zwey geliebten Knaben überlebte ihn einer. Er selber starb, für die Kunst und für die Seinigen zu früh, den 13. April 1800.

So weit die Biographie von Ludwig Heß. Sie ist gut geschrieben, und erweckt nicht blos für den Dargestellten Hochachtung. Auf Helvetismen, wovon auch die bessern Schriftsteller der Schweiz nicht leicht frey sind, stößt man nur selten. Vorgesetzt ist eine Elegie von J. G. S. S. Das Metrum ist oft vernachlässigt. So kommen ein Paar Mal seynsollende Pentameter vor, wie:

Daß seines Blickes Flamm alle Farben verklärt —

und S. 4. ein Hexameter mit sieben Füßen:

Als das eidesgenössische Land in seinen Reizen noch
blühte.

Doch sind auch ein Paar recht gute Stellen darin, wie:

Unglückselige Schweiz! Dich konnte dein Genius nicht mehr
Retten, wie stark er dich liebt, weil das Verhängniß es wehrt.
Aber er wollte dich doch im Bild noch erhalten, Geliebte!
Und er begeisterte Heß: Siehe, da ward es das Bild!

— — und:

Fremdling! in Hessens Gemälden durchwandre die Höhen und Thale,
Willst du das Schweizerland sehn, wie es noch Schweizerland war.
Und dann weine dem Bildner die Thräne der dankenden Sehnsucht;
Siehe! der Frühling bekränzt Ihn nicht, bekleidet sein Grab.

Noch lieber war uns das vorgesetzte Portrait des Künstlers, treu gezeichnet und sehr brav gestochen von H. Lips. Der Schweizer Biedermann, der stille, ernste, gefühlvolle Künstler ist's. Noch ist eine Vignette, radirt vom Verf. nach einem kleinen Landschaftsgemälde von Heß, eine passende Zugabe.

Von S. 71 — 100 folgt ein lehrreicher Anhang für Künstler, worin der Verf., Hessens vieljähriger Freund, theils nach eignen Beobachtungen, theils nach denen seiner übri-

gen Bekannten, besonders seiner Schülerin Chatelain, über das Kunsttalent und die Arbeiten des Verstorbenen sich verbreitet. Richtig scheint die Bemerkung: Was Hessen zu einem so getreuen Schüler der Natur machte, war gerade der Mangel an Gelegenheit, anfangs sich nach andern Mustern als nach ihr auszubilden. Sie machte frühere Eindrücke auf ihn, als ihre bloßen Nachahmungen. Daß der originelle Landschaftsmaler sich so am besten bilden wird, wenn die ihn umgebende Natur gerade ein Helvetien ist, leidet keinen Zweifel. — Doch war H. nicht ihr sklavischer Kopist. Man erkannte das Bild nicht um der Warze willen, die es an der Nase trägt, sondern weil der individuelle Geist und Charakter des Originals aus allen seinen Zügen hervorleuchtete. Unvollkommenheiten, womit Geschmacklosigkeit der Menschen oder Kränklichkeit verdorbener Natur das Bild verunstaltet hatten, ließ er weg. Am liebsten wählte er Gegenstände, wo die Natur in ursprünglicher Reinheit sich darstellt, wie die ewigen helvetischen Alpen. Er strebte nach Einheit in seinen Gemälden. Er pflegte zu sagen: Ich halte es mit dem Gedanken, den ich ausdrücken will, wie mit der Beleuchtung, und suche nur einen großen Haupteffekt zu erreichen; daher ich diesem manchen Detail aufopfere, der das Interesse doch nur theilen und

zerstreuen würde. — Man soll, sagte H. oft, es einer Composition nie ansehen, daß es eine Composition ist. Ich höre es lieber, wenn man mich nach der Gegend fragt, wo diese Landschaft aufgenommen worden.

Ueber seine hieroglyphischen Skizzen und über den mechanischen Theil seiner Arbeit mag der lernbegierige Kunstfreund Hrn. Meyer selbst hören S. 81. f.

Zur Charakterisirung seiner Gemälde heben wir noch eine Stelle aus dem Helvetischen Almanach von 1800 aus: „Er übertreibt niemals den Effekt, weder in der Zusammenstellung der Massen, noch in der Beleuchtung. Jene ruhige Heiterkeit des Gemüths, jene nicht brausende und strudelnde, sondern sanft erwärmende und eben darum auch länger dauernde Begeisterung, jener dem echten Kunstgenie eigene Fleiß, der alle Theile des Ganzen mit gleicher Liebe umfaßt, und, ohne der Totalwirkung im geringsten Eintrag zu thun, mit Stetigkeit und Genauigkeit ausführt, und besonders seine Reinheit und Sauberkeit des Pinsels, die heut zu Tage so viele aus Geniesucht vernachläßigen, zeichnen die Arbeiten dieses Künstlers aus."

Seine sehr zahlreichen Arbeiten sind in Deutschland, Frankreich, England, Rußland und die Schweiz zerstreuet. Mehrere der schönsten Oelgemälde besitzt Hr. Douglas in London,

don, Madame Brun in Kopenhagen und die Wittwe des Künstlers.

Von seinen Zeichnungen, und deren eigner Manier s. S. 91. Von seiner Malerey en Gouache (mit deckenden Wasserfarben) S. 93. Die wichtigste Sammlung von Hessischen Zeichnungen und Gemälden en Gouache besitzt der Pfarrer Veith in Andelsingen. Seine Studien verwahrt seine Wittwe.

In den letzten zwey Jahren seines Lebens ätzte er auch in Kupfer. Von S. 95 ein Verzeichniß seiner Blätter, die theils ganz radirt, theils in Aqua tinta gearbeitet sind. Seine letzten Arbeiten dieser Art sind zwey Blätter, deren Ertrag er zur Unterstützung der Kriegsbeschädigten seines Vaterlands bestimmte. Alle diese Blätter findet man in der Füßlischen Kunsthandlung in Zürich.

Druckfehler im 64. Bd. 1. St.

S. 6. Z. 8. ist zu lesen ποιεῖν — S. 7. Z. 4. grössern — S. 8. Z. 3. statt leichten l. lichten — S. 9. Z. 5. Ruhmes — S. 11. Z. 12. statt Streites l. Neides — S. 18. Z. 30. l. Bernouilli's — S. 30. Z. 9. l. Elektrologie. Daselbst Z. 10. l. Hygrometrie — S. 32. Z. 28. st. es l. er — S. 76. Z. 23. Epikureer — S. 77. Z. 21. st. Au l. à — S. 78. Z. 3. st. stehn l. stehe. Das. Z. 4. st. Anekdoten l. Anekdote — S. 80. Z. 2. l. chauffoir. — S. 157. Z. 29. seinen.

Neue Bibliothek der schönen Wissenschaften und der freyen Künste.

Fünf und sechzigsten Bandes zweytes Stück.

Leipzig,
In der Dyckischen Buchhandlung,
1802.

VI.

T. Lucretii Cari de rerum natura libros sex, ad exemplarium MSS. fidem recensitos, longe emendatiores reddidit, commentariis perpetuis illustravit, indicibus instruxit et cum animadversionibus Ric. Bentleji, non ante vulgatis, aliorum subinde miscuit Gilb. Wakefield. Londini, impensis editoris, typis A. Hamilton. Vol. I. XXXIV. und 382 S. 1796. Vol. II. 407 S. 1797. Vol. III. 396 S. und 12 Bogen Register, gr. 4.

T. Lucretii Cari de rerum natura libri VI. ad optimorum exemplarium fidem emendati. Cum R. Bentleji animadversionibus, G. Wakefieldi praefationibus et commentariis integris caeterorumque interpretum praestantissimorum observationibus selectis edidit, suas notas et indices copiosissimos adjecit Heinr. Car. Abr. Eichstädt Vol. I. Prolegomena, tex-

tum poëtae et indicem verborum complectens. Leipzig bey Wolf. CXLIX. und 648 S. 1801. gr. 8.

Lukrezius Gedicht von der Natur ist eines der schätzbarsten Denkmäler des Alterthums. Es ist das älteste didaktische Gedicht der Römer, der einzige Repräsentant der Poesie, des Versbaues und der Sprache aus der frühern Periode der römischen Cultur, der erste, nachher vom Cicero auf die Prosa übergetragene, Versuch, die philosophischen Ideen der Griechen in ein lateinisches Gewand zu kleiden und eine lateinische philosophische Sprache zu schaffen, ein treues Gemälde des theoretischen Theils der Epikurischen Lehre. „Lukrezius, schrieb Johannes Müller in seiner Jugend in den Briefen an Bonstetten (Deutsches Magazin 1799 Jun. S. 656), ist ein großer Mann und Lehrer vieler Wahrheiten; in seinem Gedicht ist die älteste Einfalt und viel Hohes und Schönes.“ Er wurde daher auch von seinen Landsleuten in hohen Ehren gehalten, und ist noch itzt die Bewunderung aller, die sich auf die Schätzung von Talenten verstehen. Nur Mönche und Priester haben vor ihm als dem Lehrer einer Seelen- und Sittenvergiftenden Philosophie gewarnt, Anti-Lukreziusse gegen ihn empfohlen, Uebersetzungen desselben zu un-

terdrücken gesucht, oder doch die Uebersetzer genöthigt, das Werk in ihren Verdeutschungen zu castriren und durch beygefügte Widerlegungen, wie sie wähnten, unschädlicher zu machen.

Unter den neuern Herausgebern des Lukrez befinden sich brave und gelehrte Männer; aber er hat auch das Unglück gehabt, in die Hände so verwegner und unbesonnener Kritiker zu fallen, die den Text auf eine unglaubliche Art entstellt und verfälscht haben. Ihn in einer würdigern Gestalt auftreten zu lassen, war die Absicht des Hofr. Eichstädt in Jena. Währrend er damit umging, erschien die neue Bearbeitung des Dichters von einem der muthigsten und kecksten Kritiker unsrer Tage, Gilbert Wakefield. Dieser Mann, berühmt durch große Belesenheit in den Alten, durch eine beyspiellose Fruchtbarkeit an Conjecturen, durch eine an sinnreichen und witzigen Combinationen reiche Einbildungskraft, und — berüchtigt durch viele übereilte, der Sprache und dem Sinne widersprechende kritische Einfälle, durch hohe Selbstgenügsamkeit, durch schnöde Abfertigung der Andersdenkenden und Kampflust, und durch ein barbarisches, allen Regeln der Grammatik Trotz bietendes Latein, ein solcher Mann, mußte man denken, würde durch vorschnelles und willkührliches Emendiren des Lukrez nur die Anzahl der Kritiker vermehren, die dem

Dichter wenigstens eben so viel geschadet als genutzt haben. Allein Wakefield hat gezeigt, daß er bey anhaltendem, stetigem Fleiß und bey aufgewendeten langen Studium, sich von einem Theile der ihm anklebenden Fehler losmachen und etwas in seiner Art Vortreffliches leisten könne. Bey andern seiner Werke bewunderte man nur viele einzelne Blitze von Genie, Witz und Scharfsinn; hier erfreut man sich an einem durchaus mit Gelehrsamkeit, mit gründlicher und feiner Kritik und vieler philologischen Kenntniß behandeltem Werke. Er benutzte, außer den Lesarten der von den übrigen Herausgebern verglichnen Handschriften, noch fünf ungebrauchte englische Handschriften, deren Ausbeute sehr beträchtlich ausgefallen ist. Auch die ältern Druckausgaben des Lukrez zog er zu Rathe.

Auf eine schwankende Sage, daß Lukrez zuerst gegen das J. 1472 in Brixen bey Ferrand gedruckt worden, scheint er zu viel gebaut zu haben. Vielleicht fand ein Litterator einen alten Druck des Lukrez, dem ein andres Werk mit der Unterschrift am Ende: Bresciae per Ferrandum beygebunden war, welches er aus einem Irthum, der schon so oft bey bibliographischen Untersuchungen vorgegangen ist, auch auf den in dem nehmlichen Band enthaltnen Lukrez bezog. Unter den herrlichen Zugaben, womit Wakefield seine Ausgabe be-

reichert hat, zeichnet sich eine nicht kleine Anzahl von Anmerkungen des größten Kritikers, Richard Bentley, aus, welche dieser bey der Lectüre des Dichters an den Rand seiner Handausgabe aufgezeichnet hatte; flüchtige Bemerkungen und Einfälle, wie sie ihm unter der Hand entstanden waren, größtentheils kritischen Inhalts. Der Herausgeber besitzt nur eine Abschrift davon, da der Enkel und Erbe Bentleys, R. Cumberland, den litterärischen Nachlaß seines Großvaters mit einer canina malignitas, wie sich Wakefield ausdrückt, bewacht, welche diese Schätze weder selbst benutzt noch andern gönnt. Der Her. spricht von diesen Randanmerkungen Bentleys im Ganzen mit hoher Achtung; er urtheilt mit Recht, daß an mancher Stelle Bentley's Genie wie durch eine höhere Eingebung das Wahre und Rechte entdeckt habe; er läßt sich manchmal von der Autorität dieses Coryphäus unter den Kritikern bestimmen, und er, welcher behauptet, daß es überall höchst wenige glückliche Verbesserungen der Gelehrten im Lukrez gebe, (Vix vel unus reperiretur criticorum doctrina celeberrimorum, qui felicem in eum conjecturam periclitatus sit) nimmt manche Verbesserung Bentleys getrost in den Text. Diese hohe Ehrfurcht für Bentleys Genie hindert ihn aber nicht, verunglückte Einfälle Bentley's, die, wo nicht übergangen,

doch kurz zurückgewiesen werden sollten; mit dem ganzen Nachdruck seiner kritischen Kraftsprache zu verurtheilen. Man lese nur, um seine Manier kennen zu lernen, was er über einen Vorschlag von Bentley bey 6,500 sagt: Nihil unquam vidi invenustius aut doctis hominibus indignius. Vix aliquid inficetius speravisses ab infimo grege sciolorum, in diversicoloribus sermonis poëtici leporibus prorsus hospitum. Mit rühmlicher Genauigkeit und Vollständigkeit verzeichnet Wakefield in seinem Commentar die Lesarten der Handschriften und Ausgaben, wiegt dieselben sorgfältig und scharfsinnig ab und bildet in den meisten Fällen nach ihnen, nicht nach Conjecturen, den Text. Denn so gern er ein angenehmes Phantasiespiel mit der Conjectural-Kritik, auch in diesem Werke, treibt: so läßt er sich doch von diesem Spieltrieb dießmal nicht beherrschen, sondern er beherrscht ihn; die Autorität der Handschriften ist ihm heilig; aus ihren Zügen liest er das Wahre oder Wahrscheinlichste heraus. Nur wo sie keine Hülfe geben oder zu geben scheinen, da erlaubt er sich, aber mit Mäßigung und selten, Conjecturen in den Text zu setzen. Doch zuweilen spielt ihm noch seine Einbildung den Streich, daß er eine seiner Verbesserungen für so sehr über allen Zweifel erhaben, so unverbesserlich und einleuchtend hält, daß er sie mit lautem Tri-

umphgeschrey in den Text einführt. Dieses unmäßige Selbstlob in allen seinen Schriften, auch in diesem Commentar, würde noch widriger seyn, wenn wir nicht wieder mit ihm durch die Aufrichtigkeit versöhnt würden, womit er sich selbst den Text liest, sobald er von seinen Verblendungen zurückkommt und die Blößen, die er so oft gegeben, entdeckt. So bekennt er itzt selbst von seiner Silva critica, daß sie zwar vieles Wahre und Gute enthalte, was nicht untergehen werde, daß er aber recht gut wisse, plurima in istis lucubrationibus inveniri, quae sint juveniliter temeraria, ἀπροσδιόνυσα prorsus et homine critico indigna; sed quae in sitientem famae, rure tamen abditum, et a libris sermonibusque doctorum disjunctissimum, facillime possent cadere. Er, der der Conjectural-Kritik so viel einräumt, von seinen Conjecturen so oft im Tone der Ueberzeugung spricht, fühlt sich doch selbst von einer gewissen Scheu ergriffen, wenn es darauf ankommt, sie an die Stelle der Lesarten der Handschriften zu setzen; ja die Wahrheit dringt ihm manchmal sogar schmerzliche Bekenntnisse von der Unsicherheit dieser Kritik ab, wie folgendes zu 3, 367 ist: Usque adeo lubricae est exercitationis haec ars critica, quam nos miselli profitemur et laboribus indefessis agitamus! Der Hr. behauptet, es sey kein einziger Schriftsteller aus dem Alterthum auf

unsre Zeiten gekommen, von dem ein so verdorbner Text wie vom Lukrez im Umlauf sey, und keiner, bey dessen Text das Ansehen der Handschriften so sehr bey Seite gesetzt worden. Man kann aber hinzusetzen, daß vielleicht der verdorbne Text weniger Schriftsteller durch die Bemühungen eines einzigen Mannes so viel gewonnen habe als der des Lukrez in der Wakefieldschen Recension. Mit der Kritik verbindet der Her. grammatische und Sach-Erläuterungen in ziemlich reichem Maaße. Jene sind eine Fundgrube für die Kenntniß der ältesten Dichtergelehrsamkeit und Dichtersprache, sie spüren den griechischen und lateinischen Quellen des Dichters nach, sie weisen die Nachahmungen des Lukrez vom Virgil an bis zum Arnobius herab mit großem Fleiße auf; diese entwickeln, meist kurz und in bündigen Umschreibungen oder Uebersichten ganzer Stellen, den Gang der Ideen und die Philosopheme, mit Zurückweisung auf die Quellen der griechischen Philosophen. Außer dem zur Sache Gehörigen bekommt man noch auf jedem Blatt Bemerkungen und Verbesserungen über andre Schriftsteller in den Kauf, welche oft durch die entfernteste Ideen-Verwandschaft von dem Combinationsreichen Verf. herbeygeführt werden. Man sehe nur den index criticus auctorum veterum in his commentariis emendatorum, explicatorum et defensorum an, um sich zu

überzeugen, daß dieser Commentar ein wahres Repertorium von kritischen und erklärenden Anmerkungen über alle möglichen Schriftsteller des Alterthums ist.

Eine glücklichere Erscheinung als diese Ausgabe konnte dem mit der Bearbeitung des Lukrez beschäftigten Eichstädt nicht begegnen. Sie gab zu Erweiterung seines Plans Anlaß, und bestimmte ihn, in seiner Ausgabe mit allem Guten und Wichtigen der vorigen Herausgeber, Wakefields ganze Ausgabe der seinigen einzuverleiben — (Noch sind ja die Begriffe über Benutzung fremden litterärischen Gutes so schwankend, daß ohne Bedenken die neuesten Werke des Auslandes nachgedruckt zu werden pflegen) — und das Ganze mit eignen Einleitungen, Abhandlungen und Anmerkungen zu begleiten. So erhält das Publikum zu seiner Zeit eine Ausgabe des Dichters, welche die andern entbehrlich macht. Um ihren Umfang nicht über Gebühr auszudehnen, wünschen wir, daß sich der Vf. bey der Uebertragung des Wakefieldschen weitschichtigen Commentars manche Abkürzung erlaube, die, ohne dem Ganzen Eintrag zu thun, ja zum Vortheil des Ganzen, vorgenommen werden kann. Daß die Latinität verbessert werden müsse, hat Eichstädt bereits erklärt. Aber eben so wünschte man, daß die übergroße Redseligkeit beschnitten, die groben und häufigen Ausfälle auf

andre Gelehrte weggelassen, die Wiederholungen vermieden, und das an mehrern Stellen über denselben Gegenstand zerstreut gesagte zusammengestellt und vielleicht noch mehr Auswüchse ausgemerzt würden.

Eichstädt hat seiner Ausgabe ein ausführliches Sendschreiben an den Kreissteuereinnehmer Weiße, ein Denkmal der Dankbarkeit für das Gute, was er diesem allgeschätzten Mann verdankt, vorgesetzt, worin er Rechenschaft über den Plan seiner Ausgabe ablegt und eine kurze Charakteristik der Herausgeber des Lukrez beyfügt. Den eigentlichen litterärischen Apparat, die Geschichte der Handschriften und Ausgaben ꝛc. wird er erst in den folgenden Bänden, zugleich mit dem Commentar liefern, da er itzt noch nicht alles Nöthige beysammen hatte, und außer den handschriftlichen Hülfsmitteln, die er bereits aus Venedig und Dresden erhalten, noch andre von verschiednen Orten her erwartete. Auf das Sendschreiben folgen die Wakefieldschen Vorreden und elegischen Dedicationen, welche von einem feurigen Freyheitsgeist zeugen. Das interessanteste Stück dieser Prolegomenen ist aber Eichstädts ästhetisch-historische Abhandlung über das Leben und das Gedicht des Lukrezius. Ueber die Lebensumstände des Dichters läßt sich äußerst wenig zur Gewißheit bringen. Daß das Gedicht über die Natur nicht mehrere Bücher, wie Einige woll-

ten, umfaßt habe als sechs, und daß wir es noch vollständig besitzen, wird sehr einleuchtend dargethan. Einzelne Verse mögen immer verloren gegangen seyn; denn wirklich werden verschiedne vom Servius angeführt, die nicht in dem Gedichte stehen. Allein wer weiß, ob es mit diesen Versen nicht eine besondre Bewandniß hat? Der Vf. stellt nämlich hier eine sehr sinnreiche, dereinst im Commentar weiter auszuführende Hypothese auf, daß es eine doppelte Recension von Lukrezius Gedicht gegeben, wovon die eine es so dargestellt habe, wie es aus der Hand des Lukrez gekommen, in antiker Rauhheit und ohne Politur, die andre aber aus der Revision eines nacharbeitenden, ausglättenden und verfeinernden Gelehrten, der sich jedoch nicht gleich geblieben, und das Gedicht nicht gleichförmig ausgebildet oder auch nur Theilweise überarbeitet habe. Diese letztre Recension hätte sich denn erhalten, mit manchen Spuren der ersten Hand. Verschiedne Gründe bestimmten den Vf. zu dieser Annahme; die Ungleichheit und der verschiedne Ton im Gedicht, welcher bald ganz veraltert und rauh, bald so verfeinert und gefällig ist, daß Maro beynahe ganze Verse daraus in seine höchst ausgefeilten Dichter-Werke des Augustischen Zeitalters ohne Anstoß aufnehmen konnte; gewisse Versreihen, die im Lukrez mit alter Einfalt gleichsam als Refrains oft wiederkehren,

liest man itzt im Gedicht, vorzüglich nach den besten Handschriften, hie und da mit mancherley kleinen und feinen Abänderungen, welche der Einfalt des Lukrez nicht angemessen, sondern erst von einem Verbesserer, der der Einförmigkeit dadurch begegnen wollte, hineingebracht zu seyn scheinen. Ueberdem finden sich in dem Gedichte so manche Verschrobenheiten, Versetzungen von Versen, so sonderbare und bedeutende Verschiedenheiten der Lesarten, die den Sinn ganz umändern oder verbessern, daß dieses ebenfalls zum Theil auf Rechnung eines Revisors gesetzt werden zu müssen scheint, der auch vielleicht manche ihm unpassend scheinende Verse und üppige Auswüchse ganz wegschnitt, die nun von den Grammatikern, etwa aus der ersten oder Original-Recension des Lukrez, noch angeführt werden.

Diese Hypothese gewinnt an Wahrscheinlichkeit, wenn man bedenkt, daß es bey den Römern gar nicht ungewöhnlich war, den ältern, im Ganzen wirklich vortrefflichen Werken der Dichtkunst, die aber wegen veralteter Sprache, rauher und holprichter Verse, wegen großer Redseligkeit rc., unschmackhaft geworden waren und den an Werke des verfeinerten Geschmacks gewöhnten Römern nicht mehr ganz behagten, durch neue, verbesserte und veredelte Ausgaben zu Hülfe zu kommen. Keine Stelle der Alten giebt uns hievon eine so bestimmte

Belehrung als die Vorrede zu Horazens zehnter Satyre des ersten Buchs, wenn auch diese Verse nicht vom Horaz selbst herrühren sollten:

Lucili, quam sis mendosus, teste Catone,
Defensore tuo, pervincam, qui male factos
Emendare parat versus. Hoc lenius ille,
Est quo vir melior: longe subtilior illo,
Qui multum puer et loris et funibus udis
Exhortatus, ut esset, opem qui ferre poëtis
Antiquis posset contra fastidia nostra,
Grammaticorum equitum doctissimus.

Wir lernen hieraus, daß römische Grammatiker oder Gelehrte darauf ausgingen, modernisirte und dem Geschmack ihrer Zeit angemeßnere Recensionen alter Dichter zu veranstalten, wie Ramler, um ein Beyspiel aus unsrer Zeit anzuführen, in eignen Sammlungen ältere und neuere Dichter seiner Nation befeilte und veränderte. So fand Horazens Zeitalter viel an dem alten witzigen, aber noch ungefeilten und rauhen Satyrendichter Lucilius auszusetzen, und Cato, unstreitig der berühmte Grammatiker und Dichter, Valerius Cato, (von dem Sueton in den Leben der berühmten Grammatiker C. 2. zu sagen scheint, er habe Lucilius Satyren beym Grammatiker Philocomus gelesen oder vorlesen hören) sorgte für dessen guten Namen bey seinen Zeitgenossen dadurch, daß er die Luciliusschen Satyren, wo es ihm nöthig dünkte, jedoch mit Schonung, verbesserte.

Auf andre Grammatiker, welche es sich zu einer eignen Angelegenheit machten, ihre Schüler zu künftigen Emendatoren der alten Dichter zu bilden, spielt dieselbe, angeblich Horazische, Stelle an. Wie dieses Verbessern fremder Werke in Rom gebräuchlich worden, und nach welchen Grundsätzen man dabey verfahren sey, läßt sich aus dem sehr merkwürdigen zweyten Kapitel von Suetons Leben berühmter Grammatiker errathen, in welchem die Grundlinien einer Geschichte des grammatischen Studiums in Rom gezeichnet werden. Krates von Mallus, erzählt dieser, kam als Gesandter des Attalus zwischen dem zweyten und dritten punischen Kriege, gegen die Zeit, da Ennius starb, nach Rom, und hielt grammatische Vorlesungen und Unterredungen daselbst, welche den Römern als Muster zur Nachahmung vorleuchteten. Erwägt man nun, was der berühmte Homeriker Krates, der sich mit der grammatischen und Real-Erklärung des Homer so viel beschäftigte und eine Verbesserung (διορθωσις) desselben herausgab, für ein Mann war (s. Wolf prolegg. Iliad. p. 276 bis 80), und nach welchen laxen Grundsätzen seine Zeitgenossen, die Alexandrinischen Gelehrten, und namentlich Aristarchus, die Alten und insonderheit den Homer beurtheilten, tadelten und verbesserten (s. Wolf prolegg. p. 231 ff.): so läßt sich daraus schließen, welchen Gang

die

die Erklärung und Kritik der alten Dichter in Rom genommen und welche Freyheiten man sich mit denselben erlaubt habe. Und dieß sagt uns auch wirklich Sueton, indem er fortfährt: „Die Römer ahmten dem Krates in so weit nach, daß sie noch nicht hinlänglich bekannte Dichterwerke ihrer verstorbenen Freunde, oder anderer Dichter von Werth, genauer überarbeiteten (diligentius retractarent) und auch durch Vorlesen und Erklären allgemeiner bekannt machten. So machte es Cajus Octavius Lampadio mit Nävius punischem Kriege, welches er in 7 Bücher abtheilte; so machte es später Quintus Vargontejus mit den Jahrbüchern des Ennius, welche er an bestimmten Tagen einer großen Versammlung vorlas; so Lälius, Archelaus, Vectius und Quintus Philocomus mit den Satyren ihres Freundes, des Lucilius, welche Pompejus Lenäus bey dem Archelaus und Valerius Cato bey dem Philocomus gelesen haben soll." Nicht minder merkwürdig ist, was Suetonius C. 24. von dem Grammatiker M. Valerius Probus aus Berytus erzählt, er habe einige alte Handschriften bey einem Grammatisten in der Provinz gefunden, wo man die Alten noch nicht wie in Rom vergessen gehabt habe. Er sey dadurch auf die vernachläßigten ältern Werke aufmerksam geworden, habe mehrere Handschriften derselben zusammengekauft, und sich einzig mit der Verbesserung, Abthei-

lung und Kritisirung derselben abgegeben. Auch wird dieser Probus vom Eugenius (in Wolfs Prolegg. p. 233) neben den Namen der Aristarchus, Tucca und Varius genannt, wo die Rede von den Grammatikern ist, die den Homer und Virgil ihrer Censur unterworfen haben. Varius und Tucca waren bekanntlich diejenigen Gelehrten, welchen Virgil, nach dem Donatus, auf dem Sterbebette die Besorgung der Herausgabe seiner Aeneis (ut rem inemendatam imperfectamque) übertrug, jedoch mit der Bedingung, daß sie nichts hinzuthäten, welches er, nach der herrschenden Sitte unter den Grammatikern jener Zeit, zu befürchten hatte. Varius begnügte sich daher auch mit einer allgemeinen Revision (summatim emendavit), wiewohl man aus dem Donatus sieht, daß man ihm demungeachtet einige Aenderung in der Anordnung ꝛc. schuld gegeben. Doch es ist Zeit von dieser Abschweifung zurückzukommen, die wir uns erlaubten, weil wir hofften, die Eichstädtische Hypothese würde an Glaubwürdigkeit gewinnen, wenn man sähe, daß das Verbessern und Ausbilden der ältern und rohern Dichter in Rom, so gut wie in Griechenland und in Alexandria, ein gewöhnliches Geschäft der Grammatiker gewesen.

Ja, wir können noch einen Schritt weiter gehen. Es ist nicht nur glaublich, daß Lukrezius dasselbe Schicksal wie Lucilius, Ennius

und Nävius gehabt; denn es wird dieses nicht als Hypothese sondern als Thatsache vom Eusebius erzählt, noch mehr, es wird uns sogar von ihm Cicero als der Verbesserer und Redakteur des Lukrez genannt. Ob nun gleich Eusebius Zeugniß, dem doch Angaben älterer Grammatiker zum Grunde liegen mögen, für sich nicht genug Gewicht hat: so scheint doch so viel daraus zu folgen, daß eine Sage von Ueberarbeitung des Lukrez schon bey den Alten vorgekommen. Aber gegen Cicero, als den angeblichen Verbesserer, scheint Eichstädt gegründete Erinnerungen zu machen. Cicero's Eitelkeit und Sucht von seinen Verdiensten und Werken zu sprechen, würde diese Retraktation des Lukrez gewiß nicht unerwähnt gelassen haben, am wenigsten in dem Briefe an seinen Bruder Quintus, worin er ein ehrendes Urtheil über das Gedicht des Lukrez fällt. (Damals war aber Lukrezens Gedicht noch neu, und eine neue verbesserte Ausgabe desselben muß erst mehrere Jahre nachher veranstaltet worden seyn.) Wir wünschten, der Vf. hätte diesen Punkt noch weiter verfolgt.

So viel ist höchst wahrscheinlich, daß Cicero den Lukrez fleißig studiert und bey seinen Versuchen, die Ideen und Kunstausdrücke der griechischen Philosophen in die lateinische Sprache einzuführen und in seinen philosophischen Schriften wieder zu geben, benutzt habe; ja,

was der Eusebiusschen Sage nicht ungünstig scheint, es findet sich zwischen dem Lukrez und Cicero's poetischen Arbeiten, insonderheit seiner Uebersetzung des Aratus, eine auffallende Aehnlichkeit in Ansehung der antiken Steifheit, der Archaismen der Sprache und eigenthümlicher Ausdrücke, die von Wakefield bey jeder Stelle sorgfältig nachgewiesen wird. Es giebt Ausdrücke, die sonst nirgends als im Lukrez und in Cicero's Aratus vorkommen. Wenn diese auffallende Uebereinstimmung aber auch ihren Grund nicht darin haben sollte, daß Cicero, welches uns gar nicht unwahrscheinlich vorkömmt, in spätern Jahren seine jugendliche Uebersetzung des Aratus nach und aus dem seitdem erschienenen Gedicht des Lukrezius verändert und in Ausdrücken gebildet haben könnte: so läßt sich daraus doch keinesweges darthun, daß Cicero der Umarbeiter des Lukrez gewesen, um so weniger, da er gerade in der Poesie einen großen Wohlgefallen an dem ehrwürdigen, alterthümlichen Rost gehabt zu haben, ihn selbst in seinen Versen nachzubilden scheint, und Bruchstücke der ältesten römischen Dichter so oft anzieht, also für eine Modernisirung und Verfeinerung des alten Dichters vielleicht wenig Sinn gehabt haben möchte.

Es lassen sich aber die Eichstädtischen Gründe, daß Cicero den Lukrez nicht verbessert habe, noch sehr vermehren. Ueberhaupt war,

so viel wir wissen, das Emendiren der Dichter mehr ein Werk derer, welche von der Grammatik Profession machten und von der Bearbeitung neuer Ausgaben der Dichter Vortheil zogen. Ein Staatsmann wie Cicero hatte ganz andre Geschäfte. Was dieser während der Zeit seines öffentlichen Geschäftslebens schrieb, bezog sich auf das gemeine Wesen und auf die Staatsberedsamkeit; nur die leztern Jahre seiner Muße widmete er der Philosophie und der Ausarbeitung philosophischer Werke. In diesen Zeitraum müßte man allenfalls seine Retraktation des Lukrez setzen, auf die ihn sein philosophisches Studium und seine Zurückgezogenheit vom Geräusch des öffentlichen Lebens hätte führen können. Aber wenn Cicero auch in dem Brief an den Quintus der poetischen Kunst des Lukrez Gerechtigkeit wiederfahren läßt, so scheint er doch nichts weniger als eine besondre Vorliebe für ihn, vielmehr gegen ihn als den Herold der Epikurischen Philosophie, die so oft das Ziel seines Spottes ist, Abneigung gehegt zu haben. Wie käme es sonst, daß Cicero, welcher, nach Art der griechischen Weisen, seine philosophischen Werke allenthalben mit Dichterstellen ausschmückt, welcher so oft von Epikurs System handelt, das sehr treu vom Lukrez dargestellt wird, auch nicht ein einzigesmal, so viel wir uns erinnern, den Lukrez in denselben ausdrücklich anführt, nur

einmal auf ihn in den Tuskulanischen Abhandlungen 1, 21. (wie auch von Wakefield zum Lukrez 5, 8. angemerkt wird) gar nicht freundlich anspielt: Soleo saepe mirari nonnullorum insolentiam philosophorum, qui naturae cognitionem admirantur ejusque inventori et principi gratias exsultantes agunt, eumque venerantur ut deum (Lukrez 5, 1 — 8. 52): liberatos enim se per eum dicunt gravissimis dominis (Lukrez 5, 88. Vgl. 3, 1. ff.), errore sempiterno, et diurno ac nocturno metu. Quo errore? quo metu? Quae est anus tam delira, quae timeat ista, quae vos videlicet, si physica non didicissetis, timeretis? Cicero hätte noch einen Grund gehabt, den Lukrez und zwar mit Lob zu nennen. Er war ja mit ihm auf Einem Wege, die römische Sprache für die Philosophie zu bilden und neue philosophische Worte auszuprägen, ja Lukrez war ihm schon darin mit Muth und glücklichem Erfolg vorangegangen. Er erklärt sich 1, 137. ff. darüber also:

Nec me animi fallit, Grajorum obscura reperta
Difficile illustrare latineis versibus esse;
Multa noveis verbeis praesertim quom sit agundum
Propter egestatem linguae et rerum novitatem:
Sed tua me virtus tamen et sperata voluptas
Suavis amicitiae, quemvis efferre laborem
Suadet, et inducit nocteis vigilare serenas,

Quaerentem, dicteis quibus, et quo carmine, demum
Clara tuae possim praepandere lumina menti.

Nun spricht aber Cicero immer so, als sey er selbst der erste, der die Philosophie und mit ihr eine philosophische Sprache in Latium einführe. Würde man ihm daher wohl unrecht thun, wenn man annähme, daß er aus Neid das Verdienst, das Lukrez mit ihm theilte und welches sich dieser noch früher erworben hatte, verschweige und vergessen zu machen suche? Gründe genug, welche gegen den Antheil des Cicero an der Verbesserung des Lukrez streiten.

Die einzige Stelle des Cicero, welche den Lukrez nennt, ist die bereits angeführte im Briefe an seinen Bruder Quintus 2, 11. Da Lukrezius Gedicht um die Zeit der Catilinarischen und Clodiusschen Unruhen geschrieben zu seyn scheint, dieser Brief des Cicero aber bald nachher, nämlich im J. 698, geschrieben ist: so beschäftigte damals diese litterarische oder poetische Neuigkeit vermuthlich die Römer, und Quintus theilte darüber seinem Bruder sein Urtheil mit, welchem letzterer beytritt: Lucretii poëmata, ut scribis, ita sunt: non multis luminibus ingenii, multae tamen artis. Obgleich das Verneinungswörtchen (non) nicht in den Handschriften steht, sondern Verbesserung des Ernesti ist: so wird doch diese durch

den Zusammenhang nothwendig gemacht. Cicero erhebt die Kunst des Gedichts, vermuthlich in der Darstellung, in der poetischen Sprache und im Mechanischen; aber er findet kein großes poetisches Genie darin. Vielleicht hätte er es in einem für das Publikum bestimmten Werke nicht einmal über sich gewonnen noch so vortheilhaft von diesem Lobgedicht auf Epikurs Lehre zu urtheilen; aber vielleicht geschah es mit in Beziehung auf die wenigen Spuren vom Dichtergenie in demselben, daß er in der oben berührten Stelle der Tuskulanischen Gespräche den Lukrez nicht unter die Categorie der Dichter, sondern in die der Philosophen bringt. *)

Lukrezius Gedicht zeichnet sich keinesweges durch Erfindung aus. Nur darin ist der Dichter Original, daß er das erste philosophische Lehrgedicht in Rom zu schreiben unternahm. Den Stoff erschuf er nicht, sondern überkam ihn aus Epikurs Schule und Schriften, belebte und schmückte ihn aber durch dichterische Behandlung oder Sprache. Die Idee zu dem Werke borgte er vermuthlich von den griechischen philosophischen Gedichten über die Natur, und in der Ausführung und Behandlung nahm

*) Man vergleiche über die Ungewißheit der Alten, ob sie den Empedokles unter die Dichter oder unter die Philosophen rechnen sollten, Eichstädt S. LXXXXVII. not. 51.

er sich das Gedicht des Pythagorischen Philosophen Empedokles aus Agrigent über diesen Gegenstand zum Muster. (Irren wir nicht, so war es dasselbe Gedicht des Empedokles, aus welchem Ovid im funfzehnten Buche seiner Metamorphosen schöpfte, wo er den Pythagoras seine Lehre von der Verwandlung aller Dinge vortragen läßt.) Eichstädt spinnt hier aus einer kurzen Anmerkung Wolfs in den Homerischen Prolegomenen S. 128 die Geschichte des Lehrgedichts bey den Griechen und Römern aus, welches durch die lehrenden Sprüche des Hesiodus und der übrigen Gnomiker vorbereitet, aber von den philosophischen Dichtern, Xenophanes, Parmenides und Empedokles weiter ausgebildet und zur Darstellung der gesammten Philosophie der Natur angewendet, von dem feinern Geschmack der Athener nicht anerkannt, aber von den Alexandrinern wieder aufgenommen, verfeinert und ausgeschmückt und auf die Behandlungsart mehrerer Wissenschaften ausgedehnt wurde. Von diesen überkamen es die Römer, welche die Alexandrinischen Lehrgedichte theils übersetzten, theils nachahmten, den Lukrez ausgenommen, der bey seinem Vorhaben, ein philosophisches Lehrgedicht zu schreiben, kein Vorbild dazu in Alexandria fand und daher zu den oben genannten philosophischen Lehrdichtern, vornehmlich dem Empedokles, zurückging und sich dessen Art und Kunst zu eigen machte, wie-

wohl er auch von den Griechen den Homer, von den Römern den Ennius häufig nachahmt. Dem Empedokles wird von den Alten eigentliche Dichtungskraft und Dichtergenie abgesprochen, dagegen suchte er das Dürre und Trockne des Stoffs und Vortrags durch glänzende Redensarten, durch Bilder und durch alle poetische, rhetorische und rythmische Künste zu beleben und zu heben. Und gerade in diesen Eigenschaften trifft Lukrez mit ihm zusammen.

Dieser trägt mit vieler Deutlichkeit und logischer Ordnung die dunkle und spitzfindige Philosophie des Epikur vor. Wo er trockne und überfeine metaphysische Lehrsätze entwickelt, ist er selbst subtil, spitzfindig und trocken. Doch wo die Gegenstände den Geist mehr erheben und einen belebteren, geschmücktern Vortrag zu erlauben scheinen, da wird er interessant, erhaben und fruchtbar an Bildern, Vergleichungen, Anspielungen, Sentenzen, Beschreibungen und Episoden. Seine Sprache, wiewohl sie noch weder für poetische Schönheit noch für philosophische Subtilität hinlänglich gebildet ist, gefällt doch durch ihre antike, einfache, ernste Würde, und durch das Volltönende und Feyerliche des Tons. Selbst der etwas schwerfällige, altväterische Rythmus vermehrt den Eindruck von Würde und Majestät.

Wenden wir uns zu dem Text des Lukrez. Jedem Buche desselben ist in der Eichstädti-

schen Ausgabe eine wegen ihrer Umständlichkeit und Genauigkeit sehr nützliche Inhalts-Anzeige vorgesetzt. Wiewohl die Wakefieldsche Recension zum Grunde liegt, so ist doch Eichstädts Text als eine ganz neue Recension anzusehen; so groß ist die Anzahl der Stellen, wo er sich von seinem scharfsinnigen Vorgänger abzuweichen und andern Lesarten den Vorzug zu ertheilen bewogen fühlte. Es ist lehrreich, die Verschiedenheit der Urtheile beyder gelehrten und scharfsinnigen Kritiker zu vergleichen. An ruhiger Bedachtsamkeit und weiser Mäßigung zeigt sich doch der deutsche Gelehrte dem Britten weit überlegen. Unter vielen andern Verdiensten, die sich Beyde um den Text machten, muß man auch die Wiederherstellung der von den Abschreibern und Auslegern verdrängten alten Sprachformen und der alten, zu Lukrezius Zeit üblichen Rechtschreibung rechnen, bey welcher letztern freylich nur eine Annäherung an das Wahre denkbar ist; daher man es auch an beyden Gelehrten entschuldigen muß, wenn in ihren Grundsätzen hierüber noch manches Schwankende und in der Anwendung desselben manche Ungleichheit sichtbar ist. Schade, daß die Verszahl der Lukreziusschen Bücher in beyden Ausgaben weder unter sich noch mit den frühern Ausgaben ganz zusammenstimmt, welches daher rührt, daß in der einen oder andern Ausgabe einzelne Verse verworfen,

einige von Wakefield eingeklammert und nicht mit gezählt worden u. dgl.

Noch sind die Actenstücke nicht beysammen, um Wakefields und Eichstädts Verdienste gegen einander abzuwägen, da der Commentar des letztern noch rückständig ist. Indeß schon der bloße Text des letztern, verglichen mit Wakefields Text und Anmerkungen, giebt zu manchen Bemerkungen Anlaß. Es ist billig, daß wir es nicht an Beyspielen fehlen lassen, die wir jedoch, ohne Rücksicht auf das Wichtigere oder Unwichtigere, hierher setzen.

In der schönen Schilderung von Epikurs Verdienst um die Menschheit und um die Naturkenntniß 1, 63. ff. stellt Lukrez das Menschengeschlecht versunken im Schlamm der Leidenschaften und Irthümer dar, unter der Tyranney der Religion, die sich über den Häuptern der Sterblichen mit schrecklichem Anblick aus den Gegenden des Himmels zeigt. Aber

Primum Grajus homo mortaleis tollere contra
Est oculos ausus.

Hier hätte Wakefield der Lesart tendere contra beym Nonius nicht so das Wort reden sollen, da jene das viel passendere Bild eines Menschen giebt, der, während die andern Sterblichen den Anblick der drohenden Göttin scheuen, es allein wagt seine Augen gegen sie aufzuschlagen (ἀντιβλέπειν, ἀντοφθαλμεῖν) und

Himmelan zu schauen. So sagt Virgil von dem Aufblick von der Erde zum Himmel 6, 579. Quantus ad aetherium coeli suspectus Olympum; aber noch ähnlicher unsrer Stelle Seneca von der Kürze des Lebens C. 2, 3, wo fast derselbe Gedanke wie beym Lukrez ausgedrückt wird: Urgentia circumstant vitia undique: nec resurgere aut in dispectum veri attollere oculos sinunt, sed mersos et in cupiditatibus infixos premunt.

Lukrez fährt fort vom Epikur:

Quem neque fama deûm, nec fulmina, nec minitanti
Murmure compressit coelum.

Wakefield hat hier Bentley's Conjectur fana deûm in den Text erhoben. Quis enim, sagt er, temere dixerit legitimum sonare phrasem fama deûm? Soll hier von der allgemeinen Tradition von den Göttern und dem allgemeinen Glauben an sie die Rede seyn, so scheint auch uns diese bey der Erwähnung des Donners und Blitzes unpassend. Angemeßner würde es schon seyn, es von dem großen Namen der Götter zu verstehen. Welchen Sinn Eichstädt, welcher fama deûm im Texte stehen ließ, damit verband, wissen wir nicht. Wir glauben, der Dichter spreche bloß von solchen Naturerscheinungen, die vom Pöbel aus Unwissenheit für göttliche Zeichen und Wunder erklärt werden, und so würde denn fama, φη-

μη, gelehrt von göttlichen oder Vogel-Stimmen und ähnlichen Erscheinungen gebraucht seyn. Cicero von der Divination 1, 45. Neque solum deorum voces Pythagorei observitaverunt, sed etiam hominum, quae vocant omina.

V. 81. ff. benimmt Lukrez seinem Freund Memmius das Vorurtheil, als wenn Epikurs Lehre auf den Weg der Laster und Verbrechen führe. Die Religion sey vielmehr die Mutter der Verbrechen, die unter ihren Auspicien von den Menschen verübt worden, welches an dem Beyspiel der Griechen gezeigt wird, die, durch Religionswahn verleitet, die Iphigenia opferten.

Aulide quo pacto Triviaï virginis aram
Iphianassaï turparunt sanguine fede
Ductores Danaûm delectei.

Wenn Wakefield dafür geneigt ist zu lesen: Triviaï ad virginis aram Iphianassaï turparit sanguine fede Ductores Danaûm delectos: so ist dieß zwar ein schönes Bild, daß die Religion oder der Aberglaube mit eigner Hand die Jungfrau würgt; allein es paßt nicht in diesen Zusammenhang, wo von den Unthaten der Menschen die Rede ist, die sie im Namen der Religion vollbringen.

Wenn die Zeit, sagt der Dichter 1, 226. ff., alles vernichtet, auch die Grundstoffe, woher ersetzt denn der Zeugungstrieb das Ge-

schlecht der Thiere; wo nimmt die Erde die Nahrung für jegliche Gattung her?

Unde mare ingenuei funteis aeternaque longe
Flumina suppeditant?

Woher ersetzen die Quellen und Flüsse das Meer? Diese Erklärung und Verbindung scheint uns der Zusammenhang einzig zu fordern: dagegen W. so interpungirt:

Unde mare, ingenuei funtes, aeternaque longe
Flumina, subpeditant?

d. h. woher bekommt das Meer, die Quellen und die Flüsse ihre Nahrung (suppeditant f. suppetunt)? Eichstädt folgt dieser Interpunktion, wiewohl er nach dem Register *), wo diese Worte so verzeichnet stehen: suppeditant unde fontes mare die gewöhnliche Erklärung beyzubehalten scheint. Letztre wird durch eine Parallele 2, 589. f. bestätigt:

Principio, tellus habet in se corpora prima,
Unde mare immensum volventeis flumina fonteis
Assidue renovent.

wo volventes von W. nicht richtig erklärt wird. Es hat hier eine prägnante Bedeutung wie in

*) Das unter Eichstädts Aufsicht verfertigte und von ihm selbst mit kurzen Erklärungen bereicherte Register zeichnet sich durch große Vollständigkeit aus. Nur wenige Worte und einzelne vom Lukrez sehr geliebte oder in einem eigenthümlichen Sinn gebrauchte Partikeln, wie porro, fere u. a. vermißten wir.

der Aeneis 1, 20 und heißt: fontes, volvendo aquam suam s. decursu aquae suae, efficiunt flumina. Der Sinn des Ganzen ist: Aus den Grundstoffen der Erde erzeugen die Quellen die Flüsse und das Meer. Wakefield liest zwar aus Handschriften: volventeis frigora d. h. aquam frigidam. Allein abgesehen von der Härte dieses Ausdrucks, wäre doch hier das Prädicat der Quellen mit kühlem Wasser ganz müßig, und es läßt sich auch begreifen, wie diese Variante entstanden seyn mag, da man die gewöhnliche Lesart nicht verstand. Wir geben daher Hrn. E. unsern ganzen Beyfall, daß er flumina im Text behalten hat. Nicht glücklicher scheint uns W. 4, 1053. subcessit frigida cura zu lesen, wo E., (was auch Bentley vertheidigt,) fervida beybehält.

Schwerlich hat Wakefield 1, 258. f.

— fessae pecudes pingueis per pabula laeta
Corpora deponunt

die letzten Worte mit Bentley richtig vom Gebähren erklärt. In der einen der von ihm angezognen Stellen wird corpora deponere vom Ausruhen, in der andern vom Gebähren als dem Ablegen einer Last geredet. Lukrez giebt offenbar das Bild wohlgenährter (pingues) Schafe, welche, nachdem sie satt gegraßt, sich müde (fessae) auf das Gras hinstrecken und ausruhen: denn man muß unstreitig den

Vers

Vers, so interpungiren, wie wir ihn aus E. hieher gesetzt haben, und so construiren: pingues pecudes, fessae (i. postquam fessae sunt), deponunt corpora per pabula laeta. Unrichtig Wakefield: fessae pecudes, pingues per pabula laeta, Corpora deponunt.

Wo der Dichter von unsichtbaren und doch sehr wirksamen Körpern und Kräften handelt, bedient er sich des Beyspiels der Winde 1, 272 — 98., in welcher Schilderung ein Luxus und eine gewisse übergroße Wort- und Bilderfülle herrscht, von der vielleicht Einiges einem Emendator des Lukrez zugeschrieben werden könnte. In V. 276. f.

ita perfurit acri

Cum fremitu, saevitque minaci murmure, pontus

macht das letzte Wort Schwierigkeit. Denn es soll nicht sowohl das Meer, als Sturm erregend, sondern der Wind als Stürme auf dem Land, in der Luft und im Meere hervorbringend vorgestellt werden, welches letztre aber schon V. 272. ventis vis verberat incita pontum u. s. w. gesagt war. Wakefields Verbesserungsversuch: minaci murmure Olympus ist daher wenigstens scharfsinnig zu nennen. Aber man erwartete nach der Detaillirung der Wirkungen des Windes auf Himmel, Erde und Meere einen allgemeinen Ausruf: So heftig tobt der Wind! Aus dem Zusammenhang und aus V. 272, wo in den

Handschriften pontum, pontus, coortus, portus verwechselt wird, vermuthen wir, Lukrez möchte V. 277. geschrieben haben: saevitque minaci murmure opertus, sc. ventus, wie man füglich aus V. 272. venti vis hinzudenken kann. Gewiß würde dieses Prädicat des Windes, als eines corporis caeci, auf welches hier alles ankommt, am Schluße des Satzes viel Bedeutsamkeit und Nachdruck haben. Der Wind wird seiner Unsichtbarkeit nach hernach V. 298. den Flüssen entgegengesetzt: aperto corpore quei sunt. Die ganze Stelle scheint dem Virgil im Landwirthschaftsgedicht 1, 318. ff. vorgeschwebt zu haben:

Omnia ventorum concurrere proelia vidi:
Quae gravidam late segetem ab radicibus imis
Sublime expulsam eruerent; ita turbine nigro
Verrit *) hiems culmumque levem stipulasque volantis.

Die folgenden drey Verse des Lukrez V. 278 — 80. schienen uns sehr verdächtig. Sie unterbrechen das Räsonnement und anticipiren den Schlußsatz, der erst nach V. 295 folgen sollte, wo noch einmal eine ähnliche Clausel steht. Was sie von den Winden aussagen, steht auch V. 272. ff. und V. 293 — 5. Will man ihre Aechtheit aber nicht in Anspruch nehmen lassen, so möchten wir auch nicht

*) So lesen wir statt ferret.

mit Wakefield an der Redensart nubila coeli eine Ausstellung machen:

Sunt igitur ventei nimirum corpora caeca,
Quae mare, quae terras, quae denique nubila coeli
Verrunt.

W. sagt mit der ihm eignen Heftigkeit: Apage sis hanc imbecillam dictionem — misere caderet oratio, si post maria et terras in cumulum violentiae posuisset noster nubila coeli, quae vel levissimis auris per aëra saltem verruntur. Er will daher, man soll auf seine Gefahr lesen: culmina coeli, d. h. Olympum, welches er noch durch den Lukrez selbst 1, 341. per maria ac terras sublimaque coeli hätte aufstutzen können. Allein Wakefields Bedenken sind ganz eitel, und er übersah, daß Lukrez selbst V. 272. ff. Meer und Land und Wolken (nubila differt) von den Winden in Aufruhr gesetzt werden läßt, und daß der von ihm zu V. 276. angeführte Ovid Met. 11, 435. in einer dem Lukrez nachgebildeten Stelle auf gleiche Weise sagt:

Nil illis veritum est, incommendataque tellus
Omnis et omne fretum: coeli quoque nubila vexant.

Mit Recht vertheidigt Wakefield V. 342.

Multa modeis multeis varia ratione moveri
Cernimus;

da die Alten so sehr die Zusammenstellung und Wiederholung derselben Wörter in Einem Satze liebten (vgl. Gierig zu Plinius Briefen 2, 19, 5.); so wie überhaupt selbst das gebildetste Zeitalter in Rom sich nicht von dem Wohlgefallen an Anklängen, Aehnlichkeiten der Töne und Alliterationen (annominationes) los machen konnte. Desto mehr liebten die ältern Dichter, die Ennius, Pacuvius, Attius, Nävius und andre, und mit ihnen Lukrez, nicht ohne griechische Vorgänger, diese kleinen Künsteleyen, auf die auch Wakefield hie und da aufmerksam macht. Derselbe Ausdruck: multa modeis multeis kehrt noch einmal wieder 2, 653. Wir wundern uns, daß Lukrez nicht an beyden Stellen schrieb: Multeis multa modeis, da er das unmittelbare Zusammenstellen derselben Wörter liebt und da der Vers an Wohlklang dadurch gewonnen hätte. Man vergleiche 1, 742. magnei magno cecidere ibi casu. V. 814. f. multimodis communia multis Multarum rerum. 2, 694. paria omnibus omnia constant. V. 695. f. communia multa, Multarum rerum. Vielleicht ist eine andre Stelle des Lukrez, zufolge dieser Liebhaberey, zu verbessern. Er sagt 2, 625. f. von der großen Mutter der Götter:

Ergo, quom primum, magnas invecta per urbeis,
Munificat tacita mortaleis muta salute.

W. fand muta nach tacita salute zu müßig und wollte lieber multa lesen. Wir würden Magna vorschlagen, welches dem magnas invecta per urbes besser entspräche und, als Name der großen Göttin gebraucht, hier bey einem neuen Anlauf der Erzählung besonders schicklich wäre. Wie entstand aber muta? Wir vermuthen, der Dichter schrieb:

Munificat muta mortales Magna salute;

ihr Bild, wenn es durch die Städte geführt wird, scheint die Sterblichen zu grüßen. Zu muta schrieb Jemand erklärend tacita. Beydes kam in den Text und da dieser Vers nun um zwey Sylben zu viel hatte, so warf man magna heraus und setzte muta an die Stelle, wo jenes gestanden hatte. Wahrhaft Lukrezianisch ist wenigstens der Vers durch diese Veränderung geworden, indem sich alle Worte bis auf eines mit demselben Buchstaben anfangen, und die gleichen Anfangssylben in munificat muta gleichfalls in seinem Geschmack sind. Führen wir nur ein paar Beyspiele aus andern ältern Dichtern an. Ein Ungenannter beym Cicero von der Divination 1, 31. multo mulier melior mulierum Missa sum. In den Tusculanischen Abhandlungen 4, 36, 77. aus dem Thyest; major mihi moles, majus miscendum malum und gleich darnach: meos malis miser manderem natos, welcher Vers von

Wakefield hätte beym Lukrez 1, 637 angeführt werden sollen: Ne Saturnus eum malis mandaret adeptus.

In der schönen Vorrede zum zweyten Buch war Wakefield seiner Bemerkung zu 1, 345 über die Liebhaberey an der Wiederholung derselben Wörter nicht eingedenk. Denn wenn Lukrez sagt:

Suave, mari magno turbantibus aequora venteis,
E terra magnum alterius spectare laborem.

so mißfällt ihm das im zweyten Vers wiederkehrende magnum und er schlägt dafür vor: vastum. Sehr übereilt, besonders wenn man die ganz ähnliche Stelle 2, 553. f. vergleicht:

— quasi naufragieis magneis multeisque coorteis,
Disjectare solet magnum mare transtra.

Ueber die Bedeutung von mare magnum in der erstern Stelle ist W. noch ungewiß, aber es leidet keinen Zweifel, daß mare concitatum, inflatum zu verstehen sey, welches durch V. 554. und durch den Sprachgebrauch andrer Dichter, als Virgils und Statius Achilleis 1, 44. (s. das. Barth) bestätigt wird. Aehnlich drückt sich Moschus 5, 5. aus: τὰ δὲ κύματα μακρὰ μεμήνῃ.

Bey den folgenden Schilderungen von dem, worin die Menschen ihre Glückseligkeit setzen und worin sie nicht besteht, schwebten dem

Dichter griechische Vorbilder vor, die W. wenigstens zum Theil nachgewiesen hat. Zu der Stelle V. 23. ff. „Einfache ländliche Freuden ohne kostbaren Aufwand machen uns glücklich, wenn auch das Haus nicht von Gold und Silber strotzt“ ꝛc. vergleiche man Bacchylides Scolion beym Athenäus 11, S. 500: „Wir haben keine Rinderbraten, kein Gold, keine purpurnen Teppiche, aber ein fröhliches Herz und die süße Muse und süßen Wein.“ Bey der reizenden Schilderung V. 29. ff. „Hingestreckt auf weiche Matten am Bach, unter dem Schatten eines hohen Baumes, thun sie ihrem Körper ohne Kosten gütlich, vorzüglich wenn der Himmel sie anlächelt und die Jahrszeit das grüne Gras mit Blumen bestreut“ dachte Lukrez sicher an die berühmte schattenreiche und hohe Plantane am Ilyssus, unter deren weitem Laubdach Sokrates und Phädrus sich im Frühjahr auf das weiche, elastische, in der höchsten Blüthe stehende Gesträuch hinstreckten. S. Plato Phädrus S. 283. f. 286. f. T. 10. der Zweybr. Ausg. Vgl. Cicero vom Redner 1, 7. n. 28. Anakreon Ode 22. an den Bathyll. Lukrez fährt fort:

Nec calidae citius decedunt corpore febreis,
Textilibus si in pictureis ostroque rubenti
Jactaris, quam si plebeja in veste cubandum est.

Daß Bettstellen von Gold und Elfenbein, mit prächtigen Betten und gestickten purpurnen

Decken, den Schlaf nicht herbeyführen können, haben schon Teles beym Stobäus serm. 91. S. 507. und Tibull 1, 2, 77. f. in ihren Declamationen gegen den Reichthum gesagt. Jactaris ist wohl wegen des folgenden cubandum est besser als jacteris, welches W. in dem Text hat. Er versteht dieses Bild von einem Menschen, der sich vor Schmerz und Mangel an Ruhe im Bette herumwälzt (imago hominis se undequaque, vi doloris aut aegritudinis, volutantis). Auch könnte man bey jactari an den Fieber-Paroxysmus denken, von dem der Kranke geschüttelt wird. Allein ein Bruchstück des Epiktet n. 24. T. 3. p. 73 in Schweighäusers Monumm. philos. Epicteteae, wobey vielleicht irgend eine Dichterstelle zum Grunde liegt, die dem Lukrez hier vorschweben mochte, führt auf eine ganz andre Erklärung: „Es ist besser, sagt der Weise, gesund zu seyn, wenn man sich auch in einem ärmlichen Lager zusammendrücken muß, (ἐπὶ σμικροῦ σκίμποδος θλιβόμενον, plebeja in veste beym Lukrez) als krank zu seyn, wenn man sich auch in einem breiten Bette herumwälzen kann (ἐπὶ πλατείας κλίνης κυλινδούμενον, textilibus in pict. o. q. rub. jactari des Lukrez). In dem jactari liegt also kein andrer Begriff als des Breitmachens in einem großen, geräumigen Prachtbette und des wollüstigen Herumwerfens von einer Seite zur andern,

folglich der größern Bequemlichkeit und Behaglichkeit als man in einem lectus plebejus hat, welches hier für eine enge und schlechte Lagerstätte gesetzt ist. Desselben Wortes bedient sich Seneca in dem 28sten Briefe §. 3. von den Menschen, die ihren Leidenschaften durch Hin- und Herreisen zu entfliehen suchen: Vadis huc et illuc, ut excutias insidens pondus: quod ipsa jactatione (i. huc et illuc vadendo) incommodius fuit.

Von den eiteln Schreckbildern der Religion und der leeren Furcht vor dem Tode sagt Lukrez V. 54. ff.

> Nam velutei puerei trepidaht, atque omnia caeceis
> In tenebreis metutint: sic nos in luce timemus
> Interdum, nihilo quae sunt metuenda magis, quam
> Quae puerei in tenebreis pavitant finguntque futura.

Ueber diese Vergleichung geht W. ganz trocken weg. Ob sie nun gleich an sich verständlich genug ist: so erforderte sie doch, da die alten Philosophen sich ähnlicher Vergleichungen über die thörichte Furcht der Menschen oft bedienen, eine gelehrte Erläuterung; wenigstens hätte die Stelle des Seneca über die Standhaftigkeit des Weisen C. 4. angeführt werden müssen: ut non dolore tantum, sed doloris opinione vexemur, more puerorum, qui-

bus metus incutit umbra, et persona-rum deformitas et depravata facies. Beym Plato, beym Marc Aurel, beym Epiktet werden nämlich die Layen und Schüler oder Anfänger in der Philosophie mit Kindern oder Knaben verglichen, die sich vor Gespenstern oder leeren Schreckbildern, die man μορμώ, μορμολυκεῖα nannte, fürchten. So sagt Epictetus in den Dissertationen 2, 1, 15: „Wie Larven (die man, wenn sie eine Schrecken erregende Gestalt, weiten, offnen Mund mit scharfen Zähnen hatten, μορμολυκεῖα nannte) den Knaben aus Unkunde furchtbar scheinen, so geht es uns in Ansehung der Dinge nicht anders als den Knaben in Ansehung der Schrecklarven.“ „Was ist der Tod? Ein Mormolykeion. Wende es um, lerne es kennen. Siehe, wie es nicht beißt.“ Die letzten Worte: πῶς οὐ δάκνει; hätte Schweighäuser aus der alten Vorstellung, die man den Kindern, um sie zu erschrecken, beybrachte, erklären sollen, daß diese Gespenster bissen. S. Theokrit Adoniazusen V. 40. Μορμώ, δάκνει ἵππος und daselbst Valckenaer S. 346 — 8. so wie überhaupt über die Vergleichung der eiteln Furcht der Nichtweisen mit der Gespensterfurcht der Kinder Upton zum Epiktet a. O. T. 2. p. 353. f. Schweighäus. Ausg. und Rhunkenius z. Timäus S. 180 — 2.

Die schöne Ausführung über die Fabel der Cybele und ihre Bedeutung 2, 601. ff. ist auch darum merkwürdig, weil sie Lukrez, nach seiner eignen Aussage, aus griechischen Dichtern entlehnte. Diese Quellen sind für uns verloren und das Wenige, was W. aus dem Orpheus u. a. anführt, reicht nicht hin. Vielleicht entlehnte Lukrez, so wie auch Ovid in den Fasten, seine Angaben vorzüglich aus Callimachus Gedicht über die Ursachen der alten Fabeln (Αἴτια). Er beginnt also:

Hanc veteres Grajûm doctei cecinere poëtae
Sedibus in curru bijugos agitare leones;
Aëris in spatio magnam pendere docenteis
Tellurem, neque posse in terra sistere terram.

Unter den verschiednen Verbesserungs-Vorschlägen der Worte: Sedibus in curru, führt W. nur Bentley's ziemlich willkührliche Veränderung an. Sedibus in superis, die nicht einmal passend ist, da die Cybele ja nicht als am Himmel fahrend vorgestellt wird. W. scheint der gekünstelten und uns nicht ganz deutlichen Erklärung Gronovs (Obss. 3, 5. p. 356. f. Leipz. Ausg.) beyzutreten: Sedibus in curru sc. circa eam factis vel fictis, welche sich auf eine dunkle Stelle des Varro beym Augustin gründet, in welcher ebenfalls die Attribute der Mutter der Götter gedeutet werden: quod sedes fingantur circa eam, cum omnia moveantur, non moveri sc. Ma-

trem Magnam. Wie paßt aber zu Lukrezens Schilderung, daß sie auf dem Wagen daher fahre, das Bild der Unbeweglichkeit? Um den wahren Sinn oder die rechte Lesart, falls die Worte verdorben seyn sollten, auszumitteln, müßte man vorzüglich auf das folgende Distichon achten, in welchem das vorhergehende erklärt werden soll: Sie wollten, sagt dieses, dadurch (durch die Vorstellung, daß die große Mutter sedibus in curru ihr Zweygespann von Löwen regiere) anzeigen, daß die Erde in der Luft schwebe und nicht auf einem festen Boden aufstehe. Ist anders zwischen diesen beyden Distichen ein Zusammenhang, so müßte er darin liegen, daß das freye Schweben der Erde dadurch versinnlicht würde, daß die große Göttin nicht auf der Erde aufstehend, sondern auf einem hohen Wagen fahrend vorgestellt werde, wie wir sie auch auf den alten Kunstwerken erblicken. Allein wir bekennen, daß uns diese Deutung sehr gezwungen vorkömmt, welches die folgenden von den übrigen Attributen der Göttin nicht sind, und wir möchten der Vermuthung Raum geben, daß nach V. 602. ein Vers ausgefallen wäre, worin etwa gesagt worden, die Göttin halte vor sich her eine runde Scheibe, oder Handpauke (orbis, tympanum), welches denn in den folgenden Versen auf die Gestalt des freyschwebenden Erdkreises (orbis, tellus) ge-

deutet würde. Für diese Meinung könnte eher Varro beym Augustin angeführt werden, in den Worten: Eandem dicunt Matrem Magnam: quod tympanum habeat, significari esse orbem. Dieses Symbol der Göttin kommt außerdem im Lukrez nicht vor. — Merkwürdig ist V. 613. f. die Angabe, daß der Getraidebau von Phrygien ausgegangen, welches also bey griechischen Dichtern vorgekommen seyn muß. Heyne führt diese Stelle in seinen Abhandlungen de frugum sativarum panificiique originibus Opusc. T. 1. nicht an. V. 631. nennt W. wohl ohne Noth einen locus prorsus deploratus und liest nach Conjectur: die Cureten, inter se forte catervis Ludunt. Er ändert nämlich forte in forte und die Lesarten der Handschriften: catervae, catervas, caterva in catervis ab. Indeß urtheilt er selbst, daß catenas, wenn es eine Lesart von Handschriften sey, welches die Havercampischen Vergleichungen im Dunkeln ließen, vorgezogen werden müsse. Schon als Conjectur würden wir dieser gelehrten Lesart den Vorzug geben, und auch Eichstädt giebt im Text: forte catenas ludunt. Sie tanzen einen Ketten- oder Fesseltanz, indem sie alle ein Seil anfassen oder sich mit den Händen umschlungen halten. Es ist ein ὕμνος δέσμιος, wie ihn die Furien beym Aeschylus um den Orestes schlingen; forte scheint uns für fortiter

zu stehen. Sie halten den Kesselreigen, indem sie kräftig den Fußboden stampfen.

Indem wir diese Beyspielsammlung schliessen wollen, stößt uns noch eine der Palme würdige Verbesserung Wakefields, die auch Eichstädt nach dessen Vorgang in den Text aufgenommen hat, auf. In der Beschreibung des bunten Farbenspiels am Halse der Tauben 2, 801. ff., wo die verschiednen Farben mit verschiednen bunten Steinen verglichen werden, giebt der Verf der Stelle ihre ganze Schönheit wieder, indem er curalium anstatt caeruleum liest, worauf er durch einen Wink von Bentley geführt wurde:

Interdum quodam sensu fit, utei videatur
Inter curalium virideis miscere smaragdo.

Wakefields Anmerkung, welche zur Rechtfertigung dieser Verbesserung dient, ist zur Größe einer kleinen Abhandlung angeschwollen und ist noch mit einem epilogus galeatus gegen hämische Tadelsucht verbrämt.

VIII.

Consolations de ma captivité, ou Correspondance de Roucher; mort victime de la tyrannie décemvirale, le 7 thermidor, an 2 de la République française. Hambourg et Brunswick, chez P. F. Fauché et Comp. 1798. I. Partie 332. p. II. Partie, 330. p. 8.

Unter die achtungswürdigsten Bürger Frankreichs, welche der schreckliche Terrorismus unter Robespierre seinem Vaterlande entriß, gehört der Verfasser des Gedichts: Les Mois, *) Jean Antoine Roucher geb. zu Montpellier, d. 22. Febr. 1745. Keinen, der Sinn für Menschenwerth und Freude an Gefühlen der Humanität hat, wird es gereuen, den Briefwechsel des Gefangenen mit seiner Tochter, so wie die beygefügten Briefe an seine Frau, an einige Freundinnen und einen Freund gelesen

*) Les Mois, poëme en XII. chants. Paris, 1779. 2 Vol. 4.

zu haben. Zwar versetzt diese Lectüre oft in eine schwermüthige Stimmung: wer könnte das schuldlose Leiden des rechtschaffnen Mannes, des Vaters und Gatten, gleichgültig ansehn? Doch läßt sie wohlthätige Eindrücke zurück, indem sie das Gemüth seltner rührt und erweicht, als stärkt und erhebt. Denn wir werden hier Theilnehmer jenes Schauspiels, wovon Seneca *) spricht: Ecce spectaculum dignum, ad quod respiciat intentus operi suo Deus: ecce par Deo dignum, vir fortis cum mala fortuna compositus.

Aber man erwarte hier keinen Stoischen Weisen. Das ist Roucher nicht, will Roucher nicht seyn. Es ist eine tieffühlende, aber starke Seele, die sich anstemmt gegen den Schmerz der Abgeschiedenheit vom geliebten Weibe und zwey hofnungsvollen Kindern, der unverdient verlornen Freyheit, des jene theure Bande lösenden, vorausgesehenen Todes; die zuweilen, von den Gefühlen des Vaters und Gatten übermannt, das Herzensleiden den Freunden menschlich gesteht, aber schnell wieder vor den Augen der Gattin und Tochter den innern Kampf verbirgt, sie stets zur Standhaftigkeit ermundert, **) und mit Sokratischer Heiterkeit aus dem Gefängniß über das

— —

*) De Provid. c. 2.

**) C'est vous qui nous soutenez; c'est du fond

— — — — — — — — — — — quod
Aeque pauperibus prodest, locupletibus aeque,
Aeque neglectum pueris senibusque nocebit.

oft in der bedenklichsten, von außen unruhigsten Lage mit der einziggeliebten Tochter sich mit Ruhe und Geistesfreyheit unterhält. Bald verbreitet er sich über moralische Gegenstände, z. B. über menschliche Glückseligkeit S. 315. f., deren reinste Quelle er in uns selber findet, in der Erinnerung,

— daß weder Lust noch Schmerz
Uns je vom treuen Hang an unsre Pflicht geschieden;

über den wohlthätigen Einfluß treflicher Menschen, auch nach ihrem Tode S. 118. f.; über die Selbstbeobachtung unmittelbar nach der Thätigkeit S. 164, u. dergl.; freut sich innig über die Fortschritte des an Herz und Geist heranblühenden Mädchens, und macht auf kleine Fehler sie väterlich ernst aufmerksam; bald sucht er mit gleicher Liebe ihren natürlichen

de votre prison que vous nous apprenez à supporter le malheur et toute l'horreur de son cortège, sagt seine Tochter T. I. p. 306. Wie äußerst schmerzhaft ihm die Trennung von seinem kleinen Emil gewesen wäre, sieht man aus der erstaunlichen Freude, die er hat, da er ihn behalten darf T. II. p. 255; und doch sagt der edle Mann vorher p. 254, von der Erwartung gequält, ihn von sich lassen zu müssen, zu Frau und Tochter: Ne vous affligez point! je saurais prendre mon parti avec courage.

Sinn für das Schöne durch Richtung auf das Schönste mit eignem männlichen Geschmack zu bilden. An dieser Tochter hängt Roucher's Herz; die Fortsetzung ihrer Ausbildung ist sein liebstes Geschäft; nur bey der gegründeten Furcht einer ganz getrennten schriftlichen Gemeinschaft findet er die Last seines Schicksals zu schwer, wiewohl er auch dann immerfort an sie schreiben will, in der Hofnung, daß sie einst wenigstens seine Briefe auf einmal empfangen werde. *) Wie die Beschäftigung mit ihr seinem Herzen Hauptbedürfniß ist, sprechen schon diese Worte (T. II. S. 234) aus: Mon ame a long-temps haleté après la célébrité attachée au nom de grand poëte; aujourd' hui cette gloire n'a plus rien qui me séduise et me transporte. Je cultive les lettres pour elles-mêmes, ou plutôt pour les jouissances pures et solitaires qu'elles donnent à qui sait se livrer à l'étude; mais te voir, une femme distinguée par l'esprit et par le caractere, m'applaudir d'avoir aidé à ce beau développement u. s. w.: voilà mon ambition, mon unique ambition. Warum diese Briefe keinen passendern Titel erhalten konnten, als den: Consolations de ma captivité, bedarf nun keiner Erläuterung.

*) T. II. p. 233.

Von mehr als einer Seite erweckt das Buch lebhaftes Interesse, man mag auf die darin sich darstellenden Charaktere einzelner Personen sehn, und zugleich in den finstern, tiefen Hintergrund jener jammervollen Revolutionszeit blicken; oder auf den nicht geringfügigen moralischen und ästhetisch-litterarischen Gehalt sein Auge richten, den ein beträchtlicher Theil dieser Briefe hat. Ich werde aufmerksam machen auf das, was in dieser doppelten Hinsicht mir das Merkwürdigste scheint. So hoff' ich zum Andenken Roucher's auch unter uns beyzutragen; und das wünsch' ich. Denn Menschen dieses Schlags sind selten, und solche Beyspiele uns nöthig.

Treten wir zuerst in den kleinen, durch Kerkerwände unzertrennlichen Familienzirkel. Am stärksten tritt Roucher's eigne Gestalt hervor. Einige Züge, die ihn charakterisiren mögen, habe ich schon angedeutet. Bey aller Bildung, welche ein langer Umgang mit den Musen und der Genuß der erlesensten Gesellschaft im Mittelpunkt Frankreichs gewährte, die sonst leicht auf Kosten der Energie verfeinert und ausschleift, hat sein Charakter alle Geradheit und alle Bestimmtheit behalten, zu der die Natur ihn geformt zu haben scheint. Alle Bitten der verzagenden Frau vermögen nicht, ihm einen Schritt abzunöthigen, der einer unmännlichen Furcht oder Demüthi-

gung ähnlich sähe; er verläßt sich einzig auf die Güte seiner Sache, auf sein ganzes voriges Leben. Strenge Wahrheitsliebe ist einem solchen Charakter natürlich; man glaubt daher sehr gern, was R. an seine Frau bey Gelegenheit der von Feinden ihm Schuld gegebenen Stiftung gewisser Clubs (T. I. S. 70.) sagt: „Mes amis peuvent ajouter même de ma part, que, si tout cela était vrai, je ne le nierais point, parce qu'il n'est ni dans mon caractère, ni dans mes principes de dire non pour oui, ni oui pour non. Je porterais ma tête à l'échafaud plutôt que de trahir la vérité et me déshonorer par un mensonge." Doch man muß den Brief im Zusammenhang und die ganze Sammlung gelesen haben, um der Reinheit dieses Gemüthes so gewiß zu werden, als Rec. Sucht man Aeußerungen echter Freyheits- und Vaterlandsliebe? Man lese T. I. p. 2. 257. 313. II. p. 47, 48, 178: Stellen, wo R., seiner selbst vergessend, mit vollkommener Resignation sich in die Maßregeln der Strenge fügt, wenn sie nur zum Besten der Republik beytragen; zugleich aber doch, mit dem verwundeten Zartgefühl einer Seele, die nichts inniger wünscht, als das Wohl Aller, nicht das eigne besonders, seiner Tochter, mit der er unbefangen und rücksichtlos wie mit sich selbst spricht, den Schmerz des Verkanntseyns, wiewohl nur in verhaltnen,

seltnen Tönen, mittheilt: entschlossen, standhaft zu tragen, quidquid corrigere est nefas.

Neben ihm steht Eulalie Roucher, seine achtzehnjährige Tochter, von ihm gewöhnlich Minette genannt; nahe verwandten Geistes und Gemüthes; doch, wie es scheint, lebhafter, heftiger, als ihr Vater; von den glücklichsten Anlagen, vom feinsten moralischen und ästhetischen Tact. Ihre Briefe, zumal die frühern (denn gegen das Ende der Correspondenz werden sie kürzer und flüchtiger, weil Eulalie damals, dem Wunsche ihres Vaters zufolge, unter Desfontaine's Anleitung sich anhaltend mit der Botanik beschäftigte) gehören zu den interessantesten französischen Briefen eines Mädchens, die Rec. sich erinnert gelesen zu haben. Sie flößen den Wunsch ein, die Schreiberin persönlich zu kennen.

Beyden gegenüber steht Roucher's Frau, von sanfter, weicher Gemüthsart und Stimme; oft in Gefahr, dem Leiden der Trennung vom geliebten Gatten und der trüben Aussicht in die Zukunft zu erliegen; bald durch seinen Zuspruch aus dem Kerker, bald durch die Unterstützung der Tochter, zu der R. sagen kann, wie Wallenstein zu seiner Thekla:

Sey mein starkes Mädchen! —

von neuem gehoben und zu größern Leiden gestärkt. Schade, daß man nicht auch ihre

Briefe hat! Roucher's Briefe an sie enthalten meist nur Ermahnungen, sich zu fassen, nicht zu verzweifeln. Es sind ihrer nicht so viele, als an Eulalie; auch sind sie kürzer.

Anfangs bey der Mutter, dann die vier letzten Monate der detention Roucher's auf dessen Zimmer zu St. Lazare, erheitert ein hofnungsvoller fünfthalbjähriger Knabe, Emil, die trüben Stunden der getrennten Eltern. In St. Lazare gibt le petit suspect (so nennt ihn seine Schwester im Scherz) zu manchen rührend-frohen Auftritten Anlaß, die man nur mit Lächeln und feuchtem Auge mit ansehn kann.

An diesen engsten Kreis schließen sich außer dem Gefängniß einige achtungswürdige Menschen an. So, eine Jugendfreundin seiner Tochter, an die R. drey sehr artige Briefe (T. II. p. 5. f. 19. f. 163. f.) richtet: der Schilderung beyder zufolge, an Schönheit des Gemüths und der Gestalt ein ungemein liebliches Mädchen. Sie wird hier immer mit dem Namen l'archange Raphael bezeichnet. Da sie ein Paar Mal von Plessis-Chenet, wo sie bey ihrem Vater wohnt, ihre Freundin in Paris auf längere Zeit besucht, so erscheint sie oft in Eulaliens Gesellschaft. — Noch sind einige Briefe an Mme. L****, an Mme. Den**** und an M. des **** gerichtet; Personen, die alle an Roucher's Schicksal warmen

Antheil nehmen. Diese Briefe charakterisiren jedoch mehr ihren Verfasser, als die, an welche sie geschrieben sind.

Werfen wir jetzt einen Blick in St. Pélagie und St. Lazare. In das erstgenannte Gefängniß ward R. den 20. vindémiaire an 2 (1793) geführt. So schlecht die enge Zelle war, in die man ihn hier einquartirte, so fand er sich doch mit philosophischem Gleichmuth in seine Lage, troß den Schlössern und Riegeln, und setzte seine gewöhnlichen Arbeiten fort; zumal da er, ungefähr nach Monatsfrist, ein Plätzchen bekam, wo er allein seyn konnte. In diesem Hause fand er außer seinem Freunde Chabreud (vielleicht ist's derselbe, der im April 1791 Präsident der Nationalversammlung war) den Maler Robert, einen verdienstvollen Künstler, an den auch Eulalie auf Verlangen ihres Vaters bey Uebersendung von Savary's Lettres sur l'Egypte einen S. 32. mitgetheilten Brief schrieb. Auch andere ausgezeichnete Personen erscheinen hier; z. B. S. 62 der Viceadmiral von Frankreich, cidevant Comte d'Estaing, von welchem R. T. I. p. 63 sagt: frappé de la foudre populaire, et peut-être aussi grand dans son calme modeste à Ste. Pélagie qu'il était sur son bord amiral et devant la Grenade etc. Um sich her erblickt R. wenig Standhaftigkeit. Er selber liest und schreibt, übersetzt auch für den

Druck an einem Werke von Smith, während vor seiner Thür in dem langen Corridor, wohin die Thüren der Zellen der Gefangenen gehn, ein unaufhörliches Schwatzen und Verâsonniren von mehr als funfzig, und aus den andern Corridors von noch anderthalb hundert Stimmen ertönt. Nur ein Paar Mal hat er die traurige Freude, einen der Seinigen durch das Gitterfenster des Corridors, in dessen Hintergrund er wohnt, auf Augenblicke zu sehn.

Nach beynahe vier Monaten wird er (es war d. 12 pluviosse, Nachts) nach St. Lazare gebracht. Die Briefe von da fangen an T. I. p. 276. In der Stunde, wo er alle Augenblicke erwartet, mit den andern fortgeschafft zu werden, hat er Ruhe genug, um gesammelten Geistes an seine Tochter über die Geschichte der Schweiz, über die Fähigkeit der französischen Sprache zur treuen Uebersetzung des Lateinischen zu schreiben, und mit Delille in Uebertragung der virgilischen Verse Qualis populea etc. (T. I. p. 271) zu wetteifern. Die Erzählung der nächtlichen Versetzung nach St. Lazare zugleich mit 79 andern détenus S. 286. f. versetzt uns ganz in diese Schreckensscene; noch schwärzere Schatten sind in dem Gemälde, welches der 86. Brief enthält. Es ist empörend zu sehn, daß recht absichtlich ganz gemeine Criminalverbrecher, der Auswurf der menschlichen Gesellschaft, aus Bicêtre nach St.

Lazare geschickt werden, um diesen Ort, den angewiesenen Aufenthalt vieler Ex-Adlichen, Priester und hommes de lettres, als eine des grandes sentines de la République (T. I. p. 312) den Parisern darzustellen. Jene Verbrecher legen denn gleich nach ihrer Ankunft Feuer an unten im Gebäude, und nun heißt es, ohne alle Unterscheidung der Personen, beym Volke: que Saint-Lazare est entré en insurrection.

In St. Lazare wohnt R. mit Chabroud und einem Dritten in Einem Zimmer. Dort hat er eine schöne Aussicht nach einem Park und den Vorstädten bis zum Mont Valerien hin; hier sind keine Gitterfenster; die Luft ist freyer, kurz das Lokal heiterer und weniger ungesund, als zu Ste. Pélagie; nur von seiner Frau und Tochter, die ihm sein Essen bereiten, entfernter. Mit etwas erheitertem Blick folgt man in die kleinen Conversazionsscenen von St. Lazare, wo man die alten Pariser wieder erkennt, wie S. 317 — 325. Hier ein artiger Zug von Dem. Dervieux p. 317, die ehmals als Operntänzerin reich geworden war. L'ex-bénédictin Malitourne, homme respectable, âgé de soixante-sept ou soixante-huit ans, ci-devant procureur général de la riche congrégation de St. Maur, c'est-à-dire, administrateur d'une immense fortune; je l'avais vu sortir de sa chambre, à pas de viellard,

portant entre fes deux mains fur fa poitrine une mauvaife affiette, comme un diacre porte une patène, et aller à la marmite recevoir fa fubfiftance que j'appelle fon viatique. R. erzählt dieß im Zimmer der Dervieux; fie schlägt den Anwesenden eine Collecte zu seiner Unterstützung vor, löscht die Lichter aus, überzählt nachher das Gesammelte, fügt für sich ein Ansehnliches hinzu; übernimmt es auch, dem ehrwürdigen Alten alles auf eine feine Art zuzustellen. Roucher sieht sich nun zu folgendem Quatrain veranlaßt, das man unterzeichnet Malitourne:

A mes compagnons d'infortune,
fur la citoyenne Dervieux.

Vous aimez fon fourire, et fa grâce, et fes yeux;
Moi, je les aime auffi; mais ce qui plus me touche,
C'eft d'entendre fon coeur, alors que par fa bouche
Il plaide pour les malheureux.

Dieß Quatrain zieht bey der Dazwischenkunft eines Eifersüchtigen ein Paar andere von Roucher nach sich, die man im Zusammenhange nachlesen muß.

Eben diese Dervieux erzählte (T. II. p. 13) folgendes Bonmot von der berühmten Operntänzerin Sophie Arnould. Sophie, depuis la révolution, a acheté un bien national, une maifon de campagne, qui avait appar-

tenu à des moines. Là, elle s'est arrangée de son mieux pour vivre heureuse dans la retraite, avec les débris de son ancienne fortune. Elle a conservé l'église qu'elle a convertie à son usage, et sur le fronton elle a placé une inscription que son esprit plaisant a trouvée. Là, on lit en gros caractères: ITE, MISSA EST. (Allez-vous en, la messe est dite).

Noch einige Bonmots. Es ist die Rede von Mad. de Staal (Verfasserin der Mémoires, nicht zu verwechseln mit Necker's Tochter) T. II. p. 53: On lui a reproché d'avoir eu le coeur tendre; on l'a même accusée de galanterie. Comme elle parlait un jour de faire son portrait, quelqu'un lui demanda comment elle ferait quand elle ferait arrivée à son coeur. Je ne me peindrai que jusqu'au buste. Ce fut sa réponse. — Der Präsident Dupuys kaufte eine Tragödie, betitelt Tiberius, und ließ sie unter seinem Namen aufführen (T. II. p. 199). La pièce tomba et le président en fut quitte pour son argent déboursé et cette épigramme rembourfée:

Pourquoi du malheureux Tibère,
Blâmer le président Dupuy!
Si sous son nom il n'a pu plaire,
Aurait-il plus plu sous celui
De celui qui, pour le lui faire,
A reçu dix écus de lui? —

Mit dem erwachenden Frühling fühlt der Verfaſſer des Gedichts les Mois, gerade bey der freyen Ausſicht auf die lachende Gegend, die er nicht, wie ſonſt, als enthuſiaſtiſcher Freund der Natur und als Botaniſt (mit Recht ſagt er T. II. p. 102: Un botaniſte paſſioné n'eſt pas conſpirateur) an der Hand ſeiner Tochter durchſchweifen kann, ſich doppelt als Gefangenen, zumal da er eben Thomſon's Sommer überſetzt. (T. II. p. 103; vergl. p. 107). Gern theilt man die nun erwachende Ungeduld und Unruhe der thätigen Seele, die vorher hinter den dicken, hohen Mauern von Ste. Pélagie ſich faſt in ſich zurückgezogen hatte. Doch beherrſcht R. ſich auch hier; ſeine Phantaſie geht in glücklichere Zeiten zurück. Reizend iſt das Bild ſeiner Spaziergänge in der Gegend von Falaiſe-Tourny T. II. p. 103. f. Beyläufig führt er ein Paar von den Inſchriften an, die er dort anbrachte, die ich für Freunde der höhern Gartenkunſt, als paſſend gewählte aufführe:

Dans un endroit où la Maudre, déjà près de ſon embouchure dans la Seine, ramaſſe toutes ſes eaux et fait une chute en caſcade bruyante; ſur un grand aulne que le haſard a fait naître, juſte au milieu de la rivière, préciſément à l'endroit où elle tombe, ces quatres vers animaient encore la ſcène:

Quand le sort vous oppose un obstacle jaloux,
Mortels, n'imitez pas cette bruyante source;
Sans murmure soumettez-vous,
Et suivez en paix votre course.

Dans un autre site, le plus beau de toute la vallée et où un véritable moulin tourne et moud pour les villages voisins, je faisais parler la rivière en ce quatrain:

Le beau sans utile n'est rien.
Riche, qui viens jouir de mon charmant rivage,
Imite-moi; sur ton passage,
Comme moi, fais un peu de bien. —

Einige Male hat er auch in St. Lazare die Freude, die Seinigen wenigstens aus der Ferne zu seyn; einmal auch seine Tochter einige Stunden bey sich zu haben. Auch ersetzt ihm die durch eine poetische Epistel gewonnene Bekanntschaft mit einer liebenswürdigen, aber in tiefe Schwermuth versunkenen Frau, Mme. Maillet, die er gewöhnlich mit dem Namen Aiguille-Pinceau bezeichnet, einiger Maßen den gewohnten Umgang mit sanften weiblichen Wesen. Doch muß er auch in St. Lazare manche peinliche Lage überstehen lernen. Oefters geben Umstände Anlaß zur Furcht, daß alle Correspondenz werde untersagt und sorgfältig verhindert werden. Einmal veranlaßt die schon in Ste. Pélagie (s. T. II. p. 47. 88) angestiftete, in St. Lazare entdeckte Verschwörung von Ronsin, Pereyra und Défieux die streng-

ſten Viſitationen; man hatte den Gefangenen auf eine Zeit lang Uhren, Meſſer ꝛc. weggenommen; auch die Schlaguhr aufgehalten (T. II. p. 185. f.) Bey dieser Gelegenheit ein Zug, der, wenn ich nicht irre, zu seiner Zeit auch durch die Zeitungen bekannt wurde, den man hier aber aus der erſten Quelle hat. (T. II. p. 189): l'ai converſé avec la perſonne à l'Aiguille Pinceau *) Quoique la recherche fût déjà adoucie quand on eſt arrivé la nuit dans ſa cellule, elle a été horriblement rembrunie par un mot qui n'a pas beſoin de commentaire; il ſuffit de le rapporter dans ſa pureté native. Le voici. L'Aiguille-Pinceau repréſentait, avec ſa voix douce et modeſte, que, ſi on la privait de ſon couteau, elle ne ſaurait plus comment couper ſon pain, n'étant pas aſſez forte pour le rompre. Eh bien! lui a répondu tranquillement l'un des viſiteurs,

*) Madame Maillet morte victime de la tyrannie décemvirale, le 8. thermidor. Cette femme intéreſſante périt par erreur de nom. Elle fut arrachée de la priſon de Saint-Lazare, et conduite au tribunal révolutionaire à la place de Madame Maillé. Quoique la mépriſe fut reconnue, ce tribunal de ſang la condamna néanmoins à la peine de mort, ſous prétexte que cette conſpiratrice ne devant pas échapper au ſort qui l'attendait, il était indifférent qu'elle perît un peu plutôt ou un peu plus tard.

on te le rendra, si tu dînes encore. Je ne sais ce que c'est qu'un pareil repondant, mais à-coup-sûr, ce n'est pas un homme. Von seiner Beschreibung dieser und ähnlicher Auftritte sagt er selbst zu seiner Tochter (T. II. p. 195): On est bien aise d'avoir dans sa galerie des tableaux que Vernet a tracés de l'orage, au milieu même de l'orage. On est bien sûr alors d'avoir sous ses yeux une traduction fidelle de la nature. — Ein Paar Monate vor Roucher's Tode wurde einer seiner jüngern Freunde, der ihm im Gefängniß bey seiner Uebersetzung des Smith half, Cezeron, ihm von der Seite gerissen, um unter der Guillotine zu fallen (T. II. p. 202). Um so mehr mußte er längst ein ähnliches Schicksal erwarten. Doch moralisirt, kritisirt und botanisirt (die Pflanzen schickt seine Tochter; Mad. Maillet hilft beym Auftrocknen) er ruhig fort.

Oft geben die Umstände ihm Veranlassung, die Vorstellungen seiner Phantasie, noch öfter die Gefühle seines Herzens, in Versen zu ergießen. Darf man gleich in diesen Gelegenheitsgedichten (ich bin weit entfernt, sie durch diese Benennung herabwürdigen zu wollen; sind doch die meisten lyrischen Gedichte Gelegenheitsgedichte, und meist nur um so besser, wenn anders der Dichter Meister seiner Kunst ist), keinen hohen poetischen Schwung suchen,

der dahin nicht gehört: so sind sie doch alle leicht und glücklich versifizirt; alle der Abdruck eines von Liebe und Freundschaft erwärmten, durch Feinheit der Empfindung verschönten, durch Rechtschaffenheit der Gesinnung in Leiden gestärkten, männlichen Gemüths. Zuerst finden sich p. 17 — 21 Stanzen A ma fille, le 1er nov. 1793, als sie ihm Blumen geschickt hatte. Er redet die Blumen an; sie rufen ihm die Freuden zurück, die er ehmals in Gärten und Hainen an der Hand seiner Tochter genoß. Ich setze nur den Schluß her:

Adieu! jardins dont j'espérais encore
Cueillir les dons; charmans jardins, adieu!
L'automne en vain de nouveau vous décore;
Loin des beautés que ses pas font éclore,
Il faut gémir dans cet horrible lieu.

Non, je renais à la vie, à l'étude.
L'aimable aspect des branchages fleuris,
Vient éclaircir ma noire solitude;
Ma fille a su dans sa sollicitude
M'environner des ces rameaux chéries.

Sa piété naïve, ingénieuse,
A trouvé l'art de corriger mon sort.
Ces beaux asters à tête radieuse,
Et cette inule à taille ambitieuse
Vont sous mes doigts triompher de la mort.

Oh! quand ces fleurs orneront la parterre
Que la science ouvre aux plantes desséchés,

Oh!

Oh! puisse alors ma fille solitaire,
Sur ses rameaux bienfaiteurs de son père,
Tenir par fois ses regards attachés!

Puis les baignant de ses pieuses larmes,
Leur dire: „Vous qu'en ma jeune saison
„J'osai cueillir dans nos grands jours d'alarmes,
„Je vous salve, ô fleurs de qui les charmes
„Ont de mon père adouci la prison."

Andre, größtentheils kleinere Gedichte an seine Tochter stehn T. I. p. 170. 197. 228. 258 f. 330. f. und T. II. p. 23. ein kleines Gedicht in einem Briefe, den er im Namen Jean Lafontaine's schreibt, um sie zu einer englischen Correspondenz mit Chabroud zu bewegen. — T. I. p. 191. f. ermahnt er in einer kraftvollen Epistel seinen Freund, M. de S******, von seinen (Roucher's) Leiden den Blick auf das unglückliche Vaterland zu richten. Er habe dulden und sterben gelernt. — S. 206. f. eine Epistel an Mme. L**** über die Tabagie, die sich vor der Thür seiner Gefängnißzelle etablirt hatte, und eine andere S. 218. f. als Danksagung für einen ihm übersanden theuren Vogel. Ein rührendes Gedicht an seine Frau steht S. 234. f. Er versetzt sich in ihre Lage, wenn die Briefe von ihm ausbleiben, hört sie klagen, und schließt mit der Antwort:

Ta plainte ne sera point vaine,
Je consolerai tes malheurs.

Je t'offre la plus douce image
Que puiſſe t'offrir mon amour;
Vois Emile, vois ſon jeune âge,
Regarde ſa ſoeur tour-à-tour,
Et cherche aux traits de leur viſage,
Celui qui leur donna le jour.
Si ces traits te parlent, ſans ceſſe,
De gratitude, de tendreſſe,
Du déſir de vivre pour toi,
Cette voix n'eſt pas menſongère;
Mon organe auprès de leur mère,
Mes enfans ſentent comme moi.

Poetiſche Epiſtel à l'archange Raphael p. 282. f. vgl. T. II. p. 165. Ferner p. 248. f. an Mne. Den***, worin er ihr ſeine Freude über die Geneſung des M. Morel, Verfaſſers der Théorie des Jardins, der auch die Gärten von Ermenonville und Guiſcard angelegt hat, bezeugt. Es finden ſich hier einige liebliche Malereyen. — S. 303 ſchreibt er an Mme. L***: Nous allons au ſpectacle chercher le plaiſir de la terreur, de la pitié, ſouvent pour des faits ſuppoſés, et toujours pour des actions qui ſe ſont paſſées loin de nous; l'époque des révolutions ſociales eſt bien plus féconde et plus riche en évenemens faits pour intéreſſer les contemporains, ſur-tout quand ils voient la liberté publique s'élever du milieu des ruines du malheur:

Au milieu des jours dévorans

Que la canicule raméne,
Quand l'aile rapide des vents,
Dans le vague des airs, promène,
Des tempêtes, des ouragans
Le magnifique phénomène;
Quand l'eau des cieux roule en torrens
Et que sur la face des champs,
Le fleuve qui grossit et gronde,
Sorti de sa grotte profonde,
Amoncèle ses flots errans;
Le lâche enfant de l'ignorance,
Les yeux stupidement ouverts,
S'épouvante et dans ces revers
Ne voit pas même l'espérance
De quelque bien pour l'univers;
Mais l'homme, enfant de la science,
Garde sa première assurance
Dans ces désastres du moment.
Au flambeau de l'expérience
Il lit par delà l'apparence;
Et du heurt de chaque élément
Voit naître un long enchaînement
De jours plus riches d'abondance.

Noch, ein kleines Gedicht über die Zeit S. 199, das ausgehoben zu werden verdient:

Quel trésor divers, que le temps!
Que d'objets opposés, à-la-fois il rassemble!
Là, pour nous, se trouvent ensemble
Vices, vertus, erreurs, ignorance et talens.
Dans ce fleuve qui va sans cesse
Minant, sans bruit, le sol qu'il prend soin d'arroser,
Mise en dépôt par la sagesse,
Roule la future richesse;
Mais il faut savoir l'y puiser.

Daneben mag ein anderes Gedichtchen (T. II. p. 291) stehn, als Beweis, wie gut R. jede kleine Gelegenheit benutzt, etwas Gefälliges, Passendes zu sagen. Seine Tochter will herborisiren gehn in die Wiesen von Gentilly. Dort wird sie mit ihrer Mutter und dem Archange Raphael an eine Quelle kommen, an der sie sich ehemals gemeinschaftlich ergötzten. Sie sollen ihr in seinem Namen eine Libation von ihrem eignen klaren Wasser bringen, und dreymal sagen:

Salut! ornement de ces bords,
Belle nymphe, dont l'onde pure
Sur des cailloux roule, murmure
Et court épancher tes trésors
Sur de frais tapis de verdure.
Salut! ton cristal argenté,
Pressé d'errer à l'aventure
Dans un labyrinthe enchanté,
Y jouit de la liberté;
Et celui qui t'offre en hommage
Des vers pleins de ta douce image,
Gémit dans la captivité.

Endlich T. II. p. 82 eine Epistel an Desfontaines, Professor der Botanik und S. 139. f. eine an die schon erwähnte Mme. Maillet, die in St. Lazare die Entfernung von einer liebenswürdigen Tochter beweinte; voll Zartheit einer des Mitgefühls bedürftigen, Mitgefühl ausgießenden Seele. Sehr richtig ist Eulaliens Urtheil darüber T. II. p. 158.

Sehr zu bedauern ist, daß R. durch seine damalige Lage gehindert wurde, die Wiedereroberung von Toulon zu besingen, wie er unfehlbar würde gethan haben (T. I. p. 124). Vielleicht war damals in Frankreich kein Dichter, der zu einem lyrischen Gedicht der höhern Gattung sich besser geeignet hätte, als Roucher, er, zu welchem J. J. Rousseau einmal sagte: J' avais contre la langue française deux préjugés. Je ne la croyais faite ni pour la grande musique ni pour la grande poësie. M. Gluck m'a détrompé du premier, vous me détrompez du second.

Nicht weniger, vielleicht noch mehr Aufmerksamkeit als die angeführten eignen Gedichte, verdienen die im Gefängniß von R. gemachten Versuche von Uebersetzungen lateinischer Dichter. Sie gehören, meines Bedünkens, zu dem Besten, was die französische Sprache in diesem Fach aufzuweisen hat. Schade nur, daß deren nicht mehrere sind. Er rang mit ihr auf eine seltne Weise, um mit Kraft und Präcision des Ausdrucks den höchstmöglichen Grad der Treue zu verbinden. Es ist bekannt, wie ausnehmend hoch die Franzosen Delille's Uebersetzung der Virgilischen Georgica schätzen. Man erinnere sich nur, mit welcher Zufriedenheit Delille selbst in der Vorrede zu seinem Homme des champs vom erhaltenen Beyfall spricht. Wir finden hier (T. I.

p. 271): die berühmte Stelle aus Georg. IV, 511. sq.

Qualis populea moerens Philomela sub umbra
Amissos queritur foetus, quos durus arator
Observans nido implumes detraxit; at illa
Flet noctem, ramoque sedens miserabile carmen
Integrat, et moestis late loca questibus implet.

Diese übersetzt Delille:

Telle sur un rameau, durant la nuit obscure,
Philomèle plaintive attendrit la nature;
Accuse, en gémissant, l'oiseleur inhumain,
Qui glissant dans son nid une furtive main,
Ravit ces tendres fruits que l'amour fit éclore,
Et qu'un léger duvet ne couvrait pas encore.

Nun Roucher's Uebersetzung:

Telle pleure et gémit la triste Philomèle,
Quand sur un peuplier sa voix traînante appelle
Ses petits, nus encor, ravis à son amour.
La nuit règne et tout dort; mais elle, jusqu'au jour,
Sur le même rameau, dit sa longue complainte,
La redit et des bois remplit au loin l'enceinte.

Schade, daß in der letztern der durus arator, observans nido, nicht ausgedruckt ist. Sonst ist die zweyte Uebersetzung offenbar treuer, als die erste. Deutlicher zeigt sich indeß, was ich oben von Roucher's Uebersetzermanier sagte, bey Vergleichung der 23 Anfangsverse der Georgica T. II. p. 69. f. p. 71. f. Ich setze

nur die Uebersetzung der ersten zwölf Verse des Originals her:

Quid faciat laetas segetes, quo sidere terram
Vertere, Maecenas, ulmisque adiungere vites
Conveniat, quae cura boum, qui cultus habendo
Sit pecori, atque apibus quanta experientia parcis:
Hinc canere incipiam. Vos, o clarissima mundi
Lumina, labentem coelo quae ducitis annum;
Liber et alma Ceres: vestro si munere tellus
Dodoneam pingui glandem mutavit arista,
Poculaque inventis acheloia miscuit uvis;
Et vos agrestum praesentia numina, Fauni,
Ferte simul Faunique pedem Dryedésque puellae:
Munera vestra cano.

Delille:

Je chante les moissons; je dirai sous quel signe
Il faut ouvrir la terre et marier la vigne;
Les soins industrieux que l'on doit aux troupeaux,
Et l'abeille économe et ses sages travaux.
Astres qui poursuivant votre course ordonnée,
Conduisez dans les cieux la marche de l'année;
Protecteurs des raisins, déesse des moissons;
Si l'homme encor sauvage, instruit par vos leçons,
Quitta le gland des bois pour les gerbes fécondes
Et d'un nectar vermeil rougit les froides ondes;
Divinités des prés, des champs et des forêts,
Faunes aux pieds légers, vous, nymphes des guérets,
Faunes, nymphes, venez: c'est pour vous que je chante.

Roucher:

Comment naiſſent pour nous de riantes moiſſons,
Mécènes, ſous quel aſtre on tourne les ſillons,
Où la vigne docile à l'ormeau ſe marie,
Les ſoins dus aux troupeaux, enfin qu'elle induſtrie
De l'abeille économe achette les faveurs,
Je le chante. O du monde immortels bienfaiteurs
Dont les lois font rouler le cercle de l'année;
Bacchus, riche Cérès, ſi par vous couronée
De biens qu'elle ignorait, la race des humains
Quitta le gland des bois pour le tréſor des grains
Et rougit d'un vin pur le cryſtal des nayades,
Inſpirez moi: Silvains, Faunes, jeunes Driades,
Dieux viſibles des champes; Driades, hâtez-vous,
Faunes, entourez-moi, Silvains, accourez tous:
Je célèbre vos dons.

Sehr intereſſant iſt's, die feine Kritik beyder Ueberſetzungen aus Eulaliens Feder (S. 109. f.) zu leſen. Auch Rec. zieht dieſe Probe der Roucherſchen Ueberſetzung, ungeachtet ihres air étranger, (ſ. p. 120) bey weitem vor. Vergl. übrigens das eigne billige Urtheil des gerechten Mannes T. II. p. 123. Wer muß aber nicht bedauern, zürnen und lächeln, wenn er (S. 90) lieſt: Ma dernière décadienne n'a pu obtenir le timbre du greffe auquel je l'avais préſentée. Le concierge a été effrayé de ces huit pages mêlées de proſe et de vers, qui ſont bien loin de tout

projet, de toute pensée de conspiration. Quand Virgile écrivait le début de ses Géorgiques, il était bien loin de penser qu'il existerait un jour un pays, dans les Gaules, où la traduction de ses vers, en vers bons ou mauvais, n'auraient pas la permission de passer d'un père à sa fille.

Noch findet sich T. I. p. 202 eine Uebersetzung und außerdem eine Nachahmung der Horazischen Strophe: Linquenda tellus etc. Bedeutender ist die Uebersetzung der Ciceronischen Verse aus de Div. I. 47.

Ut Jovis altisoni subito pinnata satelles
Arboris e trunco, serpentis saucia morsu,
Ipsa feris subigit, transfigens unguibus anguem
Semanimum et varia graviter cervice micantem.
Quem se intorquentem lanians rostroque cruentans,
Jam satiata animos, jam duros ulta dolores
Abiicit efflantem, et laceratum affligit in undas,
Seque obitu a solis nitidos convertit ad ortus.

Diese von Voltaire bekanntlich bewunderten Verse wurden von ihm so übersetzt:

Tel on voit cet oiseau qui porte la tonnerre,
Blessé par un serpent élancé de la terre;
Il s'envole, il entraine au séjour azuré
L'ennemi tortueux dont il est entouré.
Le sang tombe des airs; il dechire, il dévore
Le reptile acharné qui le combat encore;
Il le perce, il le tient sons ses ongles vainqueurs,

Par cent coups redoublés il venge ses douleurs.
Le monstre, en expirant, se débat, se replie;
Il exhale en poisons le reste de sa vie,
Et l'aigle tout sanglant, fier et victorieux,
Le rejette en fureur, et plane au haut des cieux.

Nun höre man Roucher (T. I. p. 232):

Tel sur le même tronc où le blesse un serpent,
Tel se venge soudain l'oiseau du Dieu tonnant.
De sa serre allongée il saisit, il arrête
Le reptile qu'il perce et qui, dressant la tête,
Se replie et combat de son dard acéré.
En proie au bec tranchant, le monstre déchiré
Tombe en lambeaux et meurt; de rage et de vengeance
L'oiseau rassasié, le rejette et s'élance
De l'occident obscur à l'orient vermeil,
Digne d'y retrouver les regards du soleil.

Jeder Leser von Geschmack wird die Gründe des Vorzugs leicht selbst finden. Entwickelt hat sie Eulalie T. I. p. 152. f. 173. f.. und auch hier ihren scharfen, feinen und richtigen Blick bewährt.

Auch Pope's Universal Prayer (s. T. II. p. 138) fing R. an treu zu übersetzen. Doch schon genug der Beweise unsers gegründeten Bedauerns, daß gerade dieser Mann in der Reife seines Talents der französischen Litteratur durch die Guillotine entrissen werden mußte.

Außer diesen Versen findet man in den Briefen noch einen reichlichen Vorrath interes=

samter kritischer Bemerkungen über classische Schriftsteller, die den reinen Geschmack Roucher's und seiner Schülerin beurkunden. Wie weit jener, durch die Alten gebildet, sich über die meisten seiner Landsleute erhob, davon wird schon folgende Aeußerung genugsam zeugen (T. I. p. 227): Tu sens que ce beau tient à une grande simplicité. Point d'efforts, point de dépense d'esprit chez les Anciens; ils sont bien, comme l'est une belle femme, tout naturellement. Un mot leur suffit pour produire un grand effet. A nous Français, il nous faut des combinaisons recherchées des mots ...... Oh! que de modernes auxquels on peut appliquer le mot qui échappa à Racine, lorsqu'il entendit, à l'académie, la lecture d'une traduction du grec de Démosthènes par Tourreil: Le bourreau! il fera tant qu'il donnera de l'esprit à Demosthènes. Je sais très bien que ces fautes, loin de déplaire à nos chers compatriotes, n'en sont pas même apperçues; mais souviens-toi que tous les hommes regardent et que tous ne voient pas. On apprend à voir, comme à marcher; mais c'est toujours de très-bonne heure etc. Vergl. T. II. p. 122. 197, 198. Mit Vergnügen liest man seine Bemerkungen über Tasso's Amint T. II. p. 123. f.; sein strenges Urtheil über Chénier's Hymnen T. II.

p. 271) die berühmte Stelle aus Georg. IV, 511. sq.

Qualis populea moerens Philomela sub umbra
Amissos queritur foetus, quos durus arator
Observans nido implumes detraxit; at illa
Flet noctem, ramoque sedens miserabile carmen
Integrat, et moestis late loca questibus implet.

Diese übersetzt Delille:

Telle sur un rameau, durant la nuit obscure,
Philomèle plaintive attendrit la nature;
Accuse, en gémissant, l'oiseleur inhumain,
Qui glissant dans son nid une furtive main,
Ravit ces tendres fruits que l'amour fit éclore,
Et qu'un léger duvet ne couvrait pas encore.

Nun Roucher's Uebersetzung:

Telle pleure et gémit la triste Philomèle,
Quand sur un peuplier sa voix traînante appelle
Ses petits, nus encor, ravis à son amour.
La nuit règne et tout dort; mais elle, jusqu'au jour,
Sur le même rameau, dit sa longue complainte,
La redit et des bois remplit au loin l'enceinte.

Schade, daß in der letztern der durus arator, observans nido, nicht ausgedruckt ist. Sonst ist die zweyte Uebersetzung offenbar treuer, als die erste. Deutlicher zeigt sich indeß, was ich oben von Roucher's Uebersetzermanier sagte, bey Vergleichung der 23 Anfangsverse der Georgica T. II. p. 69. f. p. 71. f. Ich setze

nur die Uebersetzung der ersten zwölf Verse des Originals her:

Quid faciat laetas segetes, quo sidere terram
Vertere, Maecenas, ulmisque adiungere vites
Conveniat, quae cura boum, qui cultus habendo
Sit pecori, atque apibus quanta experientia parcis:
Hinc canere incipiam. Vos, o clarissima mundi
Lumina, labentem coelo quae ducitis annum;
Liber et alma Ceres: vestro si munere tellus
Dodoneam pingui glandem mutavit arista,
Poculaque inventis acheloia miscuit uvis;
Et vos agrestum praesentia numina, Fauni,
Ferte simul Faunique pedem Dryedésque puellae:
Munera vestra cano.

Delille:

Je chante les moissons; je dirai sous quel signe
Il faut ouvrir la terre et marier la vigne;
Les soins industrieux que l'on doit aux troupeaux,
Et l'abeille économe et ses sages travaux.
Astres qui poursuivant votre course ordonnée,
Conduisez dans les cieux la marche de l'année;
Protecteurs des raisins, déesse des moissons;
Si l'homme encor sauvage, instruit par vos leçons,
Quitta le gland des bois pour les gerbes fécondes
Et d'un nectar vermeil rougit les froides ondes;
Divinités des prés, des champs et des forêts,
Faunes aux pieds légers, vous, nymphes des guérets,
Faunes, nymphes, venez: c'est pour vous que je chante.

Roucher:

Comment naiſſent pour nous de riantes moiſſons,
Mécènes, ſous quel aſtre on tourne les ſillons,
Où la vigne docile à l'ormeau ſe marie,
Les ſoins dus aux troupeaux, enfin qu'elle induſtrie
De l'abeille économe achette les faveurs,
Je le chante. O du monde immortels bienfaiteurs
Dont les lois font rouler le cercle de l'année;
Bacchus, riche Cérès, ſi par vous couronée
De biens qu'elle ignorait, la race des humains
Quitta le gland des bois pour le tréſor des grains
Et rougit d'un vin pur le cryſtal des nayades,
Inſpirez moi: Silvains, Faunes, jeunes Driades,
Dieux viſibles des champes; Driades, hâtez-vous,
Faunes, entourez-moi, Silvains, accourez tous:
Je célébre vos dons.

Sehr intereſſant iſt's, die feine Kritik beyder Ueberſetzungen aus Eulaliens Feder (S. 109. f.) zu leſen. Auch Rec. zieht dieſe Probe der Roucherſchen Ueberſetzung, ungeachtet ihres air étranger, (ſ. p. 120) bey weitem vor. Vergl. übrigens das eigne billige Urtheil des gerechten Mannes T. II. p. 123. Wer muß aber nicht bedauern, zürnen und lächeln, wenn er (S. 90) lieſt: Ma dernière décadienne n'a pu obtenir le timbre du greffe auquel je l'avais préſentée. Le concierge a été effrayé de ces huit pages mêlées de proſe et de vers, qui ſont bien loin de tout

projet, de toute pensée de conspiration. Quand Virgile écrivait le début de ses Géorgiques, il était bien loin de penser qu'il existerait un jour un pays, dans les Gaules, où la traduction de ses vers, en vers bons ou mauvais, n'auraient pas la permission de passer d'un père à sa fille.

Noch findet sich T. I. p. 202 eine Uebersetzung und außerdem eine Nachahmung der Horazischen Strophe: Linquenda tellus etc. Bedeutender ist die Uebersetzung der Ciceronischen Verse aus de Div. I. 47.

Ut Jovis altisoni subito pinnata satelles
Arboris e trunco, serpentis saucia morsu,
Ipsa feris subigit, transfigens unguibus anguem
Semanimum et varia graviter cervice micantem.
Quem se intorquentem lanians rostroque cruentans,
Jam satiata animos, jam duros ulta dolores
Abiicit efflantem, et laceratum affligit in undas,
Seque obitu a solis nitidos convertit ad ortus.

Diese von Voltaire bekanntlich bewunderten Verse wurden von ihm so übersetzt:

Tel on voit cet oiseau qui porte la tonnerre,
Blessé par un serpent élancé de la terre;
Il s'envole, il entraine au séjour azuré
L'ennemi tortueux dont il est entouré.
Le sang tombe des airs; il dechire, il dévore
Le reptile acharné qui le combat encore;
Il le perce, il le tient sons ses ongles vainqueurs,

Par cent coups redoublés il venge ses douleurs.
Le monstre, en expirant, se débat, se replie;
Il exhale en poisons le reste de sa vie,
Et l'aigle tout sanglant, fier et victorieux,
Le rejette en fureur, et plane au haut des cieux.

Nun höre man Roucher (T. I. p. 232):

Tel sur le même tronc où le blesse un serpent,
Tel se venge soudain l'oiseau du Dieu tonnant.
De sa serre allongée il saisit, il arrête
Le reptile qu'il perce et qui, dressant la tête,
Se replie et combat de son dard acéré.
En proie au bec tranchant, le monstre déchiré
Tombe en lambeaux et meurt; de rage et de vengeance
L'oiseau rassasié, le rejette et s'élance
De l'occident obscur à l'orient vermeil,
Digne d'y retrouver les regards du soleil.

Jeder Leser von Geschmack wird die Gründe des Vorzugs leicht selbst finden. Entwickelt hat sie Eulalie T. I. p. 152. f. 173. f.. und auch hier ihren scharfen, feinen und richtigen Blick bewährt.

Auch Pope's Universal Prayer (s. T. II. p. 138) fing R. an treu zu übersetzen. Doch schon genug der Beweise unsers gegründeten Bedauerns, daß gerade dieser Mann in der Reife seines Talents der französischen Litteratur durch die Guillotine entrissen werden mußte.

Außer diesen Versen findet man in den Briefen noch einen reichlichen Vorrath interes-

ſanter kritiſcher Bemerkungen über claſſiſche Schriftſteller, die den reinen Geſchmack Roucher's und ſeiner Schülerin beurkunden. Wie weit jener, durch die Alten gebildet, ſich über die meiſten ſeiner Landsleute erhob, davon wird ſchon folgende Aeußerung genugſam zeugen (T. I. p. 227): Tu ſens que ce beau tient à une grande ſimplicité. Point d'efforts, point de dépenſe d'eſprit chez les Anciens; ils ſont bien, comme l'eſt une belle femme, tout naturellement. Un mot leur ſuffit pour produire un grand effet. A nous Français, il nous faut des combinaiſons recherchées des mots ...... Oh! que de modernes auxquels on peut appliquer le mot qui échappa à Racine, lorsqu'il entendit, à l'académie, la lecture d'une traduction du grec de Démoſthènes par Tourreil: Le bourreau! il fera tant qu'il donnera de l'eſprit à Demoſthènes. Je ſais très bien que ces fautes, loin de déplaire à nos chers compatriotes, n'en ſont pas même apperçues; mais ſouviens-toi que tous les hommes regardent et que tous ne voient pas. On apprend à voir, comme à marcher; mais c'eſt toujours de très-bonne heure etc. Vergl. T. II. p. 122. 197, 198. Mit Vergnügen lieſt man ſeine Bemerkungen über Taſſo's Amint T. II. p. 123. f.; ſein ſtrenges Urtheil über Chénier's Hymnen T. II.

p. 264; seine Bemerkungen über den Gebrauch des Relativs qui in der französischen Poesie T. I. p. 183, 184; eben so seine Anpreisungen des Montaigne, Labruyere, der Sévigné ꝛc. Hier zur Probe dieser Gattung nur, was er von Thomson sagt, weil er dabey zugleich auf einen, vielleicht noch nicht beachteten, unterscheidenden Charakterzug der englischen und der französischen Nation und Litteratur aufmerksam macht: C'est un très-grand poëte que Thomson! quelle richesse d'images! quelle vivacité! quel éclat de couleurs! quel heureux mélange de sensibilité et de mélancolie, d'esprit philosophique, d'amour pour son pays et pour l'humanité, d'observations fines, ingénieuses et de connaissances savantes! comme il peint bien tout ce qu'il voit, et comme il a bien vu tout ce qu'il peint! C'est grand dommage qu'il ait trop multiplié des détails qui, à nous Français, formés plus que les Anglais à l'école des anciens, (Hier kann man nicht unbedingt beystimmen. Im Ganzen wurden und werden die Alten in England gewiß häufiger und eindringender studiert, als in Frankreich. Die poetischen Werke der Engländer aber haben demungeachtet mehr Originalität, als die der Franzosen. Nach dem Leisten der Alten ist freylich der größere Theil der Französischen sorgsamer zugeschnitten; aber aus den besten Englischen weht ein Geist, der dem

Geist der Alten verwandter ist) paraissent un peu trop minutieux. Je sais qu'il est possible de l'excuser. Les personnes instruites, éclairées qui, dans tous les pays, forment seules la classe des lecteurs juges, vivent beaucoup à la campagne en Angleterre; et ce séjour habituel est pour elles une occasion journalière de saisir et d'amasser dans leurs pensées une foule d'objets qui les charment et qui ne nous disent rien, parce qu'ils n'existent pas pour nous Français, amateurs de la ville, et qui la portons encore avec nous, quand nous allons à la campagne. Cependant le temps viendra où nous serons, peut-être plus que les Anglais, citoyens des champs. La république établie sur la base des moeurs et des vertus, purgée de la gangrène financière, de l'excessive opulence qui ronge et corrode toutes les ames sous les monarchies, toujours (?) depensières et prodigues, les campagnes seront plus habitées. Les orages mêmes de la liberté repousseront vers la vie champêtre le plus grand nombre des hommes toujours faibles et pusillanimes, et les charmes du repos seront pour eux un lien qu'ils n'auront plus envie de briser. Alors devenus plus pensifs, plus observateurs, ce qui nous déplaît aujourd'hui, nous plaira, et Thomp-

son et ses disciples seront lus avec intérêt. Ils auront même des imitateurs. ...

Doch genug, und vielleicht schon zuviel. Die Originalausgabe dieses Werks erschien, meines Wissens, 1797, auch in zwey Octavbänden. Der Hamburger Abdruck ist auf gutem Papier correct gedruckt, mit geringen Ausnahmen. Dahin gehört die häufige Verwechselung von Ausrufungszeichen mit Fragzeichen. Das beygefügte, erst am Tage vor seinem Tode gezeichnete Portrait Roucher's wäre eine willkommnere Zugabe, wenn es besser gestochen wäre. Die Unterschrift ist:

A ma femme, à mes enfans, à mes amis.

Ne vous étonnez pas, objets sacrés et doux,
Si quelqu'air de tristesse obscurcit mon visage;
Quand un savant crayon dessinait cette image,
J'attendais l'échaffaud et je pensais à vous.

Am 7. Thermidor, um 11 Uhr Morgens, erschien R. vor dem Revolutionstribunal. Nachmittag um 5 Uhr war er nicht mehr. Von acht und dreyßig zusammen Hingerichteten starb dieser Freund seines Vaterlands und der Freyheit, dieser Verehrer der Tugend und der Musen, als der Letzte: als vorgeblicher Chef einer Verschwörung. Eine gerechtere Nachwelt wird deinen Namen stets mit Achtung nennen, edler Roucher!

Diese ausführliche Anzeige würde ihren Verfasser gereuen, wenn sie eine deutsche Uebersetzung des Werks veranlaßte. Für gewöhnliche Uebersetzer taugt es durchaus nicht. Der darin herrschende feine Conversazionston mit seinen mannigfaltigen Schattirungen würde eine sehr geübte Hand erfodern, und die so häufig eingemischten Verse möchten auch diese öfters in Verlegenheit setzen. Ohnehin kann das Werk nur für den, der Französisch versteht, und in der alten und neuern Litteratur nicht ganz fremd ist, hinreichendes Interesse haben.

IX.

Christian Garve's Vertraute Briefe an eine Freundin. Leipzig, bey P. Phil. Wolf und Comp. 1801. IV. und 266 S. 8.

Garve ist ein zu merkwürdiger Mann, als daß man außer dem Schriftsteller, den man kennt, nicht auch den Menschen so genau als möglich kennen zu lernen wünschte: ein Verlangen, welches durch die sichere Aussicht verstärkt wird, die längst gefaßte Hochachtung für jenen durch die nähere Bekanntschaft mit diesem, insonderheit wie er in den einfachen Verhältnissen des Sohnes und des Freundes erscheint, zu erhöhen. Um so willkommener waren uns neulich Dittmar's Erinnerungen aus seinem Umgange mit dem Verewigten, die wir zunächst anzeigen wollen; noch ungleich willkommener aber die eignen Briefe unsers Freundes, die wir jetzt anzeigen. Mit Recht sagt der Herausgeber von ihnen: Auch der Gelehrte kann sich wohl dieser Briefe freuen; er sieht in

in ihnen den Geist blühen, von dem er die Früchte kennt und schätzt. — Allerdings erblickt man hier in Garve, dem jungen Manne, mit Vergnügen den früh gereiften, nach einem festen Ziele strebenden Geist; und sieht mit Theilnahme, wie sich sein Lebensplan in seiner Seele entwickelt, selbst während man ihn in den Zirkel seiner Familie, seines Jugendlehrers und erlesener Freunde begleitet.

Alle hier mitgetheilten Briefe sind nach dem Zeitpunkt, wo G. in Halle Magister geworden war, an eine junge, verheirathete Freundin in Leipzig, unmittelbar nach seiner Entfernung von dieser ihm vorzüglich werthen Stadt, vom May 1767 bis Ostern 1768 (denn um diese Zeit kehrte er nach Leipzig zurück, um sich dort als akademischer Lehrer zu habilitiren) geschrieben: einige aus einem Schlesischen Dorfe, wo sein ehemaliger Hofmeister, Ringeltaube, Pfarrer war; alle übrigen aus Breßlau.

Beyspiele einer enthusiastischen Freundschaft, die zwar innerhalb der Grenzen inniger Freundschaft bleibt, doch durch die Symptome gegenseitiger zarter Sehnsucht und ununterbrochenen Verlangens nach Gedankenwechsel, auch wohl mit Anwandlungen einer Eifersucht, die man kaum sich selbst gesteht, verbunden ist, finden sich, meiner Erfahrung nach, am ersten zwischen zwey Personen verschiedenen Geschlechts, wo

sich in dem Manne philosophischer Geist, als das Herrschende seines Wesens, mit gebildetem Geschmack und mit jener Wärme des Gefühls, die sich von Stoischer Kälte und glühender Leidenschaft in gleicher Entfernung hält, — in der Frau Lebhaftigkeit des Geistes und Gefühls, auch gepaart mit regem, doch noch weniger ausgebildetem, Sinn für's Schöne, vereinbart. Ein solches Beyspiel gibt nun auch Garve's früheres Verhältniß, das dem Freunde nicht minder, als der Freundin, zur Ehre gereicht. Kaum hätte man dem gleichmüthigen Philosophen, wie wir ihn aus seinen Büchern kennen, so viel Leben des Gefühls und der Phantasie zugetraut; wiewohl es auch hier, bey genauerer Betrachtung, dem Hange zur Spekulation untergeordnet erscheint. Denn der Selbstkenner hat Recht, wenn er S. 53 an seine Freundin schreibt: „Ich glaube, Sie müssen es schon bemerkt haben, daß es eines von meinen Steckenpferden ist, über alles, was in mir und um mich herum vorgeht, zu philosophiren, jede Begebenheit, wenn sie auch die natürlichste und gewöhnlichste von der Welt ist, zu erklären, und aus Gründen zu zeigen, wie sie möglich gewesen ist." Wie rein übrigens das Verhältniß an sich war, und mit welcher höhern Stimmung des Gemüths es zusammenhing, zeigt schon S. 40: „Ich freue mich, theuerste Freundin, daß unsere Freund-

schaft von der Beschaffenheit ist, daß meine Seele von dem Andenken an Sie unmittelbar zu dem Gedanken an Gott, unsern großen und gemeinschaftlichen Freund, übergehn kann, zu dessen Verehrung solche Seelen, wie die Ihrige, geschaffen wurden. Meine Seele steigt durch diese Stufen auf eine leichtere Art bis zu ihm hinauf."

Will man Garve als Sohn, als Verwandten, als Beobachter merkwürdiger Erscheinungen des gesellschaftlichen Lebens kennen lernen? Man lese den rührenden Ausdruck seiner Empfindungen beym Wiedersehn seiner Mutter S. 13. ff., bey Betrachtung einer unglücklichen, ihm verwandten Familie S. 120. f. An der letztern Stelle ist das Wahre so anschaulich erzählt, daß man in einem Roman die Schilderung der mitleidswürdigen Mutter am Bette des todtkranken Kindes vortreflich finden müßte. Anziehend ist auch das Bild des Fräulein Mucius im Kloster der barmherzigen Schwestern S. 229. f., und das Portrait der geistreichen Frau von Wyllamons S. 248.

Was den Plan seines Lebens betrifft, so erfahren wir hier verschiedene fehlgeschlagene Unterhandlungen zu der von seinen Verwandten gewünschten Beförderung als Hofmeister oder als Schulmann, die fehlschlagen mußten, weil er selbst zu beyderley Lagen keine Neigung hatte. Der Trieb, ganz den Wissenschaften

zu leben, dabey aber, wo möglich, die große Welt kennen zu lernen, da sein feiner Sinn ihm früh den Ton des gebildetern Umgangs zum Bedürfniß machte, siegte zuletzt. Beym Kampfe mit einem frühe kränkelnden Körper äußert sich doch allenthalben sein wohlwollendes, edles Herz, das wenigstens im Anblicke des Glückes Anderer sein eignes sucht, wenn es selbst gleich oft entbehren muß. Rührend war mir sein Ausruf S. 129: „O Freundschaft und kindliche Liebe, deinen geheiligten Banden sey meine ganze Seele gewidmet!“ Denn nimmt man, was sich von selbst versteht, seine gemeinnützige, rastlose Beförderung echter Lebensphilosophie hinzu, und erinnert man sich, wie Garve bey weitem den größten Theil seines Lebens hindurch, ohne ein öffentliches Amt zu bekleiden, nur als Sohn, Verwandter, Freund und Schriftsteller, im Genuß allgemeiner Achtung, nutzte: so muß man sagen: der redliche Mann hielt Wort.

Von seinen Freunden werden Gellert, Weiße, Reiz in Leipzig, und Hr. von Klöber in Breßlau am häufigsten erwähnt. Von dem damals eben verstorbenen Meinhard steht S. 122 folgende Anekdote: Bey seiner Abreise von Leipzig fragte ihn der Postcommissar Gellert, ob er nicht einige günstige Aussichten hätte. O ja, sagte er: die glücklichste Aussicht von der Welt — die Aussicht auf mein Grab.

Wir haben bisher diese Sammlung hauptsächlich betrachtet, insofern sie als Beytrag zur Charakteristik des Verstorbenen dienen kann. Fragt man nach dem Ton und der Schreibart der Briefe, so erwartet wohl jeder von selbst die Antwort, daß jener natürlich, diese klar und fließend sey. Können gleich die häufigen Klagen über Entfernung, die immer wiederholten Freundschaftsversicherungen u. s. w. für den Dritten nicht das Interesse haben, das sie für die Freundin haben mußten: so entschädigen doch dafür die damit meist unzertrennlich verbundenen inhaltsreichern Stellen. Ueberdieß sind die Menschen in der Aeußerung ihrer Gefühle sich nicht gleich. Manchen Freunden, vielleicht auch Freundinnen, genügt ein Wort, ein Handdruck, eine Thräne, ein erstickter Seufzer beym Abschied, auf Jahr und Tag als Bürge der treuesten Anhänglichkeit. Beständig wiederholte Versicherungen würden ihnen spielend vorkommen. Doch Andere fühlen anders. Auch war jene Weitläuftigkeit in Bezeugung — soll ich sagen, der Empfindung oder der convenzionellen Galanterie? — ehemals mehr Sitte als jetzt. Selbst Gellert, Garve'ns übertroffenes Vorbild, der durch seine Briefe, zumal durch die an Frauen gerichteten, den leichtern, natürlichern Ton angegeben hatte, ist von solchen Stellen nicht frey. Milde Wärme des Gefühls und Jünglingsphantasie,

die bey einem, wenn gleich gehaltenen, doch energischen Charakter, lebhaft seyn mußte, gibt Garve'ns Briefen, wenigstens hie und da, ein weniger unscheinbares Colorit, als die meisten seiner philosophischen Schriften haben. So finden sich hier einige glücklich durchgeführte Allegorien, wie S. 223. f. S. 264. f.

Auch in den vertrauten Briefen an eine Freundin wird man, wenn der Briefschreiber ein Philosoph ist, nach philosophischen Bemerkungen suchen. Nun finden sich hier einzelne gute, wenn gleich (wovon man das Gegentheil zu erwarten keinesweges berechtigt ist) eben keine tiefgehende, psychologische Bemerkungen; z. B. S. 68: „Ich habe überhaupt gemerkt, daß wahre Empfindung sich zwar richtiger, aber niemals so mannigfaltig ausdrücken lasse, als diejenigen, welche Geschöpfe der Einbildungskraft sind." Auch s. die artige Entwickelung der Entstehung des Unmuths S. 73. ff., und die Erinnerungen über den vortheilhaften Einfluß des Vergnügens auf Thätigkeit S. 182. f. Das Interessanteste im Buche aber, ich meyne, von Seiten des Gedankeninhalts, sind die Hauptzüge zur Philosophie der Liebe S. 188. ff. Ist letztere gleich meines Bedünkens vorzüglich in zwey Punkten mangelhaft; in der Angabe der Quellen unsrer Vorstellungen und Gefühle, wovon G. zu viel außer uns sucht, und in der unterlassenen ge-

nauern Unterscheidung der Liebe von verwandten Affekten, insonderheit von der Freundschaft: so lohnt es doch wohl die Mühe, die Hauptgedanken jener Theorie zusammenhängend darzustellen, je weniger G. in seinen übrigen Schriften diese Materie ausführlich behandelt hat, und je weniger wir überhaupt über dieselbe etwas ganz Befriedigendes haben möchten. Denn bald wird zuviel, bald zu wenig, Metaphysisches eingemischt. Auf jeden Fall wird man den zunächst an das Bedürfniß seiner Schülerin sich anschließenden Lehrer, so wie überhaupt den auch hier auf das Praktische gerichteten Philosophen nicht verkennen. Eine vollständige, erschöpfende Abhandlung erwartet in Briefen an die Freundin ein Vernünftiger nicht; treffende Bemerkungen, denen unser eignes Gefühl zusagt, wird er finden. An Präcision haben sie übrigens in diesem Auszuge desto unbedeutender verloren, je weniger sie in dieser Rücksicht zu verlieren hatten.

Jede unsrer Ideen ist nach einem Eindrucke von außen gebildet. Die Kraft zu empfinden ist also die vornehmste Fähigkeit unsrer Seele, nach deren Größe sich die übrigen richten. Eben dieselbe Lebhaftigkeit der Eindrücke, durch welche große Geister gebildet und zu großen Unternehmungen vorbereitet werden, bringt die Liebe hervor, wenn die Vollkommenheiten eines andern menschlichen Wesens

der Gegenstand sind. Eben diese Dauer, dieses Anhalten der Eindrücke, welche dem Mathematiker die langwierigsten und schwersten Untersuchungen vollenden hilft, bringt die Treue in der Freundschaft und die Beständigkeit in der Liebe hervor. Verbindet sich nun mit der Empfindung, welche durch Vollkommenheit und Schönheit erregt wird, noch jene süße Wallung, jenes Gefühl von Lust, die das Eigenthum der Liebe ist; unterstützt sie hier der Körper, sonst ein Störer unsrer geistigen Vergnügungen: dann knüpft die himmlische Göttin zwey menschliche Wesen unauflöslich an einander. Von dem geliebten Gegenstande sich verbreitend, sucht dann die Seele jede Tugend, jede Vortreflichkeit zu umfassen, und durch eine untergeordnete, aber eben so unveränderliche Liebe mit sich zu verbinden; und das mit desto größerer Leichtigkeit, je mehr sie durch Liebe Beharrlichkeit an den Ideen, die ihr wichtig geworden sind, erlangt hat.

Von tausenden, die sich mit einander verbinden, werden oft nur zwey von der wahren Liebe einander zugeführt. Denn die Eigenschaft, welche die Seele jenes Feuers der Empfindung fähig macht, ist eine eben so seltne Gabe, als die, welche den Verstand zur Hervorbringung neuer Ideen in den Stand setzt. Eine und dieselbe Quelle gießt die beyden Ströme, der Empfindung und der Einsicht,

aus; die Fähigkeit zu großen Leidenschaften bringt die großen Männer hervor; Heinrich der Vierte, wenn er in Nacht und Nebel, in einem Bauerkittel, durch die feindlichen Posten zu seiner geliebten Estrée schleicht; wenn er am Rande des Grabes ihr noch schreiben kann: Mon premier penser est à Dieu, et le second à Vous, braucht dieselben Fähigkeiten des Geistes, durch die er der große Feldherr und der trefliche König wurde.

Aber die Seele verhält sich bey der Liebe nicht bloß leidend. Ihre eigne Kraft muß die Eindrücke beleben, festhalten, in jene Form bringen, in welcher sie ihren Einfluß bey ihr auch nach dem Verlust ihrer ersten Stärke behalten. Einige unsrer schönsten Neigungen beruhen auf einer Art von Illusion, die nur durch eine mächtige Einbildungskraft aufrecht erhalten werden kann, z. B. die Vaterlandsliebe. Dieß ist auch der Fall bey der seltensten Gattung der Liebenden. Die Liebe ist nämlich das Resultat aus den vereinten Wirkungen des Vergnügens an Vortreflichkeit, der Freundschaft und der sinnlichen Lust. Nun gibt es hier drey Arten von Seelen. Bey der ersten, wo die Leidenschaft nur aus einer dieser Quellen entsteht, versiegt sie mit derselben zugleich; und, da alle Arten von sinnlichen Vergnügen vermöge der Natur der Seele abnehmen, so muß ein bloß durch sie angezündetes

Feuer bald erkalten. Bey der andern, bessern Art von Seelen liebt auch der Geist, nicht bloß der Körper; dennoch werden sie kalte Ehemänner. Weil ihre Leidenschaft bloß durch die Eindrücke auf sie hervorgebracht wurde, so verlischt sie, so wie die Zeit ein Stück nach dem andern von diesen Eindrücken verwischt. Nur eine dritte Gattung von Seelen, die an die Stelle ihres Freundes oder ihres Geliebten ein Ideal setzen; die aus den wahrgenommenen Vollkommenheiten desselben, die sie noch verschönern, ein vollkommneres Ganzes zusammenfügen; die in sich selbst beständig eine neue Quelle von Empfindung finden, und in Beschauung des selbst geschaffnen Bildes, wozu ihnen das Original nur die ersten Striche gab, sich mit neuem Feuer beleben: diese allein sind im Stande, das Feuer, das sonst durch den Zufluß fremder Materie unterhalten werden muß, auf die Dauer durch ihr eignes zu nähren.

So viel von der Entstehung einer dauernden höhern Liebe. Nun von ihren Wirkungen. Die Tugend, welche die Freundschaft erleuchtet und erwärmt, verwandelt auch die Liebe, die ursprünglich größtentheils von einem körperlichen Bedürfniß ausging, (G. drückt sich unbestimmter und unrichtiger aus, als wir ihn sich ausdrücken lassen,) in die edelste und erhabenste Leidenschaft, und verlängert sie bis an die

Grenzen unsrer Existenz. Durch sie wird die mütterliche Zärtlichkeit das Glück des menschlichen Geschlechts; sie macht unsre Vergnügungen heilig, und unsre Ergötzungen zu so vielen guten Werken. (Wie die Beymischung der Tugend, des Handelns aus Gefühl der Pflicht, der Liebe für edlere Seelen ihren schönsten Reiz gibt, wird an Weisse'ns Romeo und Julie gezeigt.)

Es gibt bey jeder Neigung unsrer Seele eine doppelte Seite. Die eine will bloß genießen, sucht den Gegenstand nur auf, hält ihn fest und ergötzt sich an ihm. Die andere bereitet sich den Genuß erst vor, indem sie den Gegenstand verschönert, besser, und, wenn er dessen fähig ist, glücklicher macht. Die Leidenschaft hat eigentlich in dem erstgenannten Theile unsrer Neigung ihren Sitz. Hierzu gehört weniger Thätigkeit: nur Empfindung. Ergänzen wir aber diese unvollständige Neigung; setzen wir den weniger eigennützigen Theil hinzu, so sehn wir im Geliebten nicht mehr bloß ein Gut, das wir genießen sollen; sondern auch ein Eigenthum, das wir verbessern, vollkommener machen wollen. Es ist dann nicht mehr ein bloßer Gegenstand unsers Gefühls, sondern auch unsrer Bemühungen. Dieser Theil der Neigung muß ruhiger, gelaßner seyn: 1) weil die unmittelbar mit dem Genusse zusammen-

hängende Neigung stärker seyn muß, als die, die erst durch eine Kette von vielen Gliedern mit dem Genusse zusammenhängt; 2) weil wir alsdann von dem Gegenstande eine Zeit lang unsre Gedanken und Bemühungen auf die Mittel zur Erreichung unsrer Zwecke richten. So der Geschäftsmann, der Seemann, der Krieger, der aus Liebe zur Gattin handelt. Genießen sie endlich einmal nach der Entbehrung, dann lächelt der Himmel selbst über ihre Freuden.

Vor der Ehe herrscht das, was in der Liebe bloß Begierde ist und auf Genuß abzweckt; in der Ehe soll herrschen, was in jener Bestrebung und Eifer ist; zum Gegenstande mehr des Andern Glück, als unser Vergnügen hat. Dem zufolge muß die Leidenschaft des Liebhabers aufwallend und ungestüm seyn: denn sie streckt sich nach einem erst zu erreichenden Gute aus; ruhig und thätig die Liebe des Ehemanns: denn sie arbeitet nun an der Erhöhung und Verschönerung eines Gutes, das schon ihr Eigenthum ist. Außerdem wird die ehrliche Liebe leicht in Tändeley ausarten. — Eine Seele, deren Neigungen und Fähigkeiten sich in einem einzigen würdigen Gegenstande ihrer Liebe concentrirt haben, muß sich von ihm auf alles, was gut, schön und vortreflich ist, verbreiten. Er muß das Band seyn, wo-

durch sie an alle ihre Pflichten freundlich gebunden wird. Das Feuer der Liebe muß sich in eine gleichmäßige, fortdauernde Wärme verwandeln, die jeder andern gutthätigen Neigung zum Keimen hilft, jede tugendhafte Handlung emportreibt; jeden Widerstand aus dem Wege stößt.

X.

Erinnerungen aus meinem Umgange mit Garve, nebst einigen Bemerkungen über dessen Leben und Charakter, von Siegismund Gottfried Dittmar. Berlin, 1801. 240 S. 8.

Um das J. 1780 wohnte Herr Dittmar als junger Mensch, der damals das Magdalengymnasium in Breßlau besuchte, in Garve'ns Hause. Er gibt uns hier Fragmente Garvischer Gespräche. Der Verewigte scheint damals wohlwollenden Antheil an der Bildung seines jungen Hausgenossen genommen zu haben, und es macht Hrn. D. Ehre, daß er schon in frühen Jahren auf das, was sich aus dem Umgange mit einem Manne, wie Garve war, auffassen ließ, so aufmerksam gewesen ist.

Viel Raum im Buche nehmen Auszüge aus den Schriften des Breßlauer Philosophen ein, an welche der Verfasser manches von ihm

Gehörte anknüpft. Man sieht, Hr. D. wollte eine Art von 'Απομνημονευματα seines Sokrates schreiben. Sein eigner Vortrag ist weder schlecht, noch vorzüglich. In den Bemerkungen über Garve'ns Charakter (von S. 174 an) wiederholt er sich zu oft; auch könnten sie besser geordnet und durch philosophischen Geist genauer verbunden seyn. S. 185 heißt es: „Sollte nun auch dieses Verlangen, unter gebildeten und vornehmen Menschen seiner Geistesvorzüge wegen geschätzt und geliebt zu werden, für einen Mangel in dem sonst so reinen Charakter eines doch so vorzüglich edelmüthigen Mannes angesehn werden können: so verschwindet er doch wie dem unbewaffneten Auge die Flecken in der Sonne. Aber eben wie diese die dunkeln Stellen auf ihrer Oberfläche durch ihr eignes Licht für sorgfältige Beobachter kenntlich macht; so hat auch er selbst das Fehlerhafte seiner Gemüthsart nicht verschwiegen." Die letztere Wendung eines oft gebrauchten Gleichnisses ist neu und artig; freylich aber diese Stelle auch die einzige ihrer Art im Buche, in so weit es Arbeit des Verfassers ist. — Wenn dieser S. 178 von G. sagt: „Sein Gedächtniß war weniger stark. Daher die öftern Wiederholungen in seinen Schriften:" so erklären sich letztere wohl noch natürlicher durch sein unablässiges Streben nach Allgemeinverständlichkeit. Auch trug dazu bey

Garve wohl der Mangel eines weiten Gesichtsfeldes der Phantasie (wenn ich so sagen darf) das seinige bey, kraft dessen sie bey Betrachtung eines einzelnen Theils keinen der andern jemals ganz aus den Augen zu verlieren im Stande ist. Daher ist er in Abhandlungen von geringerm Umfang in Absicht auf Composition vorzüglicher, als bey größern Werken, in welchen überdieß am ersten das ihm zur Gewohnheit gewordene Streben, allenthalben Eintheilungen zu machen, um den reichhaltigen Stoff von desto mehrern Seiten zu beleuchten, häufig unnöthige Weitläufigkeit und Wiederholungen herbeyführt.

Wir wollen aus dem Buche zuerst einige gelegentlich eingestreute Hauptdata aus Garve'ns Leben ausheben, die den Lesern eines Journals, woran er selbst ehemals so thätigen Antheil nahm, willkommen seyn werden. Dann noch Einiges, das uns des Auszeichnens werth schien.

Der Oberprediger der protestantischen Gemeine in Warschau, Ringeltaube, ehemals Prediger zu Scheidelwitz bey Brieg, war dreyzehn Jahre Garve'ns Hofmeister. Der letztere war 21 Jahr, als er auf die Universität nach Frankfurt ging. Da aber Alexander Gottl. Baumgarten kurz nach seiner Ankunft starb, so blieb G. nur ein Jahr dort. 1767 kehrte er von Gellert in Leipzig nach Breßlau zurück, ging

ging aber im folgenden Jahre wieder dahin, und trat als akademischer Lehrer auf. Er las in Leipzig über Ernesti Initia doctrinae solid. und über einige Schriften des Cicero. Seiner Kränklichkeit halber zog er sich bald wieder zu seiner Mutter nach Breßlau zurück. Diese trefliche Frau, von edelm Charakter und gebildetem Geiste, starb 1792 in ihrem 75. Jahre. Kurz vorher starb Garve'ns, durch die Denkschrift auf ihn bekannter gewordene Freund, C. J. Tenczin von Paczensky. Er selber starb 1798 in der Nacht vom 30. Nov. auf den 1. Dec., Morgens um 3 Uhr.

Hie und da findet man unsern Freund in Situationen und Beschäftigungen, welche die Achtung für ihn vermehren. So beschreibt uns der Verf. S. 73 als Augenzeuge seine große Gelassenheit bey einem Feuer in Nachbars Hause. So sein edelmüthiges Benehmen bey der Bemühung, ihm ein Stipendium zu schaffen, S. 157. In des auch von G. geschätzten Tralles Urtheil über Garve, den Gesellschafter S. 151, ist unstreitig viel Wahres. Sein gesellschaftlicher Ton war allzusehr Docententon. Darum fragte auch der feinfühlende Mendelssohn Hrn. D. bey seiner Durchreise durch Berlin: ob G. noch immer in seinen Unterhaltungen docire und Eintheilungen mache?

Nach S. 127 erzählte Garve'ns Mutter, die Geschichte, die bey Lessing's Minna von Barnhelm zum Grunde liegt, habe sich in der goldnen Gans in der Junkergasse in Breßlau zugetragen.

Gern liest man Garve'ns mündliche Aeußerungen über moralische und andere Gegenstände, z. B. S. 219 über das Fortschreiten des Menschengeschlechts, woran er, (troß der entgegengesetzten Meinung seines Freundes Paczensky's, s. die Denkschrift auf diesen, S. 75) unter gewissen Einschränkungen, freudig glaubte. — Sein Urtheil über Milton's verl. Paradies im Vergleich mit dem Messias, wie er es an Spalding schrieb, verdient in unsrer Bibliothek aufbehalten zu werden:

„Das Gedicht selbst hat auf zwiefache Weise auf mich gewirkt. Die Absurdität des Systems, welches darin herrscht, hat mich zuweilen bis zur Indignation beleidigt: aber die Schönheit der Poesie, die vortreflichen Naturschilderungen, und die erhabene Philosophie, welche darin eingewebt ist, hat mich, mehr als je, entzückt. Mich dünkt doch, es webt und schwebt ein anderer Geist darin, als im Messias: die Mannigfaltigkeit der Gemälde sowohl als der Gedanken ist größer. Die Farbe ist im Englischen Milton ganz antik, ganz nach Griechen und Römern gebildet, — fast bis zum gewaltthätigen und übernatürlichen Ge-

brauch seiner Sprache. Aber diese veralteten oder fremden Sprachformen beleidigen den deutschen Leser nicht so sehr, als sie den Englischen beleidigen mögen. Dafür herrscht aber auch der nämliche Geist des Alterthums darin. Weder die Theologie, noch die Scholastik seiner Zeit, denen Milton ergeben war, haben seinen geraden Sinn und sein Gefühl des Guten und Schönen unterdrücken können."

XI.

Leben des Hrn. Friedrich Wilhelm von Erdmannsdorff, von August Rode in Dessau. — Ich habe mehrmals die Bemerkung gemacht, daſs mit einer geschmackvollen Bewunderung der schönen Künste eine gewisse Erhabenheit, ein gewisser Adel des Geistes unzertrennlich verbunden ist. Atheniens. Briefe. — Dessau, bey P. Tänzer, 1800. 240 S. gr. 8.

Die Lebensbeschreibung beträgt nur zwey Bogen (S. 4. — 37 und 238 — 240). Den übrigen Raum füllen Auszüge aus Briefen dessen, der gelebt hat.

Ein Mann, der durch mehrere Werke der schönen Baukunst, die, verbunden mit den mannichfaltigen Gartenanlagen und Landschaftsverschönerungen seines fürstlichen Freundes, ein Ländchen, welches ehemals die Künste nicht

kannte, des Besuchs der Fremden, selbst der Ausländer, werth gemacht haben, nicht wenig beytrug, einen reinern, vorzüglich an den Resten des klassischen Alterthums gebildeten Geschmack in Deutschland zu wecken und zu verbreiten; der dabey als Mensch, obgleich von Jugend auf am Hofe, wie schon die hier mitgetheilten Briefe sattsam beurkunden, mit seltner Urbanität echte Humanität zu verbinden wußte: ein solcher Mann hat ein unstreitiges Recht auf einige zur Aufbewahrung der Hauptumstände seines Lebens bestimmte Blätter unsrer Bibliothek.

Friedrich Wilhelm von Erdmannsdorff, geboren zu Dresden 1736, war der ältere Sohn des dortigen Königl. Churf. Hausmarschalls. Zum Jugendlehrer hatte er den rühmlich bekannten Professor Wüstemann, der ihn in classischer Gelehrsamkeit unterrichtete, während die geschicktesten Lehrer der Dresdner Akademie seinen Kunstgeschmack zu bilden suchten. Einige Jahre darauf war er in Leipzig beym Prof. Mauvillon in Pension; seit 1754 studierte er drey Jahre in Wittenberg Mathematik, Naturlehre, Geschichte und Philologie. Gegen das Ende dieses Zeitraums verlor er seinen Vater. Der erste Gebrauch, den er von seiner Unabhängigkeit machte, war eine Reise nach Dessau an den Hof des erst siebzehnjährigen Fürsten. Aus einem kurzen

Besuche ward unvermerkt ein Aufenthalt von mehrern Jahren. Im Jahr 1761 veranlaßte ihn der siebenjährige Krieg, der auch sein Rittergut Kessern bey Grimma verheerte, zu einer Reise nach Italien. Sein jugendliches Gemüth sehnte sich nach andern Gegenständen, als Waffen und Menschenelend. Er ging bis Florenz, und blieb dort, im Genuß der Kunstschätze, selbst wohl zum Pinsel greifend, im Genuß der gesellschaftlichen Unterhaltungen und der italienischen Litteratur, ein Jahr lang. Kurz vor dem Frieden kam er nach Dessau zurück. Von da begleitete er den jungen Fürsten, den der Wunsch beseelte, seinem Lande durch bessere Cultur Wohlstand zu bereiten, durch die Niederlande nach England. Diese Reise dauerte wieder ein Jahr. Ihre Früchte waren zum Besten jenes glücklichen Ländchens, geläuterte Begriffe von gesellschaftlichen Verhältnissen; erhöhtes Gefühl echter Menschenwürde; gründliche Kenntniß des vervollkommneten Kunstgeschicks und Kunstfleißes der Handwerker und Fabrikanten, des Acker-, Garten-, Deich- und Straßenbaues; nähere Bekanntschaft mit der Pockeneinimpfung. Diese Reise gab auch dem Geiste und den Talenten Erdmannsdorff's Richtung und Bildung. Der edle Eifer seines fürstlichen Gefährten in Beförderung des Nützlichen; die Eleganz und der Geist des Alterthums, die aus den Brittischen Werken sprachen, ergriffen ihn,

rissen ihn aus seiner behaglichen Indolenz, und belebten ihn zum ernsten Entschluß, auch zum Nutzen der Gesellschaft thätig zu werden. Mit Erfolg studierte er die englische Litteratur. Vorzüglich aber theilte er mit den Britten ihre Bewunderung griechischer und römischer Baukunst, die damals erst anfing, in den Prachtwerken über die Ruinen zu Palmyra, Balbeck und Athen die Augen auf sich zu ziehen. Von nun an stand das Ziel seines Strebens fest: schöne Baukunst. Vorzüglich wählte er sich den Vitruvius zu seinem Lehrer, und bey dem Wunsche, sie in Deutschland in ihrer unverderbten Schönheit zugleich zu lehren und zu zeigen, that er sich zwey Gelübde: den Römer zu übersetzen, und die Trümmern des alten Roms zu besuchen. Das erstere hat er nur zum Theil erfüllt. Denn nur die drey ersten Bücher des Vitruvius finden sich von ihm verdeutscht unter seinem Nachlasse. „Die Uebersetzung (sagt ein sehr competenter Richter, Hr. Rode selbst) ist treu und doch elegant; überall zeigt sie reifes Nachdenken, richtiges Urtheil, so wie gründliche Sprach- und Sachkenntniß. Keinesweges zufrieden bloß unter den bereits vorhandenen Erklärungen zu wählen, stellt er auch seine eigenen auf, wovon keine einzige ihm zur Schande gereicht. Ich würde es mir nie verzeihen können, durch meine Uebersetzung Vitruvs der seinigen Ein-

haft gethan zu haben. Allein.... Er selbst, bevor ich zur Ausführung jenes Vorhabens schritt, versicherte mich, daß er das Seinige längst aufgegeben habe." Unfehlbar würde Hr. Rode durch Bekanntmachung dieser Reliquie sich das kunstliebende Publikum verbinden. Lehrreich müßte die Vergleichung mit seiner eignen schätzbaren Arbeit seyn.

Schon im J. 1765 begleitete E. abermals den Fürsten auf der größeren Reise, die dieser vor seiner Vermählung nach Italien, Frankreich, England und Schottland unternahm. Winkelmann war in Rom ihr Führer; für die antike Baukunst aber ward der berühmte französische Architekt Clérisseau, der damals in Rom lebte, Erdmannsdorff's eigentlicher Lehrer. Unter ihm zeichnete er nicht allein, und studierte die Ueberreste der antiken Gebäude; sondern er befliß sich selbst des Praktischen der Kunst, sogar im kleinsten Detail. „Vom Glauben an seinen Meister, sagt Hr. Rode, zeugen seine nachmaligen eigenen Werke fast ohne Ausnahme. Clérisseau, der, außer zu Pästum, nichts von griechischen Gebäuden gesehen, und sich bloß mit römischen Monumenten beschäftigt hat, weiß nichts von edler Simplicität, und liebt nur Schmuck und Reichthum. Seine Gebäude sind fast ausschließlich Korinthischer Ordnung; seine Verzierungen zwar herrlich gearbeitet, aber überhäuft und zuwei-

len mit den Grundsätzen des geläuterten Geschmacks in Widerspruch. Alles charakteristische Kennzeichen, an denen man auch seinen Schüler nicht verkennt." Sollte mit diesem Urtheil in Hinsicht auf Erdmannsdorff nicht in einigen Widerspruch kommen, was der Verf. S. 15, 17 sagt? Rec. hält Hrn. Rode'ns Bemerkungen in Bezug auf E., dessen Gebäude er öfters gesehn hat, keinesweges für völlig ungegründet, findet aber doch, daß er sich hier zu stark ausgedrückt habe. Uebrigens sagt Erdmannsdorff selbst in einem Briefe an die Fürstin von Dessau S. 234 von den Trümmern in der Gegend und Nachbarschaft des römischen Forums: den großen Styl entdeckt man auch mitten unter aller der tadelhaften Verschwendung an diesen Bruchstücken der Größe des unglaublich üppigen alten Roms, obschon oft die ganz echte attische Reinheit der Kunst unter ihrer Pracht verloren ist."

In Italien waren die Reisenden 8 Monate; im südlichen Frankreich besuchten sie die noch vorhandenen Reste römischer Denkmäler; in Paris und London, so wie schon in Rom, trafen sie oft mit Sterne zusammen.

Nach einer Abwesenheit von anderthalb Jahren ließ der Fürst es seine Hauptsorge seyn, die rohen Sitten seiner Unterthanen durch Künste und Wissenschaften zu mildern. Ge-

lang (sagt der Biograph) dieses menschenfreundliche Vorhaben ganz; fand wirklich jede Muse hier ihre Verehrer, und zeichnete sich die Gesellschaft durch eine mehr als gewöhnliche Cultur aus (?): so hat an der Ehre dieses glücklichen Erfolgs Hr. von Erdmannsdorff, dessen er sich vorzüglich zum Werkzeuge bediente, keinen geringen Antheil. —

Aus allem wird klar: so wie das Gemeinnützige, was man seit etwa dreyßig Jahren in Dessau hervorgehn sah, vorzüglich des Fürsten eignes Werk war, so verdankt man das Schöne, in dessen Begleitung es erschien, vor Allen dem feinfühlenden Erdmannsdorff. Dieser wählte, entwickelte, ermunterte die Künstler, legte ihnen Muster der Meister vor; sein Haus glich einer Akademie. „Durch nichts aber (es sind Hrn. Rode'ns eigne Worte) trug er mehr bey, richtige Kenntnisse der Kunst zu verbreiten und geschickte Künstler zu bilden, als daß er selbst Hand anlegte, und jene Werke aufführte, welche durch ihre prunklose Schönheit, durch ihre geschmackvolle Verzierungen, durch die Grazie, welche jede der Künste über sie ausgoß, aller Augen fesselten, ferne Bewunderer herbeyzogen, und eine allgemeine Revolution in Deutschlands Geschmacke (?) bewirkten, indem sie zu den Antiken hinwiesen, da man noch überall den französischen Verzerrungen nachäffte."

Im J. 1768 wählte der Fürst Wörlitz zu seinem Landsitz und fing an, den Gedanken auszuführen, diesen bis dahin sumpfigen, unansehnlichen, nur mit einem düstern Jagdschloß versehenen Ort zu einem der reizendsten Landsitze umzuschaffen. Erdmannsdorff entwarf den Plan zu dem Schloße und den Officen, und führte ihn in vier Jahren aus. Am 22. März 1773 ward das Schloß eingeweihet. Mit Recht erklärt Hr. R. dieß Gebäude für sein Meisterwerk, dessen Schönheiten er Gerechtigkeit wiederfahren läßt. Auf der andern Seite gereicht es seiner Unpartheylichkeit zur Ehre, die Mängel, die etwa ein schärferes Auge entdeckt, nicht unberührt gelassen zu haben. Schon vorher (1767) hatte E. einen Saal und ein Kabinet auf dem Dessauischen Schloße verziert.

Während der Zeit des Baues begleitete er indeß auch den Fürsten und dessen junge Gemahlin in die Schweiz im J. 1770, und ging zugleich wieder nach Rom, um seine Kunstkenntnisse noch zu vermehren.

Bald nach seiner Rückkehr wurde sein Herz durch die zerrütteten Verhältnisse und den Tod seines jüngern Bruders sehr empfindlich verwundet. Er bezahlte dessen Schulden, sah aber bey dieser Gelegenheit auch die Nothwendigkeit, seine eignen ökonomischen Angelegenheiten nunmehr ordentlicher einzurichten. Zu derselben Zeit lernte er in Wilhelmine von

Alhimb, Hofdame der Fürstin, seine künftige Gattin kennen. Da aber seine Geliebte nicht reich, er selber jetzt in zerrütteten Vermögensumständen war, so mußte er seine Verbindung mit ihr zu seinem Schmerz noch lange aufschieben. Erst 1782 wurde die theure Freundin seine Frau. Sie starb vor ihm, 1795. Zwey Töchter überlebten ihren guten Vater.

Im J. 1775 begleitete er den Fürsten und die Fürstin auf einer Reise nach Bath; brachte das Denkmal des Fürsten Dietrich in Wörlitz zu Stande; entwarf auch das kleine, äußerst nette Landhaus der Fürstin zu Luisium. Zwey Jahre später bauete er ein kleines (jetzt nicht mehr vorhandenes) Theater auf dem Schloße, das er dem antiken Theater nach Möglichkeit nachgebildet hatte. 1786 verzierte er auf den Wunsch des Königs von Preußen in Sanssouci das ehemalige Wohnzimmer Friedrichs des Großen, und die Wohnzimmer des Königs im Berliner Schloße. Er war deßhalb fast ununterbrochen anderthalb Jahre in Berlin. Eine Reihe Briefe, die er von dort an seine Frau nach Dessau schrieb, wird S. 37 — 70 mitgetheilt. Sie charakterisiren den innigliebenden Gatten, den sorgsamen, zärtlichen Vater; den Freund der Stille und Ruhe unter dem Geräusch eines königlichen Hofes; den gefühlvollen, echt religiösen, auch

bey Anwandlungen von Hypochondrie sich aufrecht erhaltenden Mann.

1789 begleitete er den Erbprinzen von Braunschweig nach Italien. S. 73 — 202 findet man die auf dieser Reise an seine Gattin geschriebenen Briefe. Es ging durch Bayern und Tyrol. Hier interessante Nachrichten von den Steinsalz-Bergwerken und den Gegenden von Berchtolsgaden. — Auszüge aus dem Tagebuch des Reisenden über Italien. Zuerst vom heil. Hieronymus des Correggio in Mantua. Bey Gelegenheit der Rotonde oder des Monuments Theodorichs zu Ravenna sagt E. S. 91: „Die Gothen brachten gewiß keine Baukunst mit sich; denn hier ist gewiß nichts von dem, was wir gemeiniglich Gothischen Styl heißen; sondern Form und Verhältnisse in der Masse des Ganzen, die der edlen Architektur nahe kommen.“ rc. Hier noch andere architektonische Bemerkungen über dieß Monument. Am Rest des alten Pallasts der Gothischen Könige, am Kloster von St. Appollinare, erkennt man den ganzen Styl, den man am Pallast des Diocletianus zu Spalatro noch wahrnehmen kann. Die porphyrne Urne, die man als den Sarkophag Theodorich's angibt, ist vermuthlich eins der Gefäße aus den alten Bädern gewesen; wie der Löwenkopf, die Ringe und die ganze Form wohl

zeigt. — Ein Paar Worte vom Bogen Trajan's zu Ancona S. 92. — Ueber Rafael's heil. Familie zu Loretto S. 95. In Rom lebt Erdmannsdorff recht auf. Dort ist er wie zu Hause. Ihm ist's die merkwürdigste Stadt der Welt. Er war jetzt zum dritten Mal dort. Anziehend schildert er den anziehenden Aufenthalt. Ueber den Charakter der heutigen Römer sagt er viel, wenn auch eben nicht Neues, doch Treffendes. Die tadelnswerthe Seite desselben wird erklärt und entschuldigt. — Vom Fall des Velino bey Terni heißt es S. 109: Hackert hat einen Versuch gemacht, ihn zu malen, und es ist davon ein großes Kupfer heraus, nach ihm gestochen, das nur schlecht gerathen ist. Die Scene ist zu groß, als daß nachahmende Kunst sie vorstellen dürfe. Man kann sie nur übersehen und, wenn's einem glückt, ein Bild ihres Ganzen in seiner Phantasie aufbewahren. — In Rom entzog sich E. des Abends den hochfürstlichen Zirkeln, und lernte dafür bey einem Abbate, der ein geborner Griecht war, Griechisch. Erfreulich ist die Anhänglichkeit an Weib und Kindern, die ihn auch von Rom aus für die Erziehung der letztern sorgsam macht und ihm weise Rathschläge diktirt. — S. 117. f. wird eine feyerliche Audienz bey dem Pabst beschrieben. Einige Briefe aus Neapel, die von Kunstsachen nichts, über-

haupt nichts enthalten, was sich hier auszeichnen ließe; die man aber doch gern liest. Der König von Neapel S. 137, 143 wird als einer der vergnügtesten Könige vorgestellt, dem es übrigens nicht an gesundem Verstande fehle, dessen Erziehung aber freylich vernachläßigt sey. Doch wird bedauert, daß er seine Vergnügungen alle nur in Jagd, Fischerey und Spazierfahrten suche.

E. begleitete den Prinzen bis Florenz, und ging dann noch einmal allein nach Rom zurück. Ausführliche Nachrichten von Carrara und dessen Marmorbrüchen S. 160. f. Sehr gern hört man ihm auch zu, wenn er von den Trümmern der Palläste der Cäsarn und überhaupt von den Wohnungen der Alten spricht. — Zu Anfange Novembers 1790 war E. wieder in Dessau, das er seitdem nicht wieder auf längere Zeit verließ.

In der Folge lieferte er noch die Risse zu dem schönen Schauspielhause zu Magdeburg. Auf seinen Rath besonders übernahm der Fürst das schwankende Kupferstecher-Etablissement des Frhrn. v. Brabeck, das im J. 1796 den Namen der chalkographischen Gesellschaft bekam. Bey dieser Gelegenheit entwarf E. auch den detaillirten Plan einer Landes-Zeichenschule. Rec. wünscht dessen Bekanntmachung. Bekanntlich geht man im

Preußischen jetzt mit der Anlegung ähnlicher Institute in mehrern größern Städten um, wo sie noch fehlen. Unfehlbar würde sich aus den Ideen eines Erdmannsdorff's noch manches lernen lassen. — Sein letztes Geschäft war der Bau des Schauspielhauses zu Dessau. Vollendet sah er jedoch dieß ansehnliche Denkmal seiner Kunst nicht. Auszehrung machte am 9. März 1800 dem ruhig thätigen Leben des liebenswürdigen Mannes ein Ende. Noch am Morgen seines letzten Tages ließ er sich von seiner jüngsten Tochter den ersten Theil des Florian'schen Don Quixote auslesen.

S. 210 — 222 stehn noch einige Auszüge aus Briefen des Verstorbenen an seine Frau, zweckmäßig gewählt, um einige Züge seines ungeschminkten, sanften, nach moralischer Vollkommenheit unermüdet strebenden Charakters näher vor unser Auge zu rücken; und S. 222 f. zwey Briefe an die Fürstin von Dessau. Der eine beurtheilt Gorani's Memoiren, in denen E. durchaus Unpartheylichkeit und Unbefangenheit vermißt; der andere empfiehlt, in Rom nur das Schönste, und dieses desto öfter, zu sehn.

Von schriftlichen Aufsätzen hat Hr. v. E. leider! nur drey kleine drucken lassen: 1) einen Beytrag zu Winkelmann's Charakteristik in dessen Leben vor Huber's franz. Uebers. der Ge-

schichte

schichte der Kunst, p. CXXXVIII. 2) Vorerinnerung zu seinen architektonischen Studien, gez. zu Rom, herausgekommen zu Dessau 1797. 3) Gedanken über die Malerey der Alten, als Vorrede zu der Auswahl aus dem Werke des Grafen Caylus. Dessau, 1798. Je kleiner die Anzahl jener Blätter ist, desto schätzbarer waren dem Rec. die schon gerühmten Briefe.

Das vorgesetzte Portrait, nach Tischbein's Gemälde von Rosmäsler in punktirter Manier gut gearbeitet, ist sehr charakteristisch. In der gefurchten Stirn, den zusammengezogenen Augenbraunen und den ernsten Augen ruht Nachdenken und tiefes, in sich verschloßnes Gefühl; um Nase und Mund schweben die Züge des feinsten Geschmacks. Das Ganze überzieht der Firniß des seiner selbst stets mächtigen Weltmanns.

Styl und Ton der Biographie ist dem edeln Gegenstande angemessen. Doch erlaubt sich Rec. eine kleine Erinnerung. Herr Rode gebraucht öfters einen absoluten Nominativ, der unsrer Sprache, wie der Lateinischen, völlig fremd ist. Z. B. S. 5. „Uebrigens nur besorgt, daß nichts Gutes verloren gehe, sey es fern von mir, der Bescheidenheit zu vergessen. — S. 7. „Schwelgend in diesem Genusse u. s. w. verflog ihm Ein Jahr." —

S. 22. „Erst Königl. Polnischer Jagdpage, endlich hiesiger Forstmeister, war jetzt Dessau sein Aufenthalt.“ Auch in der Grabschrift S. 240 findet sich diese fehlerhafte Construction.

XII.

Wie wirkt das tragische Theater auf den Charakter überhaupt und vorzüglich den weiblichen? *)

In dem tragischen Theater der Neuern ist alles auf die höchste Erweckung der Leidenschaften durch die lebendigste Darstellung angelegt. Durch diese poetische, lebendige Darstellung erhält der leidenschaftliche Charakter meistens einen Reiz, den er in der Wirklichkeit nicht haben wird. In der Natur sehen wir das Verstimmte, Verzerrte, das Qualvolle fast al=

*) Aus dem 3ten Theil der Betrachtungen über das weibliche Geschlecht und dessen Ausbildung in dem geselligen Leben von E. Brandes, geheimen Canzley=Sekretär zu Hannover, entlehnt. Möchten doch die hier ausgehobenen Bemerkungen ein Werk in recht viele Hände bringen, in welchem der Geist von Garve weht, und von dem man wohl sagen kann: es sey ein Wort geredet zu rechter Zeit.

ler tobenden Leidenschaften mit Schmerz, mit Mitleiden. Wir wünschen zu helfen, das von einer solchen Leidenschaft unterjochte Wesen, welches im übrigen unsre Achtung, unsre Liebe verdient, von dieser Leidenschaft befreyt zu sehen. Der Anblick eines höchst unglücklichen Verliebten, eines bis zur Raserey Eifersüchtigen, eines nach Rache dürstenden Herzens, wird in dem gemeinen Leben nicht ansteckend für uns seyn; im Gegentheil auf den, der noch fremde Erfahrungen nutzen kann, auf das abschreckendste wirken.

Wie ganz anders ist dieses in der Darstellung! Je größer der Meister; je gefährlicher das Bild eines leidenschaftlichen Charakters, das er uns liefert. Die poetische Schilderung, die poetische Sprache, der dichterische Ausdruck in den Augenblicken des wüthendsten ungerechtesten Affekts; das Weglassen, in Schatten stellen oder veredeln von allen niedrigen kleinen Empfindungen und Gesinnungen, die in der Natur in den leidenschaftlichen Charakteren sich oft genug auf das widerlichste zeigen und ausbrechen: geben dem höchst leidenschaftlichen Charakter einen solchen Glanz, werfen auf ihn ein so sehr erhöhetes falsches, aber höchst verführerisches Licht, wodurch wir verblendet, hingerissen, voll des größten Interesse's an dem leidenschaftlichen Charakter werden, ohne eine Untersuchung über das Sträfliche der Natur

der Leidenschaft überhaupt, oder die unregelmäßige verderbliche Herrschaft, die sie ungezügelt über die Vernunft und den Willen ausübt, anzustellen.

Der Effekt, den der Dichter beabsichtigte, ist durch den tiefen Eindruck, den Tumult, den er in unsrer Seele erregte, das große Interesse, das er in uns an seinen leidenschaftlichen Charakteren zu erwecken wußte, erreicht. Wir gehen in das Trauerspiel, um stark bewegt, lebhaft erschüttert zu werden. Wir wollen keine Natur, keine Züge, die uns Widerwillen, Verachtung einflößen, in ihrer häßlichen Naktheit sehen. Eine gewisse Größe des Verstandes oder des Charakters muß der dichterischen Darstellung beygemischt seyn, und diese muß die Person auch da nicht ganz verlassen, wo sie in der Wirklichkeit sie gewöhnlich verlassen wird. Das alles muß der Dichter nicht aus den Augen verlieren, muß es in seinem Kunstwerke beobachten. Was wird aber der moralische Effekt seyn, den dieses auf die größere Anzahl der Zuschauer, oder Leser, hervorbringt?

Das Häßliche erscheint nicht in seiner wahren Häßlichkeit, in der abschreckenden Gestalt, die ihm meistens die Natur einprägte. Schon die poetische Sprache erhöht und verschönert den Charakter, der ohne diese Sprache gemein, widrig erscheinen würde. Milton's Teu-

fel sind nicht sowohl wegen ihrer Gesinnungen, als in Bezug auf den Ausdruck derselben, große Teufel, (erhabene Geister.) In der Darstellung erscheint alles gedrängt. In dem leidenschaftlichen Charakter sehen wir nicht mißmuthige Langeweile, die solche Menschen in den Zwischenräumen des leidenschaftlichen Genusses zu peinigen, zu verfolgen pflegt. Die häufigen Momente der Abspannung, die, wo der Charakter unter das Gewöhnliche sinkt, werden uns nicht gezeigt. In der dichterischen Schilderung ist alles ununterbrochen auf das höchste getrieben, oder im steten Wachsen bis zur Entwicklung, bis zum fünften Act. Der planvolle Mann kann in der Natur höchst selten seine Absicht in so kurzer Zeit unausgesetzt verfolgen, wie in der Darstellung. Wir sehen im gemeinen Leben diesen Charakter in vielen Lagen, die ihn nicht ausgezeichnet, hervorstechend zeigen. Es vergehen Tage, Wochen, in welchen der Gang seiner Leidenschaft unterbrochen scheint, oder gar unterbrochen wird. Mag gleich der listige Fuchs in den Intervallen durchblicken. Das ist nicht der Charakter, den der tragische Dichter braucht. Er malt freylich eine nicht gewöhnliche, nicht gemeine Natur: aber selbst diese Natur malt er gleichsam in einem Brennpunkte; in ihren Aeußerungen, in ihrem Daseyn concentrirt.

Die Lebhaftigkeit der Leidenschaft, die grossen planvollen Menschen, die der tragische Dichter uns zeigt, erhalten durch seine Behandlung ein Interesse, das ganz von der Moralität der Charaktere, des Zwecks, den sie beabsichtigen, des Werthes ihrer Handlungen abführt. So wie die Leidenschaft, ihr Ausgang mag glücklich oder unglücklich seyn, fast immer auf dem Theater vorgestellt wird, wirkt sie nicht dahin, einer beträchtlichen Zahl der für lebhafte Darstellung und dichterische Schönheit empfänglichen Menschen einen Abscheu gegen die Leidenschaft an sich, oder gegen das Uebermaaß derselben zu ertheilen; sondern das dichterische Bild der Leidenschaft macht den Eindruck auf diese Gemüther, daß sie sich heimlich eine solche Spannung der Seele, einen solchen Zustand, der sie über die Langeweile des gewöhnlichen Erdelebens wegsetzt, der ihnen das volle Gefühl ihrer Kraft, das Bewußtseyn ihrer Stärke in einem poetischen Schwunge gibt, im Herzen wünschen. Freylich werden die bessern unter diesen Anfangs nur edle Leidenschaften, große Charaktere, aus diesem Gesichtspunkte betrachten. Allein da eigentlich es nur das Bild der Leidenschaft ist, was den tiefen Eindruck erweckt, den hohen Reiz erhält, so ist der Uebergang von der Bewunderung, dem Bestreben, durch eine Leidenschaft von der Art auf diese Weise erfüllt zu

seyn, zu andern minder edeln, ja an sich schon sehr sträflichen Leidenschaften sehr leicht. Der eigentliche moralische Zweck des Dichters, wenn er ja einen hatte, geht verloren; aber nicht der hinreissende Eindruck, den sein glühendes Bild nachließ.

Vielleicht ist in unserm neuen Theater Schillers König Philipp der einzige sehr leidenschaftliche Charakter, der eine sehr große Wirkung thut, ohne daß er den angegebenen Eindruck erzeugte. Die meisterhafte Darstellung des stolzen, argwöhnischen, abgemessenen Tyrannen, das Gedämpfte, was sein Alter und das Gefühl seiner Würde in seine Aeußerungen legt, arbeitet dagegen. — Die niedrigen kalten Bösewichter bringen sonst gewöhnlich allein die nachtheilige unmoralische Wirkung nicht hervor. Shakespear's Jago wird Niemanden verderben, auch nicht Marinelli; aber daß dieser so oft die Scene füllt, das trägt dazu bey, der Emilia etwas Kaltes zu geben, so bewundrungswürdig schön sonst der Charakter gezeichnet ist. Sein Vorbild, Narcisse in Racinens Brittanicus, war weit mehr im Hintergrunde gehalten. Die gemeinen, ja selbst die kalten Bösewichter sind unschädlich, allein sie hindern den tragischen Effekt, sie machen eine widrige Wirkung, wenn sie zu sehr, zu oft auf dem Vorgrund erscheinen.

Und was sind es denn für Leidenschaften, die gewöhnlich dargestellt werden, die irgend einen großen Eindruck auf dem Theater machen können? Titus, der seine Leidenschaft aus Liebe zu seinem Volke besiegt, wird uns in jeder Berenice kalt lassen. Aus Cato's Patriotismus und großen Anhänglichkeit an der alten Verfassung seines Staats wird auch ein Anderer, wie Addison, schwerlich ein herzergreifendes Trauerspiel verfertigen. Posa's Philanthropie rührt nicht. Alle Handlungen, die zum Besten des Menschengeschlechts, zum Besten einer moralischen Person geschehen, bringen auf uns keine starke Wirkung mehr hervor. Daher müssen uns die politischen Trauerspiele, troz aller einzelnen Schönheiten, frostig erscheinen. Selbst wenn wir alle Leidenschaften, die auf das Ganze gehen, verbannt haben, wird doch der Charakter, der seine sträfliche Leidenschaft zum Besten der Tugend besiegt, nicht dadurch einen großen Effekt erwecken. Aus der Geschichte von Scipio's Enthaltsamkeit hat noch kein Dichter eine Tragödie gebildet. Der Kampf der Tugend mit der Begierde könnte vielleicht eine interessante Scene geben; aber der Charakter, der gewöhnt ist sich zu beherrschen, der tugendhafte Mann, bietet höchst selten an sich einen sehr interessanten Charakter für das Theater dar. Der so trefflich geschilderte und gehaltene Charakter des Patriarchen, in Unzers

Diego und Leonora, wird freylich einige Kenner entzücken, aber den großen Haufen nicht. Carlos und Posa's leidenschaftliche Freundschaft wird die Herzen auf das stärkste bewegen: allein wie viele Theaterstücke haben wir denn, in welchen eine wirklich erhabene Leidenschaft so behandelt wäre?

In den meisten Trauerspielen ist die Liebe der Hauptgegenstand der Handlung, wenn gleich die liebenden Personen nicht allemal die ersten Rollen des Stücks sind. Schon daß diese Leidenschaft so sehr ausschließend meistens der Handlung zum Grunde liegt, hat sehr viel Nachtheiliges. Denn es ist selten die Liebe des Mannes zu seinem treuen bewährten Weibe, die jedes empfindende Herz mit Theilnahme und Ehrfurcht erfüllen muß. Es ist die blinde Leidenschaft, deren gut getroffene Wahl wir dem Dichter auf sein Wort glauben müssen. Die Eitelkeit des andern Geschlechts wird durch den gewöhnlichen Stoff der tragischen Dichtungen nicht wenig erhöht, und das unsrige lernt auch daraus, daß eine solche Leidenschaft etwas recht Hohes sey. Selbst der Prinz in der Emilia, dieser Wollüstling, der nur begehrt, gefällt, interessirt. Die Mädchen sagen es sich recht gut, daß Emilie so etwas von Liebe für ihn empfindet. Die meisten würden sich an Emiliens Stelle ihre Liebe für einen jungen, schönen, feurigen, drei-

sten Prinzen noch deutlicher haben merken lassen; denn wie kann der brave Appiani gegen ihn etwas wirken? Auch theilen sie nicht die große Abneigung Emiliens gegen das Haus der Grimaldi. Die Empfindungen, die Lessing seinem jungen liebenswürdigen Mädchen beylegt, sind wahr, sind sogar aus der recht schönen Natur; aber die Wirkung, die sie bey Andern hervorbringen, dienen nicht zur Unterstützung des moralischen Gefühls, der Abneigung gegen angenehme, lebhafte, sinnliche Verführer.

Emiliens heimliche Neigung zum Prinzen wird dem schönen Geschlechte nicht misfallen; aber wohl, daß der Tempelherr nicht Recha's Engel seyn soll, daß Beyde Bruder und Schwester sind. Wenn je „Nathan der Weise" aufgeführt ward: einen großen Effekt hat das Stück sicher nicht hervorgebracht. Der vernünftige edle Mann hat darin die Hauptrolle.

Nehmt mehrere der besten Stücke des größten tragischen Dichters der Neuern, nehmt Shakespear's Romeo und Juliette, Othello, Makbeth u. s. w., und gebet Acht auf die Stimmung, in welche sie euch versetzen. Wird euch das unglückliche Schicksal der beyden Liebenden im Romeo, — ihr, denen ein jugendliches, zärtliches, liebevolles Herz zu Theil ward, von einer nicht durch eure Eltern, nicht durch die Umstände gebilligten heftigen Leiden-

schaft zurückführen oder davor bewahren? Grade das Gegentheil: eure Empfindungen, eure Leidenschaften werden die größte Nahrung aus der schönen dichterischen Darstellung schöpfen. Mag gleich der schwarzgalligte Eifersüchtige, in dessen Innerm der fürchterlichste Argwohn kocht und gährt, bey einzelnen Fällen, wo Othello hintergangen wird, vor seiner Leidenschaft erschrecken; — das wird zur Dämpfung seiner Leidenschaft wenig helfen. Er wird sich bald sagen, daß die Umstände anders sind, daß seine Frau keine Desdemona sey, daß er keinen Jago neben sich habe. Des Jago's, der in ihm nagt, wird er nicht achten; seine Leidenschaft wird Gift aus der Leidenschaft des Othello, aus der schrecklich schönen Darstellung des Tumults der Seele, der Höllenqual dieses Gepeinigten saugen. Makbeth selbst ist zu sehr Werkzeug, wird zu sehr von Andern zum Morde, zu dem Griffe nach der Krone verleitet, als daß er einen nachtheiligen Eindruck zurücklassen sollte. Dagegen interessirt sein Charakter im Allgemeinen auch nicht. Aber dem Sie-Teufel, der Frau, wird man eine gewisse Bewunderung ihrer fürchterlichen Größe nicht versagen, die selbst die erschütternde Darstellung ihres Wahnsinns nicht sehr vermindert. Zu einem Königsmorde wird freylich die Darstellung von Lady Makbeth, wenn sie auch noch so oft in der Seele erneuert wird, nicht

verführen, nicht reizen. Dazu gehören, Gott Lob! ganz andere, so selten zusammentreffende Umstände und Menschen; allein die schöne dichterische Zeichnung des wüthenden Triebes nach Herrschsucht wird in dem Busen derer, die diesen Trieb empfinden, ihn wenigstens nicht vermindern, keinen recht lebhaften Abscheu erregen. Wer keinen Hang zur Liebe, zur Eifersucht, zur hohen Herrschsucht hegt, der mag beym Romeo, beym Othello, beym Makbeth treffende, richtige Bemerkungen anstellen, sich Lehren abziehen. Nur in den Jahren, wo Leidenschaften den Menschen stark treiben, den Menschen, den grade diese Leidenschaften beherrschen, da und für diesen wird die poetische lebendige Schilderung der Leidenschaft kein Gegengift seyn.

Was Shakespear betrifft, so ist er im Ganzen kein Dichter für Weiber; sein Romeo und Juliette ausgenommen. Einzelne Stellen in seinen übrigen Stücken werden auch die Weiber hinreißen; aber das Große, Rauhe in seinen Charakteren, in seinem Ausdrucke, die Wahl der Charaktere, die Beymischung des Komischen, oft niedrig Komischen, seine Witzeleyen, seine Wortspiele, das alles macht einzeln oder zusammen, daß er, außer England, wohl nur der wahre Lieblingsdichter sehr weniger Weiber werden kann.

Ist die Darstellung des wilden Tobens, der an Raserey gränzenden Wuth in Klingers Guelfo dazu geeignet das fürchterliche Brausen der ungestümsten Leidenschaften zu mildern? Gewiß nicht; wenn gleich die Charaktere, auf die Guelfo schädlich wirkt, zu den nicht gewöhnlichen Erscheinungen gehören. Daß Karl Moor und seine Spießgesellen in Schillers Räubern auf rohe jugendliche Gemüther einen sehr nachtheiligen Eindruck hervorbrachten, ist zu oft gesagt, und zu wahrscheinlich, um bezweifelt zu werden.

Selbst den schwachen Charakteren, dem wankenden Rohre, kann die schöne dichterische Darstellung einen Reiz beylegen, der grade am verführerischsten seyn muß, weil die Anzahl der Weichlinge, die keinem Eindrucke widerstehen, den großen Haufen ausmacht. Weislingen, Clavigo, Fernando in der Stella: was sind sie anders, als schwache elende Menschen mit einzelnen guten Gefühlen, denen sie nur in Augenblicken folgen? Solche Geschöpfe dichterisch interessant zu machen, dazu ist freylich nur ein Meister in der Kunst im Stande; aber verschwendet ist am Ende diese Kunst an ihnen, denn einen bleibenden, recht hohen Grad des tragischen Interesses erwecken sie doch nicht: selbst der so äußerst schön geschilderte Weislingen thut das nicht. Dieses Interesse ziehe nur ein entschiedener Charakter auf sich. Allein

von der moralischen Seite betrachtet, ist ihre Einwirkung, zumal in der Periode, wo die Stücke, in welchen sie auftreten, neu sind, also lebhafter wirken, dennoch sehr schädlich. Das poetisch Schöne, was der große Dichter in diese Darstellungen legte, verschlimmert die übeln Neigungen des wankelmüthigen, schwachen, begierdungsvollen Haufens, dient ihm zur Beschönigung seiner Gesinnungen und Handlungen. Göthe hat wahrscheinlich das alles längst selbst gefühlt, denn in seinen letzten größern Arbeiten für das Theater, in seiner bewundrungswürdigen Iphigenie, ganz in dem Geschmacke der Griechen gedichtet, kömmt kein schwankender Charakter, dem er Reize verleihet und ihn interessant zu machen sucht, vor: und der so meisterhaft gemalte, durch die Sprache des Stücks so schön geschmückte Tasso hinterläßt einen so widerwärtigen Eindruck, daß der moralische Sinn des Lesers wohl schwerlich durch diese Schilderung verschlechtert werden kann.

In unsern besten Trauerspielen ist es fast allein auf eine recht starke Erschütterung der Seele, auf die möglichst größte Erhöhung des Empfindungsvermögens, auf den höchsten Grad der Erhitzung der Einbildungskraft angelegt. Die Leidenschaften sollen durch sie nur in Bewegung gesetzt werden; gleichviel welche Leidenschaften, gleichviel zu welchem Zwecke.

Die Vernunft siegt selten oder nie; und wenn sie siegt, so thut sie es am Ende des fünften Acts, in einigen Zeilen, auf eine Weise, daß es besser wäre, sie siegte gar nicht, da die frostige Moral auf den glühendheißen Zuschauer oder Leser nur einen Effekt hervorbringt, der die große Schwäche des Eindrucks der Moral gegen die schöne dichterische Darstellung der Leidenschaft bezeugt.

Zweckt das Theater aber nur vorzüglich auf eine Erregung der Leidenschaften überhaupt ab, wie ich glaube dargethan zu haben, so kann es unmöglich eine eigentliche Schule der Sitten seyn.

Welche Folge, wird man lebhaft fragen, soll nun aus alle dem Gesagten gezogen werden? Sollen wir kein Theater haben, da nach dem Vorgetragenen die Nachtheile so gut wie unvermeidlich scheinen; oder werden wir uns mit kalten moralischen Reden, Sittensprüchen, Darstellungen personificirter Vollkommenheiten, die nichts Menschliches als den Namen tragen, begnügen müssen, also nur ein Theater erhalten, das einschläfernder wie die langweiligste Predigt ist? — — Nichts von allem dem.

Daß alle die gerügten Nachtheile dem Theater nicht überhaupt wesentlich ankleben, davon zeugt das Theater der Griechen. In dem griechischen Drama ist es lange nicht so auf die Erweckung der stürmischen Leidenschaften,

ten, auf die verführerische Darstellung schädlich-wirkender Charaktere angesehen, als in dem unsrigen, und doch sind wahrlich die griechischen vorzüglichen Tragödien nicht frostig. Sie geben den für ihre Schönheiten empfänglichen Seelen das Gefühl einer tiefen, aber erhabenen Trauer, wenn gleich die Bösewichter, die Tyrannen, in ihnen gewöhnlich mehr im Hintergrunde, als bey uns, gehalten sind. Doch von dem griechischen Drama kann hier nicht weitläuftig die Rede seyn. Den schönsten neueren Dichtungen in diesem Geschmacke wird man es ansehen, daß der Dichter in einem fremden Geschmacke hat dichten wollen. Unser Geschmack ist nicht der Geschmack der Griechen. Unsere Menschen wollen stärker, wollen auf eine andere Weise bewegt werden.

In dieser Lage der Sachen bleibt nichts anders übrig, als zu untersuchen: welche Vortheile gewährt das neuere Theater? Was sind seine Nachtheile, und wie läßt sich diesen entgehen?

Der Ausdruck dichterischer Gefühle, der in keiner Gattung der Dichtung so lebendig, so stark als in den Darstellungen des tragischen Theaters wirkt, erhebt die Seele des für den Ausdruck solcher Gefühle empfänglichen Zuschauers oder Lesers. Unter denen, die sich dadurch erhoben fühlen, kann es viele schlechte Menschen, viele solche geben, bey denen die so

geweckten Empfindungen nicht vortheilhaft auf ihren Charakter, ihre Handlungen wirken, die, wenn gleich ihre Augen in Thränen zerfließen, ihre Seelen die höchsten Exaltationen empfinden, doch keine wahre daurende Verbesserung ihres moralischen Charakters weder verspüren noch bezwecken. Sie wollen blos eine angenehme Bewegung und Erschütterung der Seele durch dichterische Schönheit erhalten. Das Gefühl für ästhetische Schönheit ist nicht ganz selten von dem der moralischen Schönheit getrennt; und wenn sie sich auch vereinigt finden: wie weit ist noch der Weg von dem moralischen Gefühle, das nur in einzelnen Augenblicken lebhaft wird, aber keinen oder einen sehr geringen Einfluß auf den Charakter äussert, diesen von der Sinnlichkeit, dem Leichtsinne oder den mehr gehässigen Leidenschaften des Neides, des Egoismus beherrschen läßt, zu demjenigen veredelten Charakter, der entweder von der Natur nur eine geringe Masse eines bösen widerstrebenden Stoffes empfing, oder durch seine Kraft die schädlichen Neigungen unterdrückte und zu zügeln wußte?

Wer aber irgend ein Gefühl für Größe, Schönheit in sich empfindet, sich dabey hütet, der Begierde nach dem Zustande einer dichterischen Exaltation sich nicht zu sehr zu überlassen, der wird durch die schönen Empfindungen der Dichter, in die schönsten Verse oder Worte ge-

kleidet, eine Belebung und Erhöhung des Muthes zur Vollbringung des Guten, eine gewisse Erhabenheit der Seele in sich gewahr werden, die ihn mehr aufgelegt zu einer ruhigen Ergebung in sein nicht zu änderndes Schicksal machen, mit dazu wirken wird, ihn von kleinlichen niedrigen Handlungen zurück zu halten. Der für Thätigkeit in der wirklichen Welt geschaffene Mensch soll nicht in einer idealen Dichterwelt leben; aber er muß darin bekannt seyn, darin zurückkehren, um seine Seele von den Schlacken, dem niedrigen Schlamme des gewöhnlichen Erdelebens zu reinigen, bessere höhere Gesinnungen in sich aus dieser idealen Welt in das tägliche, die Höhe des Geistes abstumpfende Leben überzutragen.

Unter denen, die diese wichtige Quelle der Selbstveredelung nicht kennen, gibt es ehrliche brave Menschen, auf deren Charakter man sich häufig im Allgemeinen weit sicherer, als auf diejenigen derer, die in dichterischen Darstellungen und Gefühlen schwelgen, verlassen kann. Aber die schönste Blüthe der Empfindungen, die Feinheit des Taktes wird man doch meistens bey solchen Menschen vermissen; die auch die wirkliche Welt nie recht kennen werden, weil ihnen die ideale Dichterwelt unbekannt ist, von der sich, wenn gleich nicht häufig, wenn gleich schwach, ein Abdruck in den Herzen

und Gesinnungen mancher wirklichen Menschen findet.

Außer dem großen ästhetischen Vergnügen, das uns die Dichter gewähren, können wir also auch einen hohen moralischen Nutzen von dem rechten Gebrauche der Meisterwerke der neueren Dichtkunst ziehen, und grade das Poetische, das Erhöhete, das nicht täglich Wahre wird es seyn, was in ihren Dichtungen uns diesen Vortheil gewährt. Der Mangel dieser Eigenschaften ist es, welcher der großen Anzahl unsrer Dramen und Familien-Scenen so sehr alle Einwirkung benimmt. Durch die Vorstellung unsers häuslichen Jammers und Noth, — ich bediene mich Schillers Worte, — den wir auf der Bühne wieder finden, durch die Schilderung unsrer erbärmlichen Natur können wir wohl gequält werden; aber da in der Zeichnung und Darstellung der Charaktere und Empfindungen so selten etwas dichterisch Schönes, Großes liegt, so treffen wir nichts, was den Menschen erhebt, in dieser Gattung von Schauspielen an, und von dem unmittelbaren moralischen Nutzen einer Fiction können sich treffende Beobachter unmöglich einen großen Effekt versprechen.

Ihr, die ihr den Werth der herzerhebenden Dichtkunst verkennet und verachtet, weil sie euch in eurem täglichen Treiben nach Beförderung, in dem ängstlichen Streben, bey den

Großen, in der Gesellschaft, allenthalben wohl gelitten zu seyn, nicht unmittelbar nutzt, wißt, daß derjenige, der seine Seele zu Zeiten an den Emanationen der hohen Geisteskraft großer schöpferischer Genies erwärmt und ergötzt, euren armseligen täglichen Maulwurfsgenuß weder beneidet, noch theilen möchte; daß er durch den rechten Gebrauch dieser herrlichen Stärkungsmittel seiner moralischen Gefühle ein weit unabhängigerer Mensch wird, daß er dadurch das entbehren lernt, was ihr so emsig und so oft vergebens sucht, die Gunst, mit der ihr nichts anzufangen wisset, um die ihr so häufig ängstlich auf Kosten eures Charakters buhlt.

Ihr lauft mit Tausenden, vom Schein, wie sie, betrogen,
Dem Blendwerk nach, das immer vor der Hand
Euch schwebte, immer im Ergreifen euch entschwand, —
Dem schimmernden Gespenst, das ewig Opfer heischet,
Und, gleich dem Stein der Narr'n, die Hoffnung ewig täuschet.

Die Bewegsamkeit eurer Eitelkeit hat so oft nicht einmal einen vernünftigen persönlichen Zweck, und wenn sie euch denn einm mehr Einnahme, die ihr nicht nothwendig braucht, mehr Gewicht, zu welchem euch die Kraft der Anwendung fehlt, verschafft: wisset ihr denn nicht, daß der Mensch nicht allein vom Brodte

lebt, daß der, welcher ohne Schaden seines moralischen Werths höhere geistige Bedürfnisse kennt, einen weit seligern Genuß, als ihr, empfindet?

Die Nachtheile, die viele schöne Werke der Dichtkunst durch zu große, zu häufige Erweckung der Leidenschaften überhaupt, oder an sich tadelswürdiger Leidenschaften, auf den Charakter hervorbringen werden, sind schon in dem Vorhergehenden angegeben. Von dem höchst Nachtheiligen des Genie-Unwesens haben wir in Deutschland manche und sehr auffallende Proben gesehen. Das stete Ringen nach starken Gefühlen und Spannung der Phantasie hat den groben Egoismus sehr vermehrt, die Rücksichten auf das wahre Glück Anderer äusserst vermindert, die Schonung der Schwachen verächtlich zu machen, aber das Niederwerfen dieser als große Thatkraft vorzustellen versucht. Das angebliche Genie hat sich und die Befriedigung seiner Leidenschaft ohne Scheu zum Zwecke aufgestellt, die größte Gleichgültigkeit gegen moralische Rücksichten in der Wahl der Mittel, aber zugleich eine entschiedene Vorliebe und Bewunderung für alle gewaltsame Schritte bewiesen, wodurch die heiligsten Bande zerrissen, die Gesetze mit Füßen getreten wurden, als vollgültige Proben der nur allein geschätzten Größe der Leidenschaft. Die innere Unruhe, das sogenannte Dürsten nach Kraft, nach Ge-

legenheiten, seine Kraft zu zeigen, die oft Folge der stürmischen Leidenschaft, aber noch weit mehr der brennenden juckenden Eitelkeit war, hat sich mancher Menschen bemächtigt, zur höchsten Beleidigung der Moralität, zu ihrem, zum Unglücke Anderer.

Hat das Genie-Unwesen gleich unter unserm Geschlechte viel Uebel verbreitet, sind die sogenannten männlichen Genie's nicht selten schlechte Menschen gewesen, so waren die Genie's unter den Weibern oft noch weit schlechter. Verlassen die Weiber einmal die ihnen von der Pflicht vorgezeichnete Bahn, so sinken sie meistens weit mehr wie die Männer, die fielen. Die Exaltationen des Geistes durch den unmäßigen Genuß derjenigen Schriften, die ausschließend oder vorzüglich die Einbildungskraft in Bewegung setzen, in denen alles auf die lebhafteste Darstellung, zur Erhitzung heftiger Leidenschaften angelegt ist, sind dem andern Geschlechte noch verderblicher, wie dem unsrigen. Die Weiber entbehren das Gegengewicht, das eine ausgebreitete Menschenkenntniß und große Thätigkeit für öffentliche Geschäfte den Männern noch häufig mittheilt. Die Eitelkeit mischt sich bey ihnen noch weit mehr in den Zustand der Exaltation, wenn sie einmal nach einem solchen streben, wie bey uns. Das Wort, das man einer berühmten Schriftstellerin beylegt, „Wenn ich nur die Wahl

zwischen der Schandbühne und der Vergessenheit hätte, so würde ich ohne Bedenken die erste wählen" drückt so ganz die Sinnesart dieser Weiber aus. Geistescoketterie, die auf fleischliche Coketterie entweder gewöhnlich folgt oder neben ihr bestehet, kömmt nur zu leicht bey diesen, durch das Uebermaaß des Genusses der Dichter genährten oder hervorgebrachten Schwärmereyen ins Spiel. In den Zeiten politischer Gährungen bestimmt die Geistescoketterie, verbunden mit einer sehr großen Eitelkeit, die Parthey, die der eccentrische Geist einer solchen Frau ergreifen wird. Die unglückliche Frau des Ministers Roland, die, bey manchen Talenten und guten Anlagen des Charakters, eine große Begierde sich auszuzeichnen, eine Rolle zu spielen, mit einer zum Theil daher entstehenden lebhaften Abneigung gegen die höheren Stände verband, deren Sünden ihre durch Poesie und politische Dichter exaltirte Phantasie sehr ins Schwarze malte, die zu ihrem Unglücke keinen Mann besaß, der sie beherrschen konnte, mag hier zum Beweise des Gesagten dienen.

Die Nachtheile des Uebermaaßes des Genusses dichterischer Darstellungen, welche die Leidenschaften zu sehr erhitzen, sind unverkennbar. Am auffallendsten zeigen sie sich bey sehr lebhaften reizbaren Nationen und einzelnen Menschen, die diese Eigenschaften besitzen.

In dem Gange der französischen Revolution sind so manche Auftritte vorgefallen, die weder so gewesen wären, noch die Wirkung, die sie hervorbrachten, hätten thun können, wenn nicht bey demjenigen Theil der Nation, der Anspruch auf einige Bildung machte, durch den häufigen Besuch des Theaters, durch das Lesen, die eigne öftere Beschäftigung mit dem Aufführen ihrer dramatischen Werke, die große Einwirkung von Allem, was einen theatralischen Anstrich hatte, vorbereitet worden wäre.

Die gerügten Nachtheile wirken natürlich am stärksten bey solchen Menschen, die eine große Regsamkeit der Empfindungen besitzen, folglich bey den nicht ganz trocknen, nicht ganz gewöhnlichen Weibern. Die Schriftstellerinnen, die ihren Geist ununterbrochen und am meisten mit den Darstellungen der Leidenschaften nähren, sind den übeln Wirkungen vorzüglich ausgesetzt. Selbst der zu häufige Genuß derjenigen Dichter, welche große stille Erhabenheit schildern, ohne den Tumult wilder Leidenschaften zu erregen, kann, besonders bey Weibern, von einer andern Seite sehr nachtheilige Folgen hervorbringen, ihr Gemüth mit einem steifen zurückstoßenden Stolze, mit einer Kälte gegen die Alltagsmenschen anfüllen; und wehe dann den nächsten Wesen, die sie umgeben,

wenn, wie oft genug der Fall seyn wird, diese zu den Alltagsmenschen gehören! Geht dieser kalte Stolz auch nicht in offenbare Verachtung der nicht so hoch aufgeschrobenen Geschöpfe über, so benimmt er doch gar zu oft den Weibern ihre Lieblichkeit, ihr gefälliges Wesen, den unwiderstehlichen Ausdruck der Gutmüthigkeit, kurz alle Reize der feinen Weiblichkeit, die zu ihrem, zu unserm Glücke ihnen so nothwendig sind, und welche kalte steife Erhabenheit, wenn sie auch auf wahren Empfindungen beruhen sollte, nie ersetzen kann.

Würde des Charakters soll ein jedes moralisches Wesen zu besitzen suchen; aber nicht hervordrängerisch, nicht in Kleinigkeiten in einem affektirten lächerlichen Aeußern diese Würde zeigen. Wie widrig pedantisch wird uns nicht schon der Mann, der die edeln Gesinnungen, von denen er belebt zu seyn vorgiebt, ob wir gleich häufig genug nicht sehen, daß er besser wie mancher andere bescheidene Sterbliche ist, in Gebehrden, Worten, Ton der Stimme stets an den Tag legen will, der uns die beschwerliche verunglückte Copie eines Grandison's, aber eines Grandison's, der das Gepräge eines behaglichen Bürgers einer kleinen Reichsstadt trägt, liefert! Bey dem andern Geschlechte sind solche Anmaaßun-

gen nun vollends unausstehlich. Das Bewußtseyn seines Werthes, das Gefühl seiner Würde muß sich bey dem Weibe stets unter den gefälligsten Formen zeigen.

So wie ich glaube, die Nachtheile eines übermäßigen Genusses dichterischer Darstellungen ohne Uebertreibung geschildert zu haben, so liegt doch in dem Gesagten schon dieses, daß nur von einem unmäßigen Genusse die Rede war, dessen Gränzen die Lage, Seelenkräfte und der Charakter jedes Einzelnen bestimmen. Kann schon die lebhafte Darstellung auch nur eines einzigen höchst leidenschaftlichen Charakters einen großen Tumult in dem Gemüthe eines reizbaren Zuschauers oder Lesers erregen; so sind doch gewiß die Fälle selten, wo ein sparsamer Genuß der Dichter, eine nicht zu häufige Besuchung der Theater, vielen Schaden angerichtet hätte. Für Einzelne kann, und im Uebermaaße wird alles schädlich werden. Zur richtigen Würderung der Dichter müssen wir nicht unterlassen, sowohl das Vergnügen, das sie uns gewähren, als die höheren Vortheile, die sie uns leisten können, mit in Rechnung zu bringen; aber gleichermaßen ist es Pflicht, auf die Nachtheile, die besonders aus ihrem unbeschränkten Genusse entstehen, aufmerksam zu machen, und dem Wahne, der

vor allem das Theater zu einer eigentlichen Sittenschule erheben will, entgegen zu arbeiten.

Was von dem tragischen Theater angeführt worden, leidet mehr und minder seine Anwendung auf andere Gattungen der Dichtkunst, vorzüglich dem Romane. Die sehr lebhafte Schilderung planvoller, angenehmer Bösewichter wirkt in den Romanen eben so schädlich, wie auf dem Theater, und, da in dem Roman mehr Raum zu einer ausführlichern Zeichnung vorhanden ist, nicht selten noch weit nachtheiliger. Ganz gegen die Absicht des moralischen Richardson's hat sein Lovelace die rege Eitelkeit junger Weltmänner, durch den Reiz mancher Eigenschaften des Verstandes dieses schändlichen Verführers der Unschuld und durch die Bewunderung, die gewöhnlich dem sehr planvollen, durch nichts von der Erreichung seiner Absichten zurück zu bringenden Charakter gezollt wird, nicht ganz selten entflammt. La Clos Valmont *) hat eben so oft ein Gleiches gethan; und wenn diese Schilderungen auch nicht das Unglück einer Clarisse, einer Tourvel nach sich zogen, so haben sie doch bey Menschen von einer gewissen Stimmung und in gewissen Lagen nicht den Abscheu erweckt,

*) Liaisons dangereuses.

nicht die Neigungen gebessert, wie dieses Richardson beabsichtigte; sondern sind zu dem Gegentheile sehr behülflich gewesen. Die unübertrefliche Darstellung von Werthers Empfindungen hat sicher nicht zur Beruhigung, zur Beherrschung ähnlicher Empfindungen in den Herzen seiner Leser gewirkt. In der Natur würde das wilde Feuer dieses Charakters, seine große Empfindlichkeit, die zuweilen durchblickt, das Verzärteln seiner Empfindungen, der Studententon, von dem wir da noch weit mehrere unangenehme Aeußerungen sehen müßten, uns kein sehr hohes Interesse abgewinnen. Wie sehr reißt uns nicht aber der unnachahmliche Dichter durch seine Darstellung hin! wie sehr blendet er uns in Beziehung auf die Fehler seines Helden, die der jugendliche Leser kaum gewahr werden wird, und die nur dem ältern, ruhigerm Manne ein unangenehmes Gefühl zurücklassen!

* *

Auf die Menschen beider Geschlechter, die früh und stets in der großen Welt leben, mag die lebhafte dichterische Darstellung der Leidenschaften, nach dem itzigen Ton der Zeiten, meistens sehr wenig gefährlich seyn. Aber die große Welt muß sich weder einbilden, daß sie

die einzige, noch die einzig interessante sey: die Menschen, die nicht hinein gehören, die nicht darin leben, gehören auch zum Reiche Gottes; und gerade denjenigen unter diesen, welche die meisten Anlagen besitzen, kann die poetische Schilderung der Leidenschaften leicht gefährlich werden. Für diese, und nicht für den gewöhnlichen Schlag der Alltagsmenschen, aus der großen Welt, sind diese Bemerkungen bestimmt.

XIII.

Vermischte Nachrichten.

Französische Litteratur.

Les Moeurs du Jour ou l'École des jeunes femmes, comédie en cinq actes et en vers, par Collin-Harleville, membre de l'institut national; réprésentée pour la première fois sur le théâtre français de la République, le 7. Thermidor an 8. Paris. 122 S. 8. Dieses Stück eines bekannten Verfassers ist sogleich bey seiner ersten Erscheinung mit großem Beyfall aufgenommen worden. Eine junge Frau, Sophie Dirval, lebt in Paris in einem sehr verderbten Zirkel, wo ihre Unschuld den größten Gefahren ausgesetzt ist. Ein treflicher Bruder und eine zärtliche, vorsichtige Freundin, noch mehr aber ihr eigner guter Charakter retten sie aus den Schlingen, die das Laster ihr legt, und sie vereinigt sich

am Ende mit ihrem Manne, dessen Achtung sie nicht unwerth geworden ist. Der Verfasser stellt die Thorheiten und Laster der Mode auf eine kräftige und gefällige Weise dar; die Charaktere treten bestimmt hervor; die Handlung bewegt sich lebhaft nach ihrem Ziele zu. Eine Scene, in welcher Formont, Sophiens Bruder, seiner Schwester einige gute Lehren gibt, mag zur Probe dienen:

Formont.

Es-tu seule un instant,
Je te vois entourée, assiégée, ... et pourtant
Je suis venu pour toi ... pour toi seule, ma chère.

Mad. Dirval.

J'ai bien eu du plaisir à vous revoir, mon frère.

Formont.

Ah! redis-moi ces mots, car j'en ai grand besoin.

Mad. Dirval.

Bon frère!

Formont.

Oui, je le suis; oui ma soeur, je suis bon
De vouloir te sevrer des plaisirs de ton âge.
Tu sais si je jouais ce fâcheux personnage
Pendant ces jours si beaux et si vîte écoulés.

Mad.

Mad. Dirval.

Ah! je me souviens bien du tems dont vous parlez.

Formont.

Nous passames ensemble un si charmant automne!
Comme heureux et content nous vivions tous les trois!
Le troisième, ma soeur, tu t'en souviens, je crois.

Mad. Dirval.

Le troisième? eh mais oui . . . Doutez vous . . .

Formont.

Non, Sophie,
Tu ne peux, j'en suis sûr, l'oublier de ta vie.

Mad. Dirval.

Jamais; . . c'est lui plutôt qui semble m'oublier.
Depuis un an. . .

Formont.

Lui? Tiens, je m'en vais parier
Que ses lettres, ma soeur, se seront égarées.
Sa tendresse, sa foi, j'en réponds, sont sacrées;
Tu sais comme il t'aimait, tu sais comme il pleurait
En te quittant! — Il souffre, il gémit en secret:

Tu ne peux l'accuser des malheurs de la
guerre;
Mais que sait-on? peut-être il ne tardera
guère.
Nous en parlions tantôt madame Euler et
moi;
Car cette dame a bien de l'amitié pour toi.

Mad. Dirval.

Ah! oui.

Formont.

J'en fais grand cas.

Mad. Dirval.

Elle est fort estimable;

Formont.

De ta société c'est bien la plus aimable.
A parler franchement, je vois d'un tout
autre oeil
Ton monsieur d'Héricourt, ta madame Ver-
feuil. . . .

Mad. Dirval.

Tous deux pour moi sont pleins d'égards,
de complaisance;
L'une a dans ses discours une grace, une
aisance. . . .

Formont.

Beaucoup d'aisance, oh oui.

Mad. Dirval.

L'autre est fêté, chéri.

Formont.

Ils ne te parleront jamais de ton mari.

Le Seau enlevé, poëme, suivi de poësies diverses: nouvelle édition corrigée. Paris, 1800. 12. Der Verf. dieser Uebersetzung oder Nachbildung der Secchia rapita, Creuzé, hat selbst nur eine geringe Meinung von dem Werthe seines Originals. Er hoffte es zu verbessern, und er hat in der That manches gefällige Detail, manche artige Anekdote hinzugefügt. Folgende Stelle aus dem Anfange des neunten Gesanges kann eine Idee von der Manier des Verfassers geben:

Ô que le rire est une bonne chose!

. . . .

Tous les mortels, hôtes de l'univers,
Sont agités et se livrent en proie
À des projets, à des chagrins divers;
Il laissent peu de place pour la joie.
C'est quand on rit pourtant qu'on est heureux;
Quand on connaît cet aimable délire,
Le bonheur seul se présente à nos yeux,
Et tout sourit à celui qui sait rire.

. . . .

Je le sais trop, et certes je conviens
Que la gaîté par fois est impossible.
Je suis fort loin de dire: Tout est bien;

Et ce qu'on voit n'est pas toujours risible.
Mais quelque fois sur un front nébuleux
De la tristesse un rien adoucit l'ombre,
Comme souvent en des jours orageux
Un clair rayon perce un nuage sombre.
La gaieté franche est, je crois, en tout temps
Un privilège heureux et réspectable;
Le rire doux, le rire véritable
Est exclusif pour les honnêtes gens.

Etéocle, Tragédie en cinq actes par G. Légouvé, membre de l'institut national; réprésentée sur le théâtre de la République, le 27. Vendémiaire an VIII. 88 S. 8. Der Vf. hat sich in der Anlage der Handlung vorzüglich an den Plan des Euripides in den Phönissen gehalten. Polynices belagert Theben, welches vom Eteokles tyrannisch beherrscht wird. Alle Bemühungen Jokastens und ihrer Töchter, ihn zur Erfüllung seines Vertrags mit Polynices zu bewegen, sind fruchtlos. Der letztere kömmt verkleidet nach Theben, sieht seine Mutter und verlangt, auf ihren Rath, eine Unterredung mit seinem Bruder. Diese bleibt fruchtlos. Es kömmt zu einer Schlacht, in welcher Oenomaus und Kapaneus, während sie im Zweykampf begriffen sind, vom Blitze getroffen werden. Diese Vorbedeutung gibt zu erkennen, daß die Götter beyde Theile haßen, und kündigt den Tod der beyden Brüder an. Eteokles bietet einen Zweykampf an, welchen Polynices unter der Bedingung annimmt, daß

Oedipus in Freyheit gesetzt werde. Dieser Greiß erscheint vor seinen Söhnen. Umsonst sucht Polynices ihn zu rühren; er verflucht beyde: aber Antigone bewegt ihn seinen Fluch zurück zu nehmen. Der Zweykampf erfolgt; Polynices siegt; aber er bereut diesen Sieg und bittet seinen sterbenden Bruder um Verzeihung. Dieser rafft seine letzten Kräfte zusammen und stößt sein Schwert dem Bruder in die Brust. — Diese Anlage ist ziemlich einfach, fast noch einfacher als die des Euripides; aber die Veränderungen, die der Plan des griechischen Dichters erlitten hat, können wir nicht gerade als Verbesserungen ansehn. Der Ausgang ist nach französischer Weise tragischer d. h. gräßlicher, aber keineswegs befriedigender als in dem griechischen Original. War denn der wechselseitige Brudermord noch nicht tragisch genug? warum mußte der Zorn noch mit Bosheit gepaart werden? Oedipus Flüche sind auch hier an der unrechten Stelle und werfen ein nachtheiliges Licht auf den Greiß, das uns die alten Tragiker erspart haben, indem sie uns dieselben als Ausbrüche der Leidenschaft und als eine vergangene Begebenheit zeigen. — Die Charaktere der beyden Brüder sind nach dem Muster des Euripides entworfen; beyde von Ehrgeiz beseelt; aber Eteokles roher und ungestümer, Polynices sanfter und nachgiebiger. Jener gesteht hier, wie in den

Phönissen, seinen heftigen Ehrzeiz ohne Bedenken ein (1. Akt. II. Sc.):

J'en ai (de l'ambition) sans doute, et j'en fais gloire;
C'est la vertu des coeurs formés pour la victoire.
Eh! quel homme, illustré par ces vaillantes mains,
Qui placent un guerrier au dessus des humains,
Peut vouloir, infidèle à sa haute fortune,
Rétomber sans éclat dans la foule commune?
Contemplez ces héros, ces mortels dont les autels
Partagent les tributs offerts aux immortels;
Ils ont tous, aux lauriers joignant le diadème,
Reposé leur valeur dans le pouvoir suprême.
Jupiter même, enfin, ce monarque des dieux,
A Saturne régnant dans l'empire des cieux,
Malgré le nom de fils, n'a-t-il pas fait la guerre,
Et, vainqueur, usurpé le sceptre du tonnere?
Des exemples si beaux peuvent bien s'imiter;
Et le trône appartient à qui sait y monter.

In einem kräftigen Contraste zeigen sich die Charaktere beyder Brüder in der Unterredung, welche ihre Aussöhnung bewirken soll, und ihren Groll vermehrt:

Polinice.

'Ecoute-moi;
Ton frère hésite encore à s'armer contre toi.

Quand, des Dieux ennemis redoutant la vengeance,
Un père infortuné nous donna sa puissance,
Ne convinmes nous pas, réponds-moi sans détour,
Que nous serions un an monarques tour-à-tour?

Etéocle.

Oui.

Polinice.

Nés le même jour, des ans dans ce partage
Etéocle sur moi n'avait pas l'avantage.
Je pouvais le prémier gouverner comme toi:
N'ai-je pas consenti qu'on te vit d'abord roi?
Réponds.

Etéocle.

Sans doute.

Polinice.

Enfin, aux yeux de Thèbes entière,
Ne m' as-tu pas juré par tout ce qu'on révère,
Par Jupiter surtout, de nos traités garant,
Que le terme expiré tu me rendrais mon rang?
Ne l'as-tu pas juré? Réponds.

Etéocle.

Je le confesse.

Polinice.

Pourquoi donc oses-tu violer ta promesse?
Par tes propres aveux n'es-tu pas confondus?

Pourquoi le sceptre enfin ne m'est-il pas rendu?

Etéocle.

Le sceptre? Ne crois pas que l'on puisse le rendre.
Tu saurais, si ta main pouvait un jour le prendre,
Qu'ébloui de l'éclat dont il doit revêtir,
Une fois sur le trône, on n'en veut plus sortir;
Que pour s'y conserver, on fait tout entreprendre,
Et qu'on aime encore mieux en tomber qu'en descendre.
Je n'en descendrai pas. — — —

Von demselben Verfasser, dem die tragische Bühne schon mehrere interessante Arbeiten verdankt, ist ein didaktisches Gedicht erschienen unter dem Titel:

Le Mérite des Femmes, poëme. An VIII. 92 S. 12. Der Dichter bestreitet die Misogynie Juvenals und Boileaus, die in ihren Satyren so viel böses von den Weibern gesagt haben. Er schildert ihre Reize, ihre Talente, ihre Tugenden. Bey den letztern verweilt er am längsten. Die Schilderung der Sorgen und Gefühle einer Mutter kommen zuerst an die Reihe. An ihrer Brust genährt, unter ihren Augen und durch ihre Zärt-

lichkeit gebildet, wächst das Kind herein. Die Zeit der ersten Liebe tritt ein:

Tu fuis, saison paisible, âge rempli de charmes,
Pour faire place au temps où l'homme chaque jour
Sort du sommeil des sens, et s'éveille à l'amour.
Déja son front se peint d'une rougeur timide;
Dans son regard plus vif brille une flamme humide;
Son coeur s'enfle et gémit; de ses soupirs troublé
Tout son sein se soulève et retombe accablé;
Dans ses veines en feu son sang se précipite;
Son sommeil le fatigue et son réveil l'agite:
Il s'élance inquiet, avide, impétueux;
Il promène au hasard ses voeux tumultueux;
Il poursuit, il appelle un bonheur qu'il ignore:
De qui le tiendra-t-il? C'est d'une femme encore!
Une femme, en secret, lui rendant ses soupirs,
Rêveuse s'abandonne à ses vagues desirs.
O première faveur d'une première amante!
Dès que sur l'incarnat d'une bouche charmante
Il a bû des baisers le nectar inconnu;
Dès qu'un autre succès, par degrès obtenu,
L'a conduit dans les bras de sa belle maitresse,
De surprise en surprise au comble de l'ivresse,
Comme un aveugle à qui l'art rendrait la clarté,
Dans un autre univers il se croit transporté;
Il ne se connait plus, il palpite, il soupire;
Il se sent étonné du charme qu'il respire:

L'ivresse de ses sens a passé dans son coeur;
Il nage dans un air tout chargé de bonheur.

Eine der schönsten Stellen dieses Gedichts ist die bekannte Geschichte der Mlle. de Sombreuil, die ihren Vater den Septembrisirern entreißt. Sie ist mit Feuer und einer hinreissenden Beredsamkeit erzählt. Dem Gedichte angehängt ist eine Anzahl interessanter Anmerkungen, welche größtentheils Züge von dem Muthe edler Weiber in den Zeiten des Terrorismus enthalten.

Vie de Garrick, suivie de deux lettres de Mr. Noverre à Voltaire sur ce célèbre acteur, et de l'histoire abrégée du théâtre anglais, depuis son origine jusqu'à la fin du 18. siécle. Paris, chez le successeur du cit. Michel. I. Vol. in 12. 324 S. Eine wesentliche Zugabe dieser Biographie des englischen Roscius sind die Briefe von Noverre, die sich durch den treflichen Vortrag, ein feines, reichhaltiges Gemälde Garricks und mehrere anziehende Anekdoten von seinem Aufenthalte in Frankreich empfehlen. Jedermann weiß, daß G. mit Preville's Vorstellung eines Betrunkenen nicht ganz zufrieden war und vorzüglich seine Füße nicht betrunken genug fand. Hier wird dieser Vorfall in seinem ganzen Zusammenhang erzählt. „Die beyden Schauspieler, heißt es, waren zusammen auf das Land gereist.

Indem sie vergnügt ihres Wegs ritten, von Witz und Fröhlichkeit begleitet, hatte Preville den Einfall, einem Betrunkenen nachzuahmen. Garrick lobte ihn, setzte aber hinzu: Sie haben doch einen Umstand vergessen, der für die Wahrheit der Darstellung eines Betrunkenen sehr wesentlich ist. — Und das wäre? erwiederte Preville — Sie haben vergessen, ihre Beine trinken zu lassen. Wenn Sie erlauben, will ich Ihnen jetzt einen Engländer zeigen, der sich, nach einer guten Mahlzeit an der Wirthstafel und einigen funfzig eingenommenen Gläsern, auf's Pferd setzt, um aus der Stadt auf sein benachbartes Landhaus zu reiten. Niemand als sein Jokey begleitet ihn, der ohngefähr in eben den Umständen ist wie sein Herr. Nun sehn Sie, wie sich seine Betrunkenheit in ihren verschiedenen Abstufungen zeigt. Er ist kaum zum Thore hinaus, so dreht sich die ganze Welt um ihn. Er ruft seinem Jokey zu: Williams, ich bin die Sonne, die Erde dreht sich um mich her. Einen Augenblick darauf steigt seine Trunkenheit höher. Er verliehrt den Hut und die Steigbügel, setzt sein Pferd in Galopp, peitscht und spornt es, zerbricht die Peitsche, verliehrt die Handschuh, und kömmt so an die Mauern seines Parks, wo er das Thor verfehlt und durchaus mit dem Pferde über die Mauer will. Das Thier widersetzt und bäumt sich, und wirft endlich seinen

Herrn ab." Nach dieser Beschreibung fing Garrick sein Spiel an, und ging allmählig durch alle Stufen der Betrunkenheit hindurch. Endlich fiel er vom Pferde, und die Wahrheit, mit welcher er seine Rolle spielte, war so groß, daß Preville einen lauten Schrey ausstieß. Garrick lag unbeweglich auf der Erde, und antwortete mit keiner Sylbe auf die Fragen seines Freundes. Dieser gerieth allmählig in die lebhafteste Besorgniß; er stieg ab und riß mit vieler Mühe den Kopf seines Freundes von der Erde auf und fragte ihn mit dem zärtlichen Tone der freundschaftlichsten Unruhe: ob er sich Schaden gethan hätte? Jetzt öfnet Garrick ein Auge, aber nur zur Hälfte und fragt mit der Stimme eines Betrunkenen: Bringst du mir ein Glaß Rum? — Steht dann auf, lacht und umarmt seinen Freund. Dieser ruft außer sich vor Bewunderung: „Erlauben Sie, daß der Schüler seinen Meister umarme, und ihm für die große Lection danke, die er ihm gegeben hat."

Épitre à Jacques Delille; par Pierre Daru, suivie de notes, à Paris, chez Ch. Pougens. 26 S. 8. Der Vf. dieses poetischen Sendschreibens von ohngefähr 350 Versen, ladet im Namen des franz. Parnasses den Verfasser der Géorgiques françaises in sein Vaterland ein. Aufrichtige Bewunderung dieses Dichters

verbindet sich hier mit der Achtung der Wahrheit; Ernst mit Urbanität; Styl und Versification zeigen einen glücklichen Nachahmer Delilles. Der Eingang der Epistel ist voll Anmuth:

Toi, qui nous fais aimer, par tes accords touchans,
L'étude, les beaux vers, les vertus et les champs;
Toi qui vis tout un peuple, ivre de son Orphée,
Suivre en foule ta voix, et parer ton trophée;
Infidèle aux honneurs qui t'attendaient encor,
Tu fuis devant ta gloire, et vas au fond du Nord,
De rois en rois, errant où ton chagrin t'exile,
Porter la lyre d'or que te lègua Virgile.

Quelle erreur te retient loin de ces bords charmans?
L'homme actif, inquiet, au matin de ses ans,
Veut chercher le bonheur jusqu'aux bornes du Monde;
Mais, le soir, revenu d'une erreur vagabonde,
Il sent d'autres besoins, regagne son hameau,
Et vient marquer sa tombe auprès de son berceau.
Ces beaux lieux que tu fuis sont ceux qui t'inspirèrent.
Nos près, nos bois sont ceux où tes pas s'égarèrent,
Où Virgile apparut pour te dicter des vers;
Témoins de tes travaux, qu'ils te soient encor chers.

Toi qui peins tes transports, après vingt ans d'absence,
Quand tu révis les lieux où jouait ton enfance,
Est-il-vrai qu'aujourdhui tu crains d'en approcher?
Peut-on si bien les peindre, et ne pas les chercher?
C'est ici qu'à ta voix les Muses déscendirent;
C'est ici que souvent mille mains t'applaudirent,
Lorsque tes auditeurs pressées, muets, ravis,
Ecoutaient ces beaux vers, plus beaux quand tu les dis?

Der Verfasser versucht es hierauf, die französische Revolution in Delilles Augen zu rechtfertigen, indem er ihre Nothwendigkeit zeigt und zugleich die Verbrechen beklagt, die eine Folge derselben waren. Er erinnert ihn, wie sehr er vordem von derjenigen Klasse verachtet worden, mit der er jetzt gemeinschaftliche Sache zu machen scheine; und daß ihn niemand mehr bewundere, als eben die Franzosen, die man als Vandalen verschreye. Dieß gibt Gelegenheit zu einem Gemälde des gegenwärtigen Zustandes der Litteratur in Frankreich, mit denen er den Feinden seines Vaterlandes antwortet, die hier nichts als die tiefste Verderbniß der Sitten und des Geschmacks finden:

Venez le démentir, ombres de ces héros
Que retracent encor de si dignes pinceaux;

Vous que je nommerais, si ma voix inconnue
Aux lieux que vous charmez pouvait être entendue.
Venez, vous qui montrez, savans dans un autre art,
Les grâces de Destouche, ou l'esprit de Regnard;
Et vous qui dignement, aux fêtes de la gloire,
Enseignez aux clairons l'hymne de la victoire;
Vous tous qui proménez vos doigts harmonieux
Sur le luth, ou la lyre, ou les pipeaux joyeux.
Est-ce vous qu'on a vus parmi la troupe impie,
Qui, du grand Despréaux impuissante ennemie,
Osa lui contester, au sommet d'Hélicon,
La place, d'où son oeil menace encor Pradon?
Non, dans tous leurs efforts plus ou moins fortunées,
Vos muses ont suivi les lois qu'il a données:
Vous excitez les ris, vous arrachez des pleurs,
Sans jamais outrager ni Boileau, ni les moeurs;
Moins louables encor, pour des oeuvres si belles,
Que par votre respect pour nos sacrés modèles.
Elèves d'Apollon, de Zeuxis, venez tous,
Et montrez si les arts sont éteints parmi nous.
Viens voir, homme trompé, viens voir chez ces Vandales,
Du temple des guerriers les voûtes triomphales,
Le croissant de l'Arabe, et l'aigle sans honneurs,

Inclinés vers la terre où dorment leurs vainqueurs. — —

In folgender Stelle, in welcher der Verf. Delilles Talente rühmt, ahmt er ihn selbst in seinen poetischen tours de force glücklich nach:

Mais, pardonne, est-ce à moi de conseiller ta Muse?
Non, dans les traits badins, où ta plume s'amuse,
Je cherche bien plutôt ce qu'il faut applaudir,
Ce secret de tout peindre et de tout ennoblir;
Ce vers imitateur qui, doucement murmure,
Vif comme le ruisseau, frais comme la verdure,
Ou qui gronde tantôt comme le vaste mer,
Tantôt brille, pétille, et fuit comme l'éclair.

Les trois Fanatiques, Poëme philosophi-comique, en quatre chants, par Louis Lemerrier, à Paris, chez Renouard. 8. Die Handlung dieses kleinen, launigen, aber hier und da ziemlich nachläßig geschriebenen Gedichtes fällt in die Zeiten, wo die Christen einen Theil von Palästina besaßen. Die drey Fanatiker sind ein Derwisch, Namens Osman, der aus religiöser Schwärmerey den Commendanten der christlichen Besatzung von Edessa ermorden will; ein französischer Ritter, der aus Enthusiasmus für das Königthum einen republikanisch Gesinnten tödten will; und ein gewisser Grieche Misanaxon, einen enthusiastischen

Be-

Bewundrer des Harmodius und Aristogiton, der aus Liebe für die Freyheit einen eifrigen Vertheidiger des saracenischen Despotismus zu ermorden denkt. Das Lustige bey der Sache ist, daß diese drey Fanatiker auch die drey auserlesnen Schlachtopfer sind. Alle drey kennen sich und leben in freundschaftlichen Verbindungen; aber eben darein setzt der Fanatismus seinen Ruhm, Menschen, die sich gegenseitig achten, gegen einander zu wafnen. Um ihren Plan auszuführen, machen sie sich alle um die nämliche Zeit auf den Weg; keiner trift den andern, und dieser Zufall bringt sie zur Besonnenheit. Sie sehen die Abscheulichkeit ihrer Handlung ein, und da sie nach Hause zurück kehren wollen, finden sie einander auf einem freyen Platz, umarmen sich und gehen mit einander zu Tische. Diese Fabel wird durch eine allegorische Maschinerie unterstützt, die zu einigen glänzenden und anziehenden Gemälden Veranlassung gibt. Der Dichter schildert die Politik:

Qui de son art faisant partout l'essai,
Sur ses trois fronts, pleins de fourbe et d'audace,
A tous venans présente une autre face;
Qui ment sans honte et trompe en disant vrai.
Aux cours des Rois, au forum, aux conclaves,
Portant sur soi la dague et les poisons,
Elle commet meurtre et trahisons

Que les brigands, vil peuple des prisons,
N'osent ourdir dans les bois, dans les caves.
Et ce qu'en eux le gibet a puni,
Souvent en elle est beau, grand et béni.

Diese Göttin sucht den Fanatismus auf, der den Derwisch in der Gestalt der Religion, den Ritter unter der Maske der Monarchie, und den Griechischen unter der Gestalt der Freyheit erscheint. Die starken Reize der leztern entflammen den lebhaften Griechen so, daß er etwas gewaltthätig mit ihr umgeht; ein Fall, der ihr, wie der Dichter bemerkt, nicht selten begegnet:

chaque homme qui l'adore
Lui fait ce tour: en mille occasions
On la viole; et cela fait éclore
Postérité de constitutions,
Filles de bien, que l'on viole encore.

In der Beschreibung des Pallastes der Monarchie findet sich unter andern folgende pikante Stelle:

Soutien du trône où siège la déesse,
'A ses côtés est la vieille Noblesse,
Le nez au vent et le front orgueilleux,
Riche en beaux noms, grande par ses ayeux,
Car elle est née au sein de la prouesse.
Elle portait des habits façonnés
En parchemin titré et blasonnés.
Un de ses fils l'accompagnaient sans cesse,
Le Point-d'honneur, frère aîné du Duel,

Vengeant l'offense et le soufflet cruel,
Qui, sans lui seul, d'une aîle vagabonde,
Irait volant et claquant à la ronde.

Italienische Litteratur.

Τυρταιου ᾀσματα, J Cantici di Tirteo tradotti ed illustrati da Luigi Lamberti, à Paris et à Strasbourg, chez Treuttel et Würz. (1801.) 8. 64. S. Diese Uebersetzung enthält, außer den drey unter dem Namen des Tyrtäus erhaltnen Elegien, auch das dem Kaltinus zugehörige Bruchstück. Der Vf. folgt der Brunkischen Recension, nach welcher auch der Text hier abgedruckt ist. Die Uebersetzung, welche sich sehr genau an das Original anschmiegt, und Treue mit Eleganz vereinigt, ist in terza rima; einer Versart, deren sich die Italiener bey elegischen Gegenständen zu bedienen pflegen. Um den des Griechischen nicht genug kundigen Leser in den Stand zu setzen, die Treue der Uebersetzung zu beurtheilen, hat der Vf. eine wörtliche lateinische Uebersetzung beygefügt. Auch Anmerkungen begleiten das Werk. Wir setzen den Schluß der dritten Elegie zur Probe hierher:

E ſe, fra i primi pugnatòr, la cara
Anima ei perde, al padre e al natio albergo,
Fama provede glorioſa e cara.

E ſenza ſegno di ferita al tergo,
Per gran colpi nel petto è a morte addutto,
Pel paveſe trafitto e pel usbergo;

Per lui giovani e vecchi, in grave lutto,
S'angono; a lui gli ufficj ultimi rende
Pien d'acerbo deſire, il popol tutto.

Quindi la tomba ſua famoſa ſplende,
Sulla terra famoſi i figli, e inſieme
De' figli i figli e chi da lor dèſcende.

Nè il bel nome giammai, nè le ſupreme
Sue laudi perir vede, e ad infinita
Sorvive età, benche l'avello il preme,

Quei che recando alla ſua terra aita,
E pugnando pe' figli ardito e forte,
Per man di fero Marte eſce di vita.

Che ſe l'eterno ſonno della morte
A fuggir ei pervenga, e vincitore
Del conflitto la gloria alfin riporte,

Tutti l'ammiran, tutti fangli onore,
De tutte etadi, e mena intrà frequenti
Piacer ſua vita inſin all' ultim' ore,

E ſe attigne vecchiezza, infra ſue genti
Splende primier, nè v'ha chi oltraggio o danni
Oſi fargli con l'opre, o con gli accenti;

E i giovani, e chi ad esso é ugual negli anni,
E chi ha il crin più di lui già scemo e bianco,
Levansi al suo apparir dai proprj scanni.

Dunque ognuno col piè spedito e franco
Di cotanto virtude al colmo ascenda,
Nè mostri il braccio intimorito e stanco.
Ma all' imprese di guerra il core accenda.

Englische Litteratur.

The first Book of Lucretius Carus on the Nature of Things, in English Verse, with the Latin Text. London, 1799. 8. Während in Deutschland das Bestreben, unserer Muttersprache durch treue Nachbildungen der Alten immer mehr Kraft und Wohlklang zu verschaffen, immer neue Versuche den Lukrez zu übersetzen erzeugt, hat derselbe Dichter, durch ein sonderbares Zusammentreffen, auch in England mehr Bewundrer als je gefunden, und diese Bewunderung hat auch dort zu mehrern Uebersetzungsversuchen Veranlassung gegeben. Die gegenwärtige Probe soll das Urtheil des Publikums prüfen, und im Fall dieses günstig ausfällt, die Vorläuferin einer vollstän-

digen Uebersetzung des Lukrez seyn. Sie ist von dem lateinischen Texte begleitet, in welchem der ungenannte Vf. fast durchgängig der Haverkampischen Recension folgt, die er, ohne hinlängliche Ueberlegung, der Wakefieldischen vorzieht; auch verspricht er ausführliche, aus den besten Commentatoren gesammelte Anmerkungen, von denen aber hier keine Probe gegeben wird. Die Uebersetzung selbst ist in gereimten Versen, und dieser Umstand ist vielleicht schuld an dem Mangel an Kraft, den man hier an so vielen Stellen ungern bemerkt, und gerade in einer Uebers. dieses Dichters am wenigsten finden sollte. Bey einer Vergleichung derselben mit den Proben, welche Dr. Drake von der Uebersetzung seines Freundes Mr. Good in den Literary Hours Vol. I. gegeben hat, wird man leicht sehn, wie sehr der letztere dem Ungenannten in diesem Punkte überlegen ist. Wir wählen hierzu die Stelle, in welcher L. bey Gelegenheit des Empedokles von Sicilien spricht L. I. 717. ff.

Der Ungenannte.

The firſt of ſuch philoſophers as theſe
Was Agrigentum's boaſt, Empedocles;
Born on that isle, where, tow'ring to the ſkies,
From its three ſhores three promontories riſe;

Round which th' Jonian ſea with azure waves
Winds tortuous, mighty, and each confine laves;
While one ſmall ſtrait, foun'd of impetuous tides,
From its own coaſt the Latian realm divides:
See there Charybdis its vaſt whirlpool ſpread.
And Aetna there uplift its ſmoking head,
With murmurs deep it threatens to collect
Its brooding anger, and in flames eject;
From its black jaws to vomit forth the blaze,
And make heav'n's concave glitter with his rays.
Tho' much this land by ſtrangers is eſteem'd,
And worthy note from various cauſes deem'd;
Tho' various bleſſings to the clime belong,
And num'rous tribes its peopled ſurface throng;
Yet it held nought ſo ſacred, dear, admir'd,
As this fam'd man by wisdom's ſong inſpir'd,
Which, from his lips ſweet pour'd, ſuch ſecrets taught,
That ſcarce of mortal lineage he was thought.

Mr. Good.

Thus ſung Empedocles — in honeſt fame
Firſt of his ſect; whom Agrigentum bore
In cloud-capt Sicily. Its ſinuous ſhores
Th' Jonian main, with hoarſe, unwearied wave
Surrounds and ſprinkles with its briny dew:

And, from the fair Italian fields, divides
With narrow frith that ſpurns th' impetuous
surge.
Here vaſt Charybdis raves: here Etna rears
His infant thunders, his dread jaws unlocks,
And heav'n and earth, with fiery ruin
threats.
Here many a wonder, many a ſcene ſublime,
As on he journeys, checks the traveller's
ſteps;
And ſhews, at once, a land in harveſts rich,
And rich in ſages of illuſtrious fame.
But nought ſo wond'rous, ſo illuſtrious
nought,
So fair, ſo pure, ſo lovely can it boaſt,
Empedocles, as thou! whoſe ſong divine,
By all rehearſed, ſo clears each myſtic lore,
That ſcarce mankind believ'd thee born of
man!

The Transactions of the Royal Iriſh Academy. Vol. VI. In dieſem Bande der Transactionen ziehen folgende Artikel die Aufmerkſamkeit des Litterators auf ſich: Reflections on the Choice of Subjects for Tragedy among the Greek writers, by William Preſton. Esq. Der Vf. forſcht nach den Urſachen, warum der Inhalt aller noch vorhandenen griechiſchen Tragödien ſchrecklich iſt (of the horrible Kind) und findet ſie, unerwartet genug, in den wilden Sitten der Griechen, die, wie er behauptet, nur in ihrem Styl und ihrer Baukunſt Zierlichkeit und Delikateſſe gezeigt

haben. Daß ihre Bildhauer und Maler die edelste Ruhe und Grazie darstellten, setzt ihn nicht in Verlegenheit. „Die Malerey und Bildhauerkunst, sagt er, hat es vornehmlich mit der Darstellung des Körpers zu thun; die Geschichte und Poesie hingegen mit den Handlungen, Charakteren und Gesinnungen der Menschen. So wie nun in den Gemüthern der Griechen die Wildheit herrschte, so herrschte in ihrem Körper die Schönheit und Anmuth, und Griechenland war der eigentliche Sitz zierlicher Gestalten." Dieser Charakter der Wildheit, den der humane Irländer nun durchaus in der griech. Nation finden will, soll ihnen von den wilden Horden aufgeerbt worden seyn, die in Griechenland einwanderten u. s. w. An Essay on the Variations of English Prose, from the Revolution to the present time. By Thomas Wallace. Der Verf. dieser gekrönten Preißschrift verfolgt den Fortgang und die Ausbildung der englischen Prosa von ihrer ersten rohen und kunstlosen Gestalt an bis auf Johnson, dessen, vielleicht allzu gekünstelter Styl, eine so große Veränderung in der Kunst zu schreiben hervorgebracht hat. Von Addison, dem ersten Schöpfer ächter Prosa, heißt es hier unter andern: The forced metaphor, the dragging clause, the harsh cadence, and the abrupt close, are all of them strangers to the works of Addison. In the structure of

his ſentences, though we may ſometimes meet marks of negligence, yet we can ſeldom find the unity of a ſentence violated by ideas crowded together, on the ſenſe obſcured by an improper connection of clauſes. Though, like his predeceſſors, he frequently uſes two words to expreſs one idea, yet, in this inſtance, he is leſs faulty than they: and among the variations introduced by him, we muſt reckon a more ſtrict attention to the choice of words, and more preciſion in the uſe of them. — Of figurative language, Addiſon has always been acknowledged the moſt happy model. He was, indeed, the firſt of the Engliſh proſe writers who were equally excellent in the choice and in the management of their figures. Of thoſe who preceded him, it has been obſerved that they were frequently unhappy in both inſtances; that their metaphors either were ſuch as tended rather to degrade their ſubject than to give it dignity and elevation; or that, when they were well choſen, they were ſpoiled by the manner in which they were conducted, being detained under the pen until their ſpirit evaporated, or traced until the likeneſs vaniſhed. Addiſon avoided both faults: his metaphors are ſelected with care and taſte, or rather ſeem to ſpring ſpontaneouſly from the ſubject; they are

exhibited to the mind but for a moment, that they leading traits of similitude may be observed, while minute likenesses are disregarded, like those flashes of electric fire which often illumine a summer's night, they shed a vivid, though a transient, lustre over the scene, and please rather by the brightness with which they gild the prospect, than the accuracy with which they shew its beauties. — On the Poetical Character of Dr. Goldsmith. By the Rev. Archdeacon Burrowes. Diese Charakteristik eines allgemein beliebten, anmuthigen, aber oft nachläßigen Dichters scheint hin und wieder etwas zu ängstlich zu seyn.

The first and fourth Books of the Odes of Horace, translated into English Verse, 1799. 8. Betrachtet man diese Oden nur als Versuche, eine gegebene Reihe von Gedanken zu variiren und auf eine eigenthümliche Weise auszubilden, so kann man dieser Arbeit den Beyfall nicht durchaus versagen. Als Uebersetzung betrachtet, hat sie den Fehler aller gereimten Uebersetzungen, die eigenthümliche Manier des Dichters zu zerstören und seine Gedanken und Bilder auf eine unnütze Weise auszudehnen. Die IX. Ode, die wir zur Probe hierher setzen, hat am wenigsten von diesem Fehler, und doch wird man den Styl durchaus nicht horazisch finden:

See, Thaliarchus! clothed in ſnow,
Soracte riſes, white in air;
Keen froſt forbids the ſtream to flow,
And ſcarce the woods their plumy burden bear.

Haſte! cheer the piercing ſeaſon's cold,
Pile high with wood the blazing hearth;
Let gen'rous wine, four ſummers old,
Flame from the caſk, and crown the board with mirth.

To heav'n permit the reſt: whoſe will,
When wild winds war with wint'ry ſeas
Can lull them to a calm-ſo ſtill,
That not a murmur waves the trembling trees.

Inquire not of to-morrow's doom:
To-day account a certain gain:
While time yet ſpares thy youthful bloom,
Nor ſcorn ſweet love, nor ſhun the choral train.

By day let martial fields delight,
Where youth th' athletic conteſt prove;
And, through the ſilent hours of night,
Soft whiſper'd ſounds, and ſighs of murm'ring love.

The laugh, that, burſting from the ſhade,
Betrays the fair one's ſecret ſtand,
The love pledge from her arm convey'd
Or ſnatch'd, half-yielded, from her ſtruggling hand.

The Farmer's Boy: a Rural Poem, in four Books. By Robert Bloomfield. With Ornaments engraved in Wood by Anderson, 1800. 8. Der Vf. dieses Gedichtes ist ein Schumacher, welcher in seiner Jugend bey einem Landwirth in Diensten gestanden hat. Mit vieler Mühe und ununterbrochnem Eifer verschaffte er sich die nothwendigen Kenntnisse und schrieb seine ersten Verse in dem Winkel einer Werkstatt. Das gegenwärtige Gedicht, welches von dem Herausg. Mr. Capel Lofft hier und da verbessert worden, zeigt ein nicht gemeines Talent für die beschreibende Poesie. Es ist nach den Jahreszeiten in vier Bücher getheilt, ohne doch deshalb für eine Nachahmung von Thomson gelten zu können. Der Plan und die Absicht des Vfs ist in folgenden Zeilen enthalten:

O come, blest Spirit! whatsoe'er thou art,
Thou rushing warmth that hovers round my heart,
Sweet inmate, hail! thou source of sterling joy,
That poverty itself cannot destroy,
Be thou my Muse; and faithful still to me,
Retrace the paths of wild obscurity.
No deeds of arms my humble lines rehearse,
No Alpine wonders thunder through my verse,
The roaring cataract, the snow-topt hill,
Inspiring awe, till breath itself stands still:
Nature's sublimer scenes ne'er charm'd mine eyes,

Nor science led me through the boundless skies;
From meaner objects far my raptures flow:
O point these raptures! bid my bosom glow!
And lead my soul to ecstasies of praise
For all the blessings of my infant days!
Bear me through regions where gay Fancy dwells;
But mould to Truth's fair form what Memory tells.

Live, trifling incidents, and grace my song,
That to the humblest menial belong;
To him whose drudgery unheeded goes,
His joys unreckon'd as his cares or woes:
Though joys and cares in every path are sown,
And youthful minds have feelings of their own;
Quick springing sorrows, transient as the dew;
Delights from trifles, trifles ever new.
'Twas thus with Giles: meek, fatherless and poor,
Labour his portion, but he felt no more;
No stripes, no tyranny his steps pursued;
His life was constant, cheerful, servitude:
Strange to the world, he won a bashful look,
The fields his study, Nature was his book;
And, as revolving seasons chang'd the scene
From heat to cold, tempestuous to serene,
Though every scene still varied his employ,
Yet each new duty brought its share of joy.

The Summer's Eve: a Poem. By John Bidlake. 1800. 8. In dieser Rhap-

sodie zeigt sich der geübte Versificator in dem leichten und gefälligen Fluße der Rede: aber weder das Ganze, noch einzelne ausgezeichnete Stellen verrathen den Dichter.

The Hop-Garden, a Didactic Poem, By Luke Booker. LL. D. 8. Bald werden die Engländer ein ganzes System der Technologie in einer Reihe didaktischer Gedichte aufzuweisen haben! Und es ist nicht zum erstenmal, daß der Hopfenbau ein Gegenstand der englischen Muse geworden ist. In dem gegenwärtigen Werke ist indeß das eigentlich technologische nur oberflächlich behandelt, und mancherley moralischen Absichten der größre Platz eingeräumt. Es ist unmöglich, durch einzelne schöne Beschreibungen mit diesem doppelten Misbrauche der Poesie ausgesöhnt zu werden.

Aphono and Ethina including the Science of Ethics, founded on the Principles of Universal Science. A Poem in Three Cantos. By George Nason. Edinburgh, 1799. 118 S. 12. Auch hier ist die Poesie gemisbraucht, um die abstraktesten Gegenstände der Philosophie mit dem Pomp des poetischen Schmucks zu begleiten, mit welchem die Engländer ihre Gedichte zu beladen pflegen. Eine unbedeutende Geschichte dient zum Vehikel des Unterrichts. Folgende Stelle, enthält einen Hauptgedanken des versifizirenden Philosophen:

Ideas at birth
Exiſt; th'imperfect ſtate of thought declares
How few they are. Th'ideas receiv'd thro' ſenſe
Perfection ſouls; theſe wide with age augment,
And thro' eternal time new wisdom blooms.
Though various bodies ſwift the mind affect,
Some give it vigour, others make it ſad;
Although inflating perſons drown'd, to life
Recalls them; tho' the ſtate of madneſs chains
The ſoul convuls'd, impedes its thoughts to flow,
And memory's page obſcures; my ſoul perceives,
Amid thoſe myſteries deep, an endleſs ſtate;
For madneſs oft is cured; the mind becomes
As bright again as day, and every ſcene
On memory's page appears. I here conclude,
The ſoul its manſion ſlowly leaves; that on
The wing almoſt, ſhe ſtill may be recall'd;
I ſee the firſt form'd beings, not born, on leaves
Of roſes lay; complete their frames, I ſee
The hand divine around their craniums move;
Their three parts join; enshrine the ſouls to live
Around the brains, whoſe parts expos'd to ſhocks
Immenſe, concuſſion ſtrong would rouſe the mind
And wake its energies by pleaſure, pain;
It iſely wthen the means would ſeek to ſhun
Each cauſe of grief; the ſacred powers thus
Whould

Would bloom sublime, in search of all the means
That tend to joys which form its happiness.

The Enchanted Plants, Fables in Verse. 1800. 8. 93 S. Die Verfasserin, Mrs. Mentolieu, dichtet, daß ihr der Genius der Blumen erscheine und sie mit der Fähigkeit begabt, die Sprache der Blumen zu verstehen:

— from a pansy with surprize,
I saw a gradual mist arise,
And form a silvery cloud.
Forth from the glittering veil, behold,
In insect trappings, green and gold,
A fairy figure sprung,
Her wand a cowslip's stamen seem'd
And on her head like diamonds beam'd
A casque with dew drops hung.
Her silken pinions, as she flew,
Seemed by their seize and purple hue,
Spoils of the flow'r she left;
She soared aloft, and touched mine ear
While I half-pleased, half dead with fear,
Remained of speech bereft.

Dieser Dichtung zu folge läßt die Verfasserin die Blumen in zwey und zwanzig Fabeln sprechen, deren sich jede auf eine Leidenschaft oder einen besondern Zustand des Gemüths bezieht. Die Erfindungen sind größtentheils passend und die Versification durchaus harmonisch und zier-

lich. Die fünfte Fabel mag zur Probe dienen:

Feeling! by words ſo ill defined,
So lovely in an honeſt mind,
How art thou grown in Faſhion's ſchools
The maſk of vice, the cant of fools.

How oft impatience, temper's ſtorm,
For ſanction graps thy glowing form!
How Affectation, Beauty's ſhame,
And Weakneſs proſtitute thy name!

How oft by ſongs and novels taught,
They who ne'er knew one generous thought,
Their ſenſibilities reveal,
Sacred to ſuch as truly feel.

She who the orphan's tear neglects,
Flavia, the tragic Muſe affects,
In ſorrow with the heroine vies —
Does Flavia feel, becauſe ſhe cries?

And love-lorn nymphs whom vows deceive,
Unmoved their roof paternal leave,
Paſſion for ſentiment miſtake,
And doom a parent's heart to break.

My fancy wandering uncontrolled,
Once to the river's ſide I ſtrolled,
When to my mind theſe thoughts occurred,
Wakened by plaintive ſounds I heard.

The breeze was gentle as my theme,
And Cynthia mild as poet's dream,

And hushed was every leafy ſpray,
Save the ſad ſubject of my lay.

A willow bending o'er the flood,
Her leaves juſt ſtarting from the bud,
Like bird of night I heard complain
In moping melancholy ſtrain.

„Ah Nature, why when all is gay,
Or reſting from the toils of day,
Why is my waking ſoul the ſhrine
Of ſenſe ſo exquiſitely fine?

If but a ſun-beam ſtrikes too warm,
How faints my undulating form!
The moſt diſpirited of trees,
If hollow ſounds the evening breeze.

When cloudy yon blue vault appears,
Inſtant I droop diſſolved in tears;
If but a poplar frowns in ſcorn,
I ſorrow that I e'er was born."

While thus ſhe mourned, ſhe ſobbed aloud,
And to the ſtream her branches bowed;
I gazed; and ſtill ſhe wept and ſighed,
Yet ſeemed to feel a ſecret pride.

An alder by the plains awoke,
Thus in reproachful accents ſpoke,
„Why, willow, why theſe vigils keep,
And break the ſacred hour of ſleep?

„Why ſtill deem Nature's law perverſe,
Who make her choiceſt gifts a curſe?

Feeling, whose shrine thy tears profane,
Is not th' eternal nurse of pain.

„When rain and tempest rule the hours
How sympathize the plants and flowers?
The sun once more revives the plain,
They laugh with hope and joy again.

„Mark Pleasures fascinating wiles,
And beauty's heart-illumined smiles;
The eyes quick glancing rapture tells,
Unquestioned where the angel dwells.

„Where points the moon-beam, dost thou see
Near yon gray stone a lofty tree,
The cypress, mourner of the grove,
Placed by the hand of widowed love?

„His grief, his dignity he abers,
And dark and settled sorrow wears,
Affects no attitudes of woe,
And scorns one trivial tear should flow.

„The genuine anguish of the heart,
Nor tears, nor sobs, nor groans impart,
But, like this deep and silent wave,
Steals without murmur to the grave.

„To him, who pines with grief sincere,
Like dreams of heavenly bliss appear
The fancied evil you deplore." . . .
She paused — The willow wept no more.

Es bedarf kaum einer Erinnerung, daß diese Fabel um vieles kürzer seyn könnte, ohne et-

was an ihrem Inhalte einzubüßen, und daß es eben nicht nöthig gewesen wäre, den Bäumen eine Sprache zu leihn, um Gedanken und Empfindungen auszudrücken, die, genau genommen, keinem Wesen der unverkünstelten Natur angedichtet werden können.

Leipzig.

Catalogue raisonné du Cabinet d'Estampes de feu Monsieur Winckler, Banquier et membre du Senat à Leipzig, contenant une Collection des pièces anciennes et modernes de toutes les Ecoles, dans une suite d'artistes depuis l'origine de l'art de graver jusqu'à nos jours. Par Michel Huber. Tome prèmier, divisé en deux parties, renfermant l'Ecole allemande. 940 pag. in 8.

Die in diesem Bande verzeichneten Kupferblätter werden zu Leipzig in der Jubilate-Messe 1802 durch den Universitäts-Proclamator Weigel versteigert werden. Die Abdrücke sind nach den Kupferstechern in alphabetischer Ordnung verzeichnet, und mit einer Kürze und Deutlichkeit beschrieben, die Bewunderung erregt. An der Spitze jedes Artikels steht eine kurze Nachricht von dem Künstler. Aberli eröfnet und sein Landsmann Zingg schließt

den Reihen. In dem Vorbericht giebt Herr Huber Rechenschaft von seinem Unternehmen und eine kurze Geschichte von der Entstehung des Winklerschen Cabinets. Möchte wenigstens die Gemälde-Sammlung in Leipzig bleiben! Welcher Gewinn, um sowohl der hier studierenden Jugend, als den Zöglingen der Kunstakademie, Gefühl für Malerey beyzubringen!

Nachricht.

Das Kupfer zu diesem Bande stellt das Bildniß des im vorigen Jahr verstorbenen würdigen Hrn. geh. Kriegsrath Müller, ältesten Consul von Leipzig, dar, dem unsre Stadt alle ihre Verschönerung seit dem siebenjährigen Kriege zu verdanken hat. Schon deshalb verdiente sein Bildniß diesem Journale vorgesetzt zu werden, das überdem auf kurze Zeit, nämlich während Hr. Kreißsteuereinnehmer Weiße in Frankreich war, unter seiner Leitung stand.

Inhalt.

Erstes Stück.

Zweytes Stück.

Französische Litteratur.

Neue Verlagsbücher
der
Dykischen Buchhandlung
in Leipzig
zur Michaelmesse 1801.

Die Reise auf den Brocken, eine Geschichte am Ende des philosophischen Jahrhunderts. 3 Theile. 8. 2 Thlr.

Rose (Joh. Wilh.), Versuche in verschiedenen Dichtungsarten. 8. 1 Thlr. 8 gr.

— — Carlos und Elisabeth; Trauerspiel in fünf Aufzügen. 8. 10 gr.

Neue Unterhaltungen für Deutschlands Jugend. 1stes und 2tes Bändchen. 8. 1 Thlr. 12 gr.

Der erste Theil einzeln unter dem Titel:

Eine Reise von Berlin nach Vorpommern und der Insel Rügen. Für die Jugend. 8. 20 gr.

Der zweyte Theil unter dem Titel:

Schnepfenthal und die umliegende Gegend. Für Deutschlands Jugend. 8. 16 gr.

Allwin und Theodor, ein Lesebuch für Kinder. In Taschenformat. 14 gr.

Sammlung auserlesener Abhandlungen zum Gebrauch für praktische Aerzte. 20ten Band. 1stes und 2tes Stück. gr. 8. (erscheint in einigen Wochen.) 18 gr.

Unter der Presse:

Der Sohn der Natur; oder Briefe über Eudämonismus und menschliche Glückseligkeit, in Beziehung auf das kritische Moralsystem; von Karl Ferdinand Hungar. 1ster Theil. gr. 8.

Sammlung einiger Abhandlungen aus der Neuen Bibliothek der schönen Wissenschaften und der freyen Künste von Christian Garve. Neue, mit sieben Aufsätzen vermehrte Ausgabe in 2 Theilen. 8.

Gedichte von August Friedrich Ernst Langbein. 2ter Theil für die Besitzer der ersten Ausgabe. Mit Kupfern. 8. 1 Thlr 12 gr.

— — derselbe ohne Kupfer, auf etwas dünnerm Schreibepapier. 20 gr.

Auch sind noch Exemplare des ersten Theils von der ältern Ausgabe ohne Kupfer auf dem nämlichen dünnern Schreibepapier à 20 gr. zu haben.

Die neue Ausgabe beyder Theile mit Kupfern und der Jahrzahl 1800, welche aber erst zur Oster-Messe 1801 fertig ward, kostet 3 Thlr.

Von dem Commentar des Herrn Prof. Jakobs in Gotha zur Anthologia graeca erscheint zur Ostermesse 1802 der 6te Band, welcher den eilften des ganzen Werks ausmacht, indem die vier ersten Bände einen neuen verbesserten Abdruck der griechischen Anthologie nach der Brunkischen Recension liefern; der 5te Band enthält die Indices, und ist auch den Besitzern der Brunkischen Ausgabe unentbehrlich, da diese keine Register hat: deshalb wird er auch unter einem besondern Titel verkauft. Mit dem 6ten Bande hebt der Commentar an.

Die vier ersten Bände kosten auf Schreibp. 4 Thlr. 16 gr. auf Druckp. 3 Thlr. 8 gr. Der fünfte kostet auf Schreibp. 2 Thlr. 8 gr. auf Druckp. 1 Thlr. 16 gr. Die fünf fertigen Bände des Commentars auf Schrp. 12 Thlr. 8 gr. auf Druckp. 9 Thlr. 16 gr. das ganze Werk also bis itzt auf Schrp. 19 Thlr. 8 gr. auf Druckp. 14 Thlr. 16 gr.

Von dem vortreflichen Werke des Herrn Prof. Manso zu Breslau: Sparta, ein Versuch zur Aufklärung und Geschichte dieses Staats, erscheint nächstens der 2te Band.

Der 1ste Band kostet auf Schrpp. 3 Thlr. 8 gr. auf Druckp. 2 Thlr. 12 gr.

Von den Nachträgen zu Sulzer's allgemeiner Theorie der schönen Künste, oder: Charaktere der vornehmsten Dichter aller Nationen, erscheint künftige Ostern das 2te Stück des 6ten Bandes. Jeder Band hat zwey Stücke und jedes Stück kostet 16 gr.

Deutsche und lateinische Buchstaben zu einer Lesemaschine für den Privatunterricht.

Sie werden unaufgezogen, aber auch auf Holz aufgezogen, und letztere in einem hölzernen Kasten nebst dem Bret zur Lesemaschine verkauft werden.

Sammlung auserlesener Abhandlungen zum Gebrauch für praktische Aerzte. Neue Ausgabe der achtzehn ersten Bände.

Die allmählige Vergrößerung eines Werks, das seit so vielen Jahren den vorzüglichen Beyfall der praktischen Aerzte erhalten hat, machte es, theils seiner Gemeinnützigkeit, theils aber auch der zunehmenden Kosten wegen, nothwendig, der neuen kürzlich erschienenen Ausgabe der frühern Bände eine etwas veränderte Einrichtung zu geben: dieß ist nicht blos durch einen abgeänderten Druck, sondern durch eine gänzliche Umarbeitung bewirkt worden; so daß drey Bände der ersten und zweyten Ausgabe, in der neuen dritten, nur einen Band ausmachen, und was bisher mit 4 Thlr. 12 gr. bezahlt werden mußte, itzt nur 2 Thlr. kostet. Daß nichts Wesentliches weggeblieben ist, zeigt das Register über die zwölf ersten Bände, welches zu allen drey Ausgaben gleich brauchbar ist: ja die neue Ausgabe ist mit vielen Anmerkungen und Zusätzen vermehrt worden; der kleinen Einschaltungen in den Text hin und wieder nicht zu gedenken. Herausgeber und Verleger hoffen sich durch diese getroffenen Veränderungen dem Publikum zu empfehlen und dadurch zu zeigen, daß man das Bedürfniß der Käufer und nicht des Verkäufers dabey in Betracht zog.

Dykische Buchhandlung
in Leipzig.



Digitized by Google

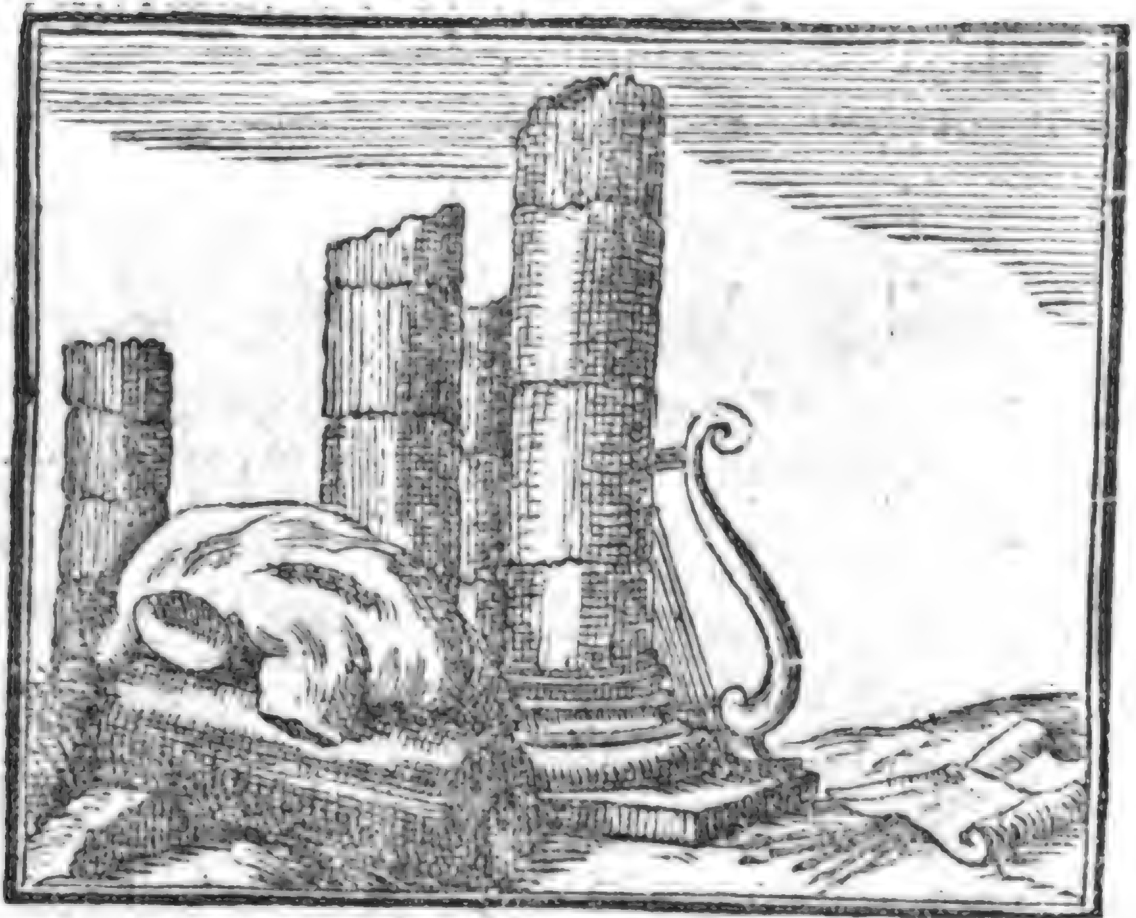
Neue Bibliothek

der schönen

Wissenschaften

und

der freyen Künste.



Sechs und sechzigsten Bandes erstes Stück.

Leipzig,

In der Dyckischen Buchhandlung,

1802.

Digitized by Google

Digitized by Google

I.

Versuch den Mythus des Genius bey den frühern Griechen zu erklären. Von D. Friedrich Grützmann.

In dem großen weiten Gebiete mythischer Vorstellungen von dem Göttlichen in der Sinnen- und Geisterwelt ist gewiß die Vorstellung von dem Genius eine der schönsten und angenehmsten Dichtungen. Die Idee, die bey ihr zum Grunde liegt, ist nicht nur von den frühern Griechen in ein schönes Gewand gekleidet, sondern auch noch von den spätern mit so mannigfaltigem Reize ausgeschmückt, daß die Einbildungskraft und Reflexion gern bey ihr verweilt und das Gefühl und die Empfindung sich an ihr ergötzt. Und das Interesse für diese Dichtung wird bey dem Forscher mythischer Vorstellungen um so stärker, da er sie

unter drey verschiedenen Völkern findet. Denn daß nur Eine Idee bey diesem Mythus die Orientalen, Griechen und Römer beschäftigte, wenn auch bey den Letztern kaum noch eine entfernte Aehnlichkeit sichtbar seyn sollte, läßt sich durch eine Auseinandersetzung ihrer Vorstellung deutlich beweisen. Da indessen eine Abhandlung über die Dichtung dieser drey Völker für diese Blätter zu weitläuftig seyn würde, so schränke ich mich hier blos auf den Mythus der frühern Griechen ein, und werde von den Römern nur soviel erinnern, als mir die Widerlegung der Wielandischen und Mansoischen Erklärung dieses Mythus nöthig zu machen scheint. Denn unter den Neuern hat, soviel ich weiß, Herr Hofrath Wieland und Herr Rektor Manso allein etwas Bestimmtes über den Genius gesagt: jener in den Anmerkungen zu seiner Uebersetzung der Briefe des Horaz und dieser in seinem Versuche über mythologische Gegenstände. In wie weit inzwischen Beyde der Uridee nahgekommen sind, wird, wie ich hoffe, das wenige, was ich über ihre Erklärungen sage, ins Licht setzen. Ich beginne mit der Wielandischen, als der ältern. In der Uebersetzung *) heißtes:

*) Horazens Briefe aus dem Lat. übersetzt von C. M. Wieland 1 Theil p. 149 — 150.

Woher das kömmt, warum von zweyen Brüdern
der eine seinen lieben Müssiggang,
sein unter einerley alltäglichen
Vergnügungen sanft hingetändelt Leben
nicht um Herodes Palmenthäler tauschte;
der andre reich, doch niemals satt noch froh,
vom Morgen in die Nacht sich härmt und plagt,
um wohlfeil angekaufte dürrre Haiden
mit Feu'r und Eisen zu bezwingen und
in reiche Korngefilde umzuschaffen:
das mag der Genius von beyden wissen,
der Gott der menschlichen Natur, der mit uns
geboren wird und stirbt, veränderlich
von Angesicht und Laune, weiß und schwarz.

Seine Anmerkung hierüber ist diese. *) „Der Glaube der Alten an die Genien (denn nicht nur jeder Mensch, sondern jedes andre natürliche Wesen hatte seinen Genius) war ohne Zweifel eine Folge ihrer Vorstellungsart von dem allgemeinen sich durch die ganze Körperwelt ergießenden göttlichen Geist. Das was jedem Dinge Bestandkraft, innere Regung, Vegetation, Leben, Gefühl und Seele gab, war ein Theil dieses gemeinschaftlichen Naturgeistes. Daher nennt Horaz den Genius den Gott der menschlichen Natur. Er ist nicht der Mensch selbst, aber er ist das, was einen Jeden zum individuellen Menschen macht. Seine Persönlichkeit ist an das Leben

*) S. 178 — 180.

dieses Menschen geheftet; und so wie dieser stirbt, verliert sich sein Genius wieder in dem allgemeinen Ocean der Geister, aus welchem er, bey dessen Geburt, ausgeflossen war, um der Portion von Materie, woraus dieser Mensch werden sollte, seine individuelle Form zu geben, und dieses neue Gebilde zu beleben und zu beseelen. Daher nennt ihn Horaz mortalem in unumquodque caput."

In der That hat Herrn Hofrath Wielands Meinung bey dem ersten Anblick den größten Schein der Wahrscheinlichkeit: sie giebt dem Leser eine Idee, die ihn für die Erklärung gewinnt, und ich möchte fast sagen eine Idee, die, tiefer gedacht, die wahre seyn könnte. — Ich gebe ihm gern zu, daß der Glaube der Alten an Genien eine Folge ihrer Vorstellungsart von dem allgemeinen sich durch die ganze Körperwelt ergießenden göttlichen Geist war: denn dieser Glaube ist der wahre Faden der Ariadne, welcher den verborgenen und verwickelten Gang in dem Labyrinthe mythischer Vorstellungen, zu einem Lustwandeln in dem geheiligten Gefilde der Mythen verwandelt: es ist dieß der einzige wahre Standpunkt, auf welchem wir die reinste Vorstellung finden, und unsre Meynung hierüber zur Gewißheit erheben können. Aber nicht das, was jedem Dinge Bestandkraft, innere Regung, Vegetation, Leben, Gefühl und Seele gab, (wofür

Herr Hofrath Wieland sogleich darauf den Genius hält) wiewohl es einen Theil, wenn ich den Ausdruck gebrauchen kann, dieses gemeinschaftlichen Naturgeistes ausmacht, war der Genius der Griechen und Römer; denn sobald der Genius das wäre, was den Menschen zum Menschenwesen, zum Individuum macht, oder wodurch er zum Individuum wird, was doch die Worte des Herrn Hofr. Wielands sagen, so wäre er nichts anders als ein Theil der bildenden, schaffenden und belebenden Kraft der Natur, welcher in jedes Wesen, das leben soll, bey seinem Werden übergeht, und bey seinem Sterben sich wieder verliert. Wie hätte ihn aber dann Horaz den Gott der menschlichen Natur allein nennen können? wie hätte er ihm die Kraft beylegen können, daß er um der Menschen Geschäfte und Lieblingsneigungen wüßte, und daß er veränderlich, bald gütig, bald aber auch hart und streng gegen sie wäre? — So konnte doch wohl Horaz nicht von einem Theile der bildenden, schaffenden und belebenden Kraft der Natur reden? — Herr Hofr. Wieland fühlte diesen Widerspruch und wollte ihn heben; er setzte deshalb hinzu: Er ist nicht der Mensch selbst, aber er ist das was einen Jeden zum individuellen Menschen macht. Allein auch dieß kann der Genius nicht seyn in dem Sinne, wie ihn Herr Hofr. Wieland genommen hat: nicht die

den Menschen belebende und beseelende Kraft kann ihn zum individuellen Menschen machen; dazu werden noch Erziehung, Verbindungen, Verhältnisse, Lagen und Schicksale erfodert: zum Individuum also wohl, aber nicht zum individuellen Menschen. Das, was ihn zum individuellen Menschen macht, ist freylich auch eine Aeußerung der göttlichen Kraft, die im Universum verbreitet ist, aber nicht die von Herrn Hofr. Wieland angegebene, sondern die, welche sich in dem Leben der Menschen, bey ihren Handlungen und Schicksalen zeigt, welche die Menschheit leitet und führt, welche ihre Schicksale nicht nur bestimmt, sondern auch Glück und Unglück über sie verhängt. Wie hätte auch Hesiod, wie Sokrates und Platon die Genien als Mittelwesen zwischen Gott und den Menschen, als Wesen aus einer andern Region entschwungen und hier zum Dienste der Menschen geweiht, annehmen können? Wie hätte der schöpferische Platon sich in seinem Ausmahlen dieser Idee soweit verlieren können, daß er sie ohne Geräusch, still und ruhig wirken, sie den Menschen umschweben, ihm von Handlungen abrathen, und gleichsam das verborgene Schicksal zurufen ließ, daß er sie zum Mittler zwischen den Menschen und der Natur, oder den Göttern, um beyde zu verständigen und beyden Erklärung zu bringen, schuf; wenn die den Menschen belebende und

beseelende Kraft es war, welche seinem Geiste vorschwebte?

Und was würde dann die Stelle des Horaz: das mag der Genius von beyden wissen, sagen? hieße sie wohl etwas anders, als das mag ihr sie belebender und beseelender Geist wissen? was doch mit andern Worten der Geist oder die Seele des Menschen wäre. Allein wie hätte dann Horaz ihm Veränderlichkeit beylegen, wie hätte er ihm Glück und Unglück zuschreiben, wie hätte er von ihm sagen können, daß er wisse, warum sich der Mensch gerade dieß und kein anderes Geschäft zu seiner Lieblings-Beschäftigung wählte, da sich der Geist des Menschen weder Glück noch Unglück bestimmen, noch sich sonst einen Grund angeben kann, warum er grade dieß zu seiner Lieblingsbeschäftigung wählte?

Ja nochmehr, wie wäre wohl der Glaube an einen guten und bösen Genius entstanden, welcher gewiß so früh ist, als Platons Gemählde, wenn diese Idee der Grund war, worauf man das ganze Gebäude aufbaute? Zwey verschiedene, einander gerade zu entgegenstrebende, Geister im Menschen konnte man doch wohl nicht glauben? Und welche kleinliche oder welche allzuhohe Idee wäre es, seinen eigenen Geist anzubeten, ja, ihn sogar, wenn auch nicht mit blutigen Opfern, opfernd zu verehren!

Ich begreife nicht, wie Herr Hofr. Wieland, dessen scharfsinniger Geist so leicht das ganze Gebilde dieser Idee durchschauen konnte, hier durch die Worte des Horaz naturae Deus humanae den Standpunkt aus den Augen verlor, auf dem er sich doch durch den Glauben der Alten von dem allgemeinen durch die Körperwelt sich ergießenden göttlichen Geist gestellt hatte.

Man sieht aus dieser Entwicklung der Wielandischen Ansicht, daß der verdienstvolle Mann seine Ahndung des Wahren in diesem Mythus noch nicht zur deutlichen Vorstellung erhoben hatte, und daß er mehr auf die Idee der Römer als der Griechen hinsah. Freylich hatte sich bey den römischen Schriftstellern die Idee, welche in diesen Mythus gehüllt ist, um ein großes verändert: sie hatten überhaupt nicht den sanften still hinfließenden Charakter der Griechen; ihre Lebensart war rauher und härter, ihr Geist nicht so an das Göttliche in der Sinnen- und Geisterwelt gewöhnt: der Mensch war ihnen gnug im Glück und im Unglück, wenn er nur ihnen nicht als ein fassungsloser, unterliegender Schwächling erschien. Ihre Götter waren rachsüchtig und blutdürstig wie sie, und ganz nach ihrem eigenen Charakter gestaltet: ihr Glaube an Götter und Göttinnen, und ihre Opfer für dieselben, waren dem Staatsmanne die Zauberkette, woran er den großen

Haufen leitete, und dem Dichter das heilige Spielzeug, womit er die Einbildungskraft der Leser und Zuhörer beschäftigte. In diesem Lande, nicht des Friedens und der Ruhe, wo sich der menschliche Geist so gern an übersinnlichen Wesen ergötzt, wo er, im heiligen Anschaun der göttlichen Kraft verloren, in heiliger Stille die so verschiedenen Wirkungen und Erscheinungen dieser Kraft, um sie festhalten zu können, was er so sehr wünschte, mit Bildern und Nahmen belegte, und ihnen Natur und Charakter gab; sondern in dem Lande des Kriegs und der Unruhe, wo sich der Geist nur am Würgen und Morden weidete; wo der von Blut erwärmte Stahl in der Hand des Menschen, wie mit magnetischer Kraft, andere zu gleicher Grausamkeit und Barbarey anzog: wo sich im übermäßigen Taumel der Mensch, gleichsam um den Geist nur etwas wieder verrauchen und verdampfen zu lassen, damit er dann von neuem feuervoll zu wüthen und Flammen des Mords und der Rache von sich zu sprühen vermöchte, dem Dienste der Götter mit allen den schreckensvollen Bildern der übermenschlichen Grausamkeit, die seine Einbildungskraft ihm so lebendig vor Augen stellte, fast besinnungslos hingab: In diesem Lande war die Idee eines Genius der Griechen und Orientalen fremd. Ihr Genius war ein anderer und mußte ein anderer seyn. Die ursprüng-

liche heilige Idee mußte sich verlieren oder mußte ein Gewand erhalten, das dem Charakter der Menschen mehr angemessen war. Und selbst Horaz, der Mann, welcher, entfernt von dem Getümmel der Großen, so wie der Niedern, die im ewigen Reiben an einander nicht die Kunst zu leben verstanden, sich nur seinen Anschauungen überließ: der von Jugend auf durch seinen herzlich gesinnten Vater für die Wissenschaft bestimmt war, und mit dem wenigen, was ihm ein Landmann geben konnte, bey dem luxuriösen Leben, das zu Rom geführt wurde, nach Rom ging, sich dort den Wissenschaften widmete, durch seine fernern Lagen und Studium der griechischen Schriftsteller seinen Geist bildete und sich Menschenkenntniß in so hohem Grade erwarb, selbst dieser scheint nur eine Ahndung dieser Uridee gehabt zu haben. Hier dürfen wir also wohl nicht mit der Erklärung dieses Mythus den Anfang machen, geschweige, daß wir gar auf ihre Vorstellung, ohne sie mit den frühern zu vergleichen, einen Ausspruch thun sollten. Es ist zwar wahr, unter den Römern hat diese Idee einen stärkern Umfang erhalten, aber desto mehr auch an wahrem Gehalte verlohren. Sie war eine reizende Dichtung, womit die Einbildungskraft, wie im Vorgefühle des Unendlichen, gaukelte und schwärmte, wo aber der Verstand nicht die Reflexion zu finden ver-

mochte: Sie war ein lockendes, das Auge hinreißendes Gemählde, wo die Farben, so mannigfaltig gemischt, dem Auge in überaus schönen Nüanzen sich perspektivisch zeigten, wo man aber in der Nähe den so oft ausgeglitschten Pinselstrich bemerkte.

Doch ich hoffe durch dieß wenige deutlich gemacht zu haben, daß des Hrn. Hofrath Wielands Erklärung dieses Mythus den Forscher nicht befriedige, und schreite nun zur Prüfung der Idee, welche Herr Rector Manso darin gefunden zu haben glaubt.

Herr Rector Manso sagt: *) „Ich denke das Entstehen der Idee läßt sich auf eine einfachere und natürlichere Weise (als von Herrn Hofr. Wieland geschehen ist) fassen. Nicht nur, ehe der Mensch über sich und seine Natur gedacht hat, selbst dann, wenn er bereits mit den geistigen Wirkungen seines Ichs bekannt worden ist, pflegen ihn immerfort gewisse Abweichungen und Phänomene zu befremden. Woher diese Mannigfaltigkeit der Temperamente und Neigungen bey aller anscheinenden Gleichheit der Organisation? Woher so viele hervorstechende Anlage und Thätigkeit in dem einen und soviel Trägheit und Unempfäng-

*) I. C. F. Manso's Versuche über einige Gegenstände aus der Mythologie der Griechen und Römer p. 475. ff.

lichkeit in dem Andern? Woher hier die unüberwindliche Antipathie, und dort die sanfte Hinneigung der Herzen? Woher in gewissen Menschen die bewundrungswürdige Güte der Seele, und in jenem der zurückschreckende Stolz und Uebermuth? Endlich wie befremdend insbesondere die Erfahrung, daß so viele die innere Stimme, die erwacht, sobald wir uns fühlen, und nicht schweigt, so lange wir athmen, die Stimme, unser Daseyn recht zu gebrauchen, verachten und noch mehrere sie verkennen und misdeuten? Hier sieht man einen, der nie ohne den Entschluß, sich heute zu freuen aufsteht und unter Sorgen und Geschäften auch heute sich zu freuen vergißt, oder nach dem Ausspruche eines weisen Dichters, der an der Kunst, das Leben wohl zu mischen, unaufhörlich lernt, und über der Erlernung alt wird und stirbt, dort erblickt man einen andern, dem manche Blumen auf dem Wege durchs Leben aufstoßen, und der keine pflückt, weil sie zu einzeln aufblühen, oder weil es nur Veilchen sind; ein dritter, dem ein Tag ohne Spiel und Tanz kein Tag heißt, ermattet unter der Fülle des Genusses, und kann am Ende nicht sagen, daß er sich wahrhaft gefreut hat. Alle diese Erfahrungen sind zu auffallend um übersehen zu werden: allein ihre Ursachen liegen zu versteckt, um sich nicht auch dem Auge des bessern Beobachters, so lange die Psychologie

noch in ihrer Kindheit ist, zu entziehen. — Mich dünkt, es widerspreche dem Geiste der Alten nicht, wenn ich glaube, daß sie den Genius herabriefen, um alle diese räthselhaften Wahrnehmungen zu lösen, und daß auch dieser Schöpfung kein anderer Satz zum Grunde liege, als der in ihrer Religion so oft ausgedrückte: Alles was der Mensch ist, ist er durch Gott."

So scharfsinnig gewählt auch diese Fragen sind, wodurch Herr Rector Manso das Bedürfniß, einen Genius zu den Sterblichen herabzurufen, beweisen will, so wenig, dünkt mich, genügen sie dem forschenden Leser. Ich wenigstens kann mir nicht vorstellen, daß hierdurch die Idee von einem Genius entstanden wäre. Ja, es neigt sich sogar seine ganze Erklärung von dem Bedürfniß eines Genius mehr zu der Vorstellung der Römer als der Griechen, oder beyde sind doch wenigstens mit einander vermischt.

Aber angenommen, daß die Erfinder dieser Idee wirklich auf der Stufe der Bildung standen, wo sie über diese Abweichungen und Phänomene zu reflectiren vermochten, so brauchten sie gewiß nicht, um sich die Fragen zu beantworten, zu diesem übernatürlichen Mittel ihre Zuflucht zu nehmen. Woher die Mannigfaltigkeit der Temperamente und Neigungen bey aller anscheinenden Gleichheit der Organisation?

und alle die übrigen Fragen, würde sich der Mensch, der diese Fragen an sich thun konnte, eher durch die Antwort: „Die Götter haben dieses bewirkt" beantwortet haben, als durch die: der Genius war die Ursache davon. Jene Antwort war im Grunde auch weit natürlicher, da erst später hin die Idee eines Genius sich in so weit ausgebildet hatte, daß er mit dem Menschen geboren würde, und ihm seinen individuellen Charakter ertheilen sollte. Aber auch selbst diese angeführten Erfahrungen konnten nicht den Genius herabzurufen nöthig machen: denn aus dem ganzen Gemählde, das uns die Griechen vom Genius hinterlassen haben, ist es unbegreiflich, wie sie sich dieser Erfahrungen wegen den Genius hätten bilden sollen; dem Hesiod war er ein Beschützer und Hüter der Menschen, der ihre guten und bösen Handlungen belauschte, um darnach seine Gaben zu vertheilen, und dem Platon ein warnender Freund, der immer nur den Menschen von schlechten, ihm Unglück bringenden Handlungen abmahnte, aber nie zu einer Handlung antrieb oder zwang. Ja ich glaube sogar, daß der Mensch die anscheinenden Widersprüche bey sich selbst eher zu lösen geneigt war, als bey andern: daß er bey sich selbst anfing und anfangen mußte, da der kindliche Geist sich überhaupt nur um das bekümmert, was ihn angeht, und mit ihm in der genausten Verbindung

dung steht; er mußte also eher zu der Annahme der Genien schreiten als Hr. Rector Manso gemeint hat. Zu bedauern ist es indessen gewiß, daß dieser Forscher des Alterthums den Menschen nicht bey sich selbst den Anfang machen ließ: hätte er ihn über sich und seine Schicksale reflectirend gedacht, so wäre er unstreitig auf den Punkt gekommen, wo er seine Ideen hierüber nicht nur bestimmter hätte vortragen können, sondern wo er auch den Mythus gelöst, und uns so manche schöne Bemerkung gegeben haben würde. Er hatte die wahre Ansicht davon, aber nur noch zu unentwickelt war das Bild in seiner Seele. Er ließ zwar den Erfinder dieses Mythus von der Geisterwelt ausgehen, und ging in soweit um einen Schritt weiter als Herr Hofr. Wieland, aber er führte den Menschen nicht in sich selbst zurück, sondern ließ ihn nur über andere reflectiren. Er war der Idee also nah, daß sich die Menschheit die Aeußerungen und Wirkungen der Gottheit, die sie bey ihren Handlungen und Schicksalen überall bemerkte, habe erklären wollen; aber er hatte sie noch nicht in ihrer Reinheit umfaßt. Daher diese Fragen, daher das Herumdrehen um den Mittelpunkt, ohne ihn zu berühren, und daher die leise Berührung am Ende: „was der Mensch ist, ist er durch Gott.“

Richtig wäre der Satz und Herr Rector Manso würde den ganzen Mythus gelöst haben, wenn er gesagt hätte: was der Mensch wird, wird er durch Gott. Jener Satz bezieht sich nach meinem Urtheil blos auf die Organisation seines Körpers, und auf die Beschaffenheit seines Geistes, mit einem Worte, daß er Mensch und nichts anders ist, nicht Baum, Pflanze, Stein oder Thier, daß er wenig oder mehr Empfänglichkeit hat, daß er wenig oder mehr Festigkeit des Körpers, daß er wenig oder mehr Anlage und Talent seines Geistes mit in das Leben bringt, ist er durch Gott, davon ist Gott die Ursache. Aus allen seinen Fragen wenigstens leuchtet hervor, daß der Satz nicht auf die göttliche Führung der Menschheit hinwies, und daß er nicht die Schicksale der Menschen als das unauflösliche Räthsel annahm, womit sich der Menschengeist, um es zu enträthseln, beschäftigte.

Herr Rector Manso hat also so wenig wie Herr Hofr. Wieland eine richtige Erklärung dieses Mythus geliefert. — Indessen glaube ich, daß es nun nach der Vorarbeit dieser beyden Männer nicht schwer seyn könne, die richtige Erklärung zu finden. Ich mache deshalb jetzt einen Versuch und nehme den Satz: was der Mensch wird, wird er durch Gott, oder, Gott lenkt das Ganze und nichts geschieht ohne Gott, der die göttliche Füh-

rung des Menschen, seine Schicksale, sein Leben und Weben in der menschlichen Gesellschaft, und am Ende seinen Tod bezeichnet, als eine Erfahrung, die der Mensch täglich, oft stündlich zu machen Gelegenheit hatte, zur Grundlage dieses Mythus an, und hoffe durch eine kurze Geschichte seiner Entstehung dem Leser keinen Zweifel übrig zu lassen, daß die göttlichen Führungen und Leitungen der Menschheit durch diesen Mythus bezeichnet worden sind.

Wenn im Gewirre des Lebens der Mensch zu seinem Bewußtseyn gelangt ist, wenn er weiß, daß er handelt, und daß andere außer ihm auch durch Handlungen seinem Seelenzustand eine andere Form und Richtung geben: wenn er sieht, daß oft sein Handeln gelingt, und nicht gelingt, ja, daß oft eine ganz andere Folge, als er erwartete, daraus erwächst: wenn er sich oft zu der einen Handlung angetrieben und von der andern abgezogen fühlt: wenn in dem chaotischen Gemisch der Umstände, wo seiner Besonnenheit kein Plätzchen vergönnt zu seyn scheint, sein, noch in Nebelduft gehüllter, Geist durch das Gedränge sich fortreißen läßt, und der dunklen Ahndung, daß es wohl nicht so seyn sollte, seinen Beytritt versagt: wenn er nach einer solchen Handlung dann die unangenehmen Folgen dieser Handlung empfindet; und wenn er oft, in demsel-

den Drange der Umstände, dem heiligen Vorgefühle seines Geistes, das ihn selbst bey diesem verworrenen Pfade seines Lebens nicht verläßt, gehorcht; und dann in Freude über den getroffenen Weg hinsinkt; so kann ihm nach diesem Zustande und nach dieser Bildung seines Geistes nicht verborgen bleiben, daß hier wohl noch etwas außer ihm im Spiel seyn müsse. So der Orientale, so der Grieche und Römer, so der Mensch überhaupt.

Eingetreten in diese Welt und zu seinem Bewußtseyn gelangt, findet der Mensch überall in seinem Leben solche Räthsel, die ihm unentziffert bleiben, wenn er nicht auf die Stufe der Bildung erhoben ist, wo ihm alles nicht nur erklärbar erscheint, sondern wo er es auch zu erklären vermag. Hier staunt er und starrt er das Ganze an. Daß er handelte, weiß er, aber warum er gerade diese Handlung wählte, und warum diese Folgen ihr erwuchsen, vermag er sich nicht zu erklären. Aehnlich dem Tage des Frühlings, wo die junge Sonne den dicken Nebel zu durchbrechen sich bemüht, und oft hier und dort mit einem Strahle die Erde erleuchtet, sich aber dann wieder verbirgt, und die Dunkelheit um so empfindlicher macht, ist der Zustand seiner Seele. Aber sein Geist unterläßt nicht, die Nebeldecke wegzuziehen oder zu zertheilen; er strebt fort, und wenn er nur hier und da einen

Lichtgedanken zu fassen vermag, so weilt er beruhigt bey diesem, und weidet sich an seiner schöpferischen That. Ich glaube, ich habe mit diesem Gemälde den Seelenzustand des kindlichen Menschen geschildert. Nun nehmet dieß Kind der Natur und setzt es hin, um dem ewigen und unendlichen Wirken der Gottheit zuzusehen. Offen ist sein Herz, unschuldig und liebevoll, an seinen Busen vermöchte er das ganze Weltall zu drücken. Handeln soll er und kann er, und er fühlt sich angestoßen zum Handeln; aber schon der Anstoß ist ihm Wirkung einer unbekannten Kraft, und in seinem Handeln selbst tritt für ihn eine neue Kraft mit ins Spiel. Denn jetzt glaubt er eine Handlung zu beginnen, und sieht sich schon im Besitz der erwünschten Sache, als noch tausend Umstände eintreten, die ihm seine Handlung erschweren. Mehrere Gedanken durchkreuzen seinen Geist: unter ihrer Last scheint er zu ermüden. Seine Vernunft ertönt in der Gestalt eines zuredenden Freundes, und von neuem umschließt ihn die Hoffnung mit ihren sanften Fesseln. Er macht kindische Plane und verwirft sie, sucht Mittel und erprobt sie, und während er mit sich selbst in Unterredung begriffen ist, sieht er den Punkt seiner Handlungen verrückt, und die Zeit zu handeln verflossen. Staunend blickt er bey diesem magischen Spiel zurück, und sucht das Wesen, das seinen

Plan ihm verrückte, aber umsonst ist sein Suchen. Von neuem beginnt er zu handeln. Besonnenheit ist dießmal, so wie immer, seinem Geiste entfernt. Jetzt will er indessen den Zeitpunkt besser benutzen, und schon zeigt sich ein neues Spiel vor seinem Geiste. Noch hat er zwar nicht untersucht, ob die Handlung ihm erlaubt oder unerlaubt sey; aber wozu dieß? ihm kann es gnug seyn, daß er sich angetrieben und abgehalten fühlt. In diesem Taumel, von allen Seiten gedrängt, handelt er wirklich, aber er soll vor dießmal aus dem Stande seiner Unschuld heraustreten. Lang genug hat er bewußtlos, instinktartig gehandelt. Mit dem Schwerte in der Hand erscheint ihm der Genius, wie im Paradiese der Engel, — die Folgen seiner Handlungen lassen ihn büssen. — Seinem Gefühle, das, der vielen Umstände ungeachtet, in ihm ertönte, das selbst aus den Umständen, welche die Gottheit hierbey ins Spiel kommen ließ, ihn anmahnte, hatte er nicht gehorcht. Er hatte also die Führungen der Gottheit seinem Auge entfernt, hatte die Aeußerungen derselben vernachläßigt, hatte ihre Winke, die sie überall dem Menschen giebt, mit Füßen getreten, mit einem Worte, er hatte seinen Genius, der ihm dieß alles vorzauberte, beleidigt. Indessen war der Punkt noch nicht da, wo er sich das Wesen eines Genius hätte schaffen sollen, um seine Ahndungen

von einer Kraft, die der Menschheit überall bey ihren Handlungen sichtbar würde, zu bezeichnen. Es wurde mehr Zeit erfordert, um dieses schöne Gebilde nur in soweit zu vollenden, wie wir es bey Hesiod finden. Er mußte auch erst einmal gut handeln, und beyde verschiedene Handlungen öfters wiederholen. Seine Unschuld war verloren, aus dem himmlischen Paradiese der Ruhe und des Friedens war er gewichen. Sehnsucht darnach erfüllte seinen Geist, wenn er auch kein Mittel fand diese Sehnsucht zu befriedigen. Sein unendliches Streben drängt ihn von neuem zum Handeln fort, und dießmal, wenn auch eben so betäubt, läßt er die Wirkungen der Gottheit einen grössern Platz in seinem Herzen einnehmen. Die Gottheit, ob er sie gleich nicht kennt, wird ihm mehr sichtbar, und, in zarter Vorempfindung des Guten, wirkt er das Gute. Die Folgen sind herrlich und schön, wie die Frühlings-Saat, die nach Sturm und Wetter im grünen Hoffnungsvollen Gewande, dem mit Mühe gestreuten Saamen emporkeimt. Bewundernd das Wesen, welches ihm diese herrlichen göttlichen Gefühle über seine Handlungen und deren Folgen möglich machte, versinkt er in Staunen. Aber nun, da er oft diese seeligen Augenblicke genossen, so wie die unseeligen erduldet hatte, versucht er dieß Wesen zu kennen. Doch nur sichtbar sind die Wirkungen

desselben, nicht so seine Gestalt. Seine Gestalt ist unerforschlich wie sein Wesen. Indessen überzeugen ihn seine Schicksale von den Wirkungen eines übersinnlichen Geistes noch mehr. Ein Unglück widerfährt ihm. Schnell und mit einemmale, ohne nur die leiseste Ahndung davon zu haben, seufzt er unter den Schlägen des Unglücks. Unbegreiflich ist ihm die Hand, die ihm dieses verhängte. Zorn ist es anfangs der Götter, aber doch keinem hat er den Gehorsam versagt, keinen beleidigt, noch seine Verehrer gekränkt. Schwermuth ergreift seinen Geist, dumpf stöhnend, wie der Mensch der Natur, denkt er lange noch an andere, ohne genau an sich selbst zu denken. Endlich erwacht die Besonnenheit wieder. In seinem eigenen Leben findet er zwar keine Beleidigungen der Götter noch ihrer Verehrer, aber er findet doch: hier und dort hättest du anders handeln sollen. Konntest du nicht eben so gut so handeln? hattest du nicht mehr Aufforderungen dazu? Warum folgtest du nicht deinem Gefühle, das dich durch die Umstände, die dir eine unbekannte Hand vor Augen legte, anmahnte? Diese unbekannte Macht ist unwillig über deine Verachtung, nun mußt du leiden. Kaum hat er dieß erwogen, so erscheinen seinem Geiste die Schicksale seiner Mitmenschen. Vielfach sind die Gaben unter ihnen getheilt, verschieden sind ihre Lagen des Lebens. Einer

schwelgt im Ueberflusse, während der andere darbt: einer ist der Günstling des Glücks und erhält fast täglich Proben seiner Begünstigung, während der andere, verhaßt, nicht der geringsten sich zu erfreuen Gelegenheit hatte: einer entrinnt der Gefahr, die fürchterlich drohend über seinem Haupte schwebte und ihm kaum noch Zeit ließ ihr zu entfliehen, und ein anderer fällt unter ihrem verborgen gezuckten Schwerte: einer empfängt Belohnung für seine Thaten, und ein anderer stirbt unbelohnt: einer büßt hier seinen Frevel und Schandthat, und ein anderer entwischt der rächenden Hand unter der sonst das verabscheuungswürdige Laster bebt.

In diesem Zustande der Ungewißheit, der Furcht und der Hoffnung schaft er sich ein Gebilde, dem er diese Wirkungen beylegen kann. Ihm ist es ein δαιμων, und der Name dünkt ihm genug um dieses Wesen zu bezeichnen. Aber wie nun dieß Wesen entstand? von was für einer Art es war? dieß waren ihm noch unauflösliche Probleme. Nichts von der göttlichen Kraft, die schon in der ganzen Natur vertheilt war, konnte es seyn. Götter waren genug, aber keiner von allen hatte die Kraft dieses alles zu bewirken. Die Einbildungskraft wagte also einen Schritt, der dem Ganzen Erforschen mit einemmale ein Ende machte. Sie setzte die Schatten der Menschen aus

dem goldenen Zeitalter zu diesen Daimonen. Diese hatten einst im goldenen Lande des Friedens und der Ruhe gelebt; unschuldig, im Ueberflusse schwelgend, ohne Kummer und Sorge, ohne Haß und Neid, ohne alle Leidenschaft hatten sie ein Götter-Leben verträumt, wo ihnen, da sie bewußtlos, instinktartig handelten, keine Anschauungen von den Führungen der Gottheit sichtbar werden konnten, wo sie mithin auch Genienlos leben mußten. Gut und edel waren sie, sie nur konnten die göttlichen Führungen unter den Menschen bewirken.

In diesen Worten, glaub' ich, habe ich die Entstehungsgeschichte der Idee des Genius entwickelt.

Aehnlich fließt sie dahin dem schlängelnden Bach durch Gesträuche.
Setzt ihn in Kreisel der Sturm, rollt er mit Wellengetös,
Bricht an Gesträuchen sich ab und sucht dann auf anderen Pfaden
Sich das liebliche Bett, wo er sich wonnig ergießt.
Ruhig wallt er dann hin, umarmet mit spiegelnden Fluthen
Jeden ihn hemmenden Strauch, so wie des Wanderers Bild.

Man verzeihe mir dieß kleine poetische Gemälde. In heiliger Begeistrung über den wundervollen Gang des menschlichen Geistes schrieb ich es nieder, und ich hoffe nun um so mehr

durch einige Stellen der Griechen meine Ansicht von dem Genius rechtfertigen zu können.

Hesiod war der Erste, welcher in seinem Wirthschafts-Gedichte von ihnen sang; denn Homer hat noch keiner Genien gedacht. Ich erläutere deshalb hier die Stellen, die man fälschlich für Beweise daß er diesen Mythus gekannt habe, gehalten hat. Die erste Stelle ist Il. VII. v. 287 — 292. wo der Dichter den Hektor sagen läßt:

Ajas, dieweil dir ein Gott die Kraft und die Größe verliehen,
Und den Verstand, und im Speer der Beste du bist der Achaier;
Laß uns jetzt ausruhen vom feindlichen Kampf der Entscheidung
Heut; doch künftig erneun wir die Feldschlacht, bis uns ein Daimon
Trennen wird, und geben der Völker einem den Siegsruhm.

Ohne mich in eine weitläuftige Untersuchung und Auseinandersetzung einzulassen, erinnere ich blos dieß: Die Griechen glaubten, daß sowohl im Zweykampfe als im Kriege die Götter den Menschen zur Seite stünden, den einen unterstützten und den andern besiegten, oder beyde trennten. Hektor, der schon einmal von dem Apollon aus einer gefährlichen Lage herausgerissen war, hofte nichts mehr, als daß ihn Apollon auch ein andermal befreyen würde.

Für jetzt, da er ermüdet war, und dem Ajas ein andrer Gott zu helfen schien, wollte er sich gern dem Zweykampfe entziehen. Er bat deshalb den Ajas um Aufschub. Vom Genius konnte also hier in keinem Falle die Rede seyn, sondern von einem Gott, der einem den Sieg geben oder beyde trennen würde.

Die zweyte Stelle ist Il. XVII. v. 91—99. Im Selbstgespräch führt hier der Dichter den Menelaus ein, da Patroklos, von Hektors Hand besiegt, auf stäubender Erde sich krümmt. Menelaus sagt:

Wehe mir! wenn ich anjetzt die prangende Rüstung verlasse,
Samt Patroklos, der hier, mein Ehrenretter, dahinsank.
Eifern wird mir jeder der Danaer, welcher mich anschaut!
Aber wofern ich allein mit Hektor kämpf und den Troern,
Scheuend die Schmach; dann, sorg' ich, umringen mich Einzelnen viele,
Wenn mit dem ganzen Volk anstürmt der gewaltige Hektor.
Aber warum bewegte das Herz mir solche Gedanken?
Wagt es ein Mann, dem Daimon zum Trotz, mit dem Helden zu kämpfen,
Den ein Himmlischer ehrt, bald rollt auf das Haupt ihm ein Unheil.

Diese Stelle scheint in der That viel für sich zu haben, δαιμων wird von θεος unterschieden,

und nach Herrn Voß Uebersetzung „dem Daimon zum Trotz" wäre der Beweis so gut wie geführt. Nach meinem Gefühl scheint mir indessen die Idee dem Glücke zum Trotz weit annehmlicher und gefälliger zu seyn. Hektor war bis jetzt immer glücklich gewesen. Jeder der Danaer zitterte schon deshalb vor ihm. Seine Macht, seine Jugendkraft, sein Muth und der Schutz des Apollon vermehrte diese Furcht; jeder mußte den Kampf zu verlieren und unglücklich zu seyn glauben. Was war wohl natürlicher, als daß der Dichter den Menelaus sagen ließ:

> Wagt es ein Mann dem Glück zum Trotz mit dem Helden zu kämpfen,
> Den ein Himmlischer ehrt, bald rollt auf das Haupt ihm ein Unheil.

Er unterschied also das Glück durch das Wort δαιμων als niedere Gottheit von dem Apollon als höheren.

Eine dritte Stelle findet man Il. XIX. v. 185—191. Der Dichter erzählte die Aussöhnung des Agamemnon mit dem Achilleus. Beyde vereinigen sich durch wechselseitige Rede. Hier spricht Agamemnon:

> Freudig vernahm ich dein Wort, du edler Sohn des Laertes;
> Weil du mit Fug das alles hinausgeführt und geordnet.
> Gern auch will ich schwören den Eid; denn die Seele gebeut mirs:

Und, beym schirmenden Gott, nicht Meineid!
Aber Achilleus
Weile noch hier so lange, wie sehr ihn verlangt nach der Feldschlacht;
Auch verweilt mit einander ihr übrigen, bis die Geschenke
Aus dem Gezelt hergekommen, und treuen Bund wir beschwören.

Diese Stelle, glaub' ich, kann am wenigsten als Beweis gelten; denn gesetzt auch, die Diaskeuasten der homerischen Gesänge hätten schon einen Genius gekannt, und die Wirkung der Gottheit mit dem Namen δαιμων belegt; so weit konnte sich doch damals die Vorstellung noch nicht ausgebildet haben, daß man schon bey ihm schwur, da selbst spätere Griechen noch nicht einmal den Gedanken mit in die Vorstellung verwebt haben. Auch ist es ja weit natürlicher hier den größten Schwur anzunehmen, den Schwur bey dem Gott, der des Agamemnons Schutzgott seyn sollte; da Agamemnon die Absicht hatte, dem Achilleus es recht hoch zu betheuren, daß er nicht nur alles halten wolle und beschwöre, sondern daß er auch keinen Meineid schwören werde. Ja es war ja der Schwur bey dem Genius, welcher in spätern Zeiten erst gewöhnlich war, nicht einmal der Größte, wie er es doch hier seyn soll.

Die letzte Stelle, die selbst Herr Rector Manso für zweifelhaft hält, findet sich in Odyss. X. v. 64 — 66. wo Odysseus sein Schicksal

erzählt. Seine Genossen hatten den von Aeolus ihm geschenkten Schlauch, weil sie Gold und Silber vermutheten, eröfnet, und die Winde, die darin verborgen waren, in Freyheit gesetzt. Jetzt entstand ein plötzlicher Orkan, alles seufzte und jammerte. Indessen führte sie der rasende Sturm wieder zur Insel des Aeolus. Odysseus und seine Gefährten fanden ihn mit seiner Gattin und Kinder beym Mahle. Alle staunten, da sie den Odysseus wieder sahen und im Staunen fragten sie ihn also:

Schaut doch, Odysseus, woher? welch feindlicher Daimon verfolgt dich?
Haben wir doch sorgfältig dich abgesandt, daß du hinkämst
In dein Land, und das Haus, und wohin du etwa begehrtest!

Ich begreife nicht, warum man hier noch Anstand nahm. Selbst der scharfsinnige Herr Manso sagt: „Zweifelhaft, aber bey weitem noch nicht entscheidend ist diese Stelle.“ Ich möchte nicht einmal sagen, zweifelhaft; denn hätten auch wirklich die Verfasser dieser Gesänge einen solchen Daimon schon angenommen, zu einem guten und bösen war gewiß ihre Einbildungskraft noch nicht fortgeschritten. Allein, mich dünkt, es war dieß eine sprüchwörtliche Redensart, und will man nun diese mit einem bey unsrer Nation üblichen Sprüchwort ver-

gleichen, und darin übertragen, warum sagt man nicht: was für ein Unglück verfolgt dich: Was könnte auch κακος δαιμων anders seyn, als das Unglück, da δαιμων in den homerischen Gesängen mehrmals für Glück gebraucht wird. Freylich mochten wohl diese Dichter von einer Kraft, die gleichsam in mehrere tausend Theile zertheilt, alles unter den Menschen regierte und leitete, schon Ahndung haben; aber soweit hatten sie sich gewiß diese Ahndung noch nicht aufgelößt und erklärt, daß sie sie hätten bestimmt benennen sollen. Ihnen war δαιμων ein Gott, oder das Schicksal, oder das Glück. Ueberhaupt, glaube ich, hätte gewiß der göttliche Sänger Homer, wenn er diese Idee schon gehabt hätte, oder die übrigen Verfasser dieser Gesänge, die sich im Ausmalen aller ihrer Ideen von göttlicher Kraft gleichsam selbst wohlgefielen, uns das schönste Gemälde der Daimonen geliefert, und sie nicht blos mit einem Worte berührt; sondern hätten sie in den verwickelten Lagen der Menschen, bey ihrem Glück und Unglück zum hütenden, schützenden* und leitenden Wesen gebildet, die zum Seegen der Menschheit auf der Erde herumwandelten.

Ließe sich indessen beweisen, daß sich zur Zeit Homers oder der übrigen Verfasser dieser Gesänge diese Vorstellung schon soweit ausgebildet hatte, als wie sie zu Platons Zeit war, so

so würde ich δαιμων geradezu für Genius erklären; weil in dieser spätern Zeit alle die mannigfaltigen Wirkungen der Gottheit, sie mochten sich nun durch Glück, Schicksale, Naturbegebenheiten u. d. gl. äußern, mit dem Namen δαιμων belegt wurden. Allein selbst in dem Gedicht, aurea carmina benannt, das man dem Pythagoras zuschreibt, hat δαιμων noch die Bedeutung von Glück, ob sich gleich schon in der Seele des Verfassers eine dunkle Idee von den Führungen der Gottheit entwickelt zu haben scheint, er singt v. 61 und 62.

Vater Kronion gewiß entrissest du allen das Leiden,
Wenn du alle belehrtest wie wonnig im Glücke sie lebten.

Hesiod war also wohl der Erste, der in seinem Wirthschaftsgedichte *) uns mit ihnen bekannt macht. In unsrer Sprache lauten seine Worte so:

Aber als dieses Geschlecht der Schoos der Erde bedeckte,
Wurden sie Genien nun durch Zeus des Allmächtigen Rathschluß,
Edle der Erde gebohren, als Hüter der sterblichen Menschen.
Diese belauschen auch nun die Thaten des Rechts und des Unrechts
Eingekleidet in Luft, umher die Erde durchwaltend
Spenden sie Güter und sind mit Herrscher Ehre geschmücket.

*) v. 121 — 126. u. 248 — 233.

Diese Stelle, die erste und mithin auch wohl die Grundlage zu dem ganzen Mythus der Genien bürgt für meine Erklärung. Die drey letzten Verse enthalten den Beweis. Dargestellt sind sie als Wesen, die unbemerkt und ungesehen die Thaten der Menschen belauschen; aber die nicht nur sehen, was der Mensch thut, ob Recht oder Unrecht, sondern die ihn auch hüten und beschützen. Sie theilen Gaben aus und sind deshalb den Königen an Macht gleich: dem einen geben sie einen Ueberfluß an Gütern, während sie den andern darben lassen. Ich glaube nicht, daß man nach dieser Stelle noch zweifeln könne, daß die Anschauungen der menschlichen Schicksale die Grundlage dieser Idee waren, oder daß der Gedanke, was der Mensch wird, wird er durch Gott, oder Gott lenkt das Ganze und nichts geschieht ohne Gott die Vorstellung veranlaßt habe. Mannigfaltig sind die Güter auf der Erde vertheilt, oft nach bloßem Gefallen scheinen sie den Menschen gegeben, keine Macht kann es hindern, es ist so und muß so seyn, es ist die allmächtige Wirkung einer unsichtbaren Hand.

Aber noch mehr, wenn auch noch immer verworren: Nicht nur das Recht und das Unrecht belauschen sie und kein Mensch ist für ihnen gesichert, sondern sie sind auch bey dem Strafgerichte der Menschen thätig, und sehen

oft bey der Spendung ihrer Gaben auf die Handlungen der Menschen. Selbst Könige, die Mächtigsten der Erde, werden von ihnen nach ihren Handlungen gerichtet v. 248—253.

Auf dann ihr Herrscher und nehmt auch ihr nun selbst noch zu Herzen
Dieses Strafengericht; denn nah bey den Sterblichen wallend
Sehn die Unsterblichen, wie nur so oft durch schiefe Gerichte
Sie einander bedrängen und nicht sich scheuen vor Göttern.
Denn Myriaden sind hier auf Nahrungsprossender Erde
Zeus Unsterbliche, welche die sterblichen Menschen belauschen.

Ein neuer Zug im Gemälde der himmlischen Wesen. Sie leisten bey dem Strafgerichte der Menschen Hülfe. Der Barde legt dieß an die Herzen der Könige. Aber sie selbst konnten diese Strafe wohl nicht ohne Zeus Einwilligung ertheilen; Zeus hatte ja dann nicht mehr das Regiment über die Menschen, sie mußten also nur die Menschen belauschen, mußten dem Zeus, der auch im Himmel seine Geschäfte hatte, und sich nicht immer so um die armen Sterblichen bekümmern konnte, Nachricht bringen, sie mußten deshalb nah bey den Sterblichen seyn. Man sieht, wie dunkel und verworren die Vorstellung in der Seele des Sängers lag. In der ersten Stelle waren sie Hü-

ter der sterblichen Menschen, warnten sie gleichsam für dieser und jener Handlung, belauschten das Recht und das Unrecht, und theilten die Gaben nach ihrem Willen mit königlicher Gewalt aus: Hier sind sie dem Zeus unterworfen, sind bey dem Strafgerichte gleichsam seine Kundschafter und Boten. Sichtbar erscheint in der Seele des Sängers das unauflösliche Räthsel, warum dieß Gericht die Menschen nicht immer ergreife, und warum die Gaben und Güter den Menschen nicht nach Verdienst vertheilt wären. Das letztere scheint er den Genien zugeschrieben zu haben, die ohne alle Weisheit und Regelmäßigkeit die Menschen beherrschten; wo aber Weisheit und Ordnung ins Spiel trat, da scheint er den Zeus durch sie die Belohnungen und Strafen verrichten zu lassen. Indessen ist doch auch aus dieser Stelle, wenn auch die Vorstellung in ihr nicht deutlich ausgedruckt ist, meine Ansicht: daß die Daimonen blos das Symbol für die Wirkunngen der Gottheit waren, bewiesen.

Unerklärbar waren die göttlichen Führungen, oft selbst ein Widerspruch den Menschen, sie mußten deswegen oft, wenn sie sie erklären wollten, in Widerspruch mit sich selbst kommen. Den stärksten Beweis dafür giebt uns Hesiod. Er sah die Wirkungen der Gottheit, aber unerklärbar war ihm dieß heilige Spiel. Hier

und dort waren auf dem empirischen Gesichtspunkte, worauf er stand, Widersprüche deutlich erkennbar. Ein allgemeines Hinstreben nach einer völligen Harmonie der Geister konnte er nicht ahnden: wie die große Kette mit einander zusammenhing, nicht durchschauen. Ungerechtigkeit und Gerechtigkeit mußten wie zufällig abwechseln. Es mußten Daimonen seyn; aber Zeus selbst mußte dabey mitwirken, weil sich sonst die Einbildungskraft vergebens bemüht hätte, den Knoten zu lösen. Zu Mittelwesen zwischen Gott und den Menschen waren sie also geschaffen; aber sie waren Diener der Menschen und Beherrscher derselben. In ihren Händen waren die Führungen und Schicksale der Menschen gelegt, und nur bisweilen trat Zeus unter sie, und bestimmte ihnen den Weg ihrer Handlungen. So Hesiod. Ihm ähnlich dichtete Platon. Nur weiser und klüger, angenehmer und schöner verhallen die Worte seines unsterblichen Geistes. In seiner wahren Region verweilt er hier und malt uns schwelgend in dem unendlichen Reiche der Geister, ein tausendfaches Gemälde dieser Daimonen. Ihm ist alles Geist, und der Körper nur Abdruck des Geistes. — Ich hebe einige Stellen aus um meine Ansicht zu bestätigen.

In seiner Epinomis *) bildet er eine Ord-

*) Plat. Epin. Part. IX. p. 260. ed. bip.

nung der Geister, und nachdem er die Götter oben angestellt, sagt er von den Daimonen:

Nach diesen aber und unter ihnen folgen der Reihe nach die Daimonen. Aber ein in Luft gekleidet Geschlecht, das in der dritten Region in der Mitte schwebt, das Verständlichkeit schaft, sollen wir wegen der rühmlichen Vermittelung verehren. Doppelt ist indessen das Geschlecht dieser lebenden Wesen. Das eine ist aus reinem Aether gebildet, und das andere blos in Luft gekleidet. Nicht ganz sichtbar ist jedes von ihnen. Zwar sind sie nahe bey uns, doch sind sie niemals uns deutlich erkennbar. Sie besitzen bewundrungswürdige Klugheit, haben von Natur Faßlichkeit und Gedächtniß, ja sie erkennen alle unsre Gedanken. Auch den Edlen und Guten von uns lieben sie mit bis zur Bewunderung, und den Schlechten hassen sie sehr, ja sie nehmen selbst am Schmerze mit Antheil. Aber der Gott, welcher des göttlichen Schicksals Richtung weiß, ist von diesem Schmerz und Vergnügen entfernt. Doch ist ihm Weisheit und Erkenntniß von allen. Und da nun der Himmel lebendiger Wesen so voll ist, so verständigen sie sich unter einander alle mit allen den erhabensten Göttern. Deshalb schweben diese Mittel-Wesen, von leichten Wehen getragen, zur Erde hin und hin zum Universum.

Menschlich und göttlich mahlt uns hier der dichterische Platon das Gebilde der Daimonen. Unter den Göttern stehen sie, deren Kraft sichtbar größer und stärker war, als die der im Verborgenen wirkenden Daimonen, oder die Führungen und Leitungen der Gottheit, die ruhig und still uns erscheinen. Bald wie in aetherische Luft gekleidet, — rein und schön, ruhig und ernstvoll, himmlisch und göttlich, kaum nur durch Ahndung bemerkbar: — Bald in Nebel gehüllt, — stärker und gewaltiger, unangenehmer und härter, mehr dem menschlichen Geiste erkennbar; — also doppeltes Geschlechts sind die Daimonen, oder die Wirkungen der Gottheit. — Bewundrungswürdige Klugheit und Faßlichkeit äußert sich bey ihnen, alles fassen sie leicht auf und behalten es treu in ihrem Gedächtniß. — Vorsichtig und weise leitet die Gottheit den Menschen, nichts ist ihr verborgen, alles leitet sie so, daß ihr großer Endzweck erreicht wird; alles befördert ihn, wenn auch unbewußt: jede Falte des menschlichen Herzens durchspähet sie leicht, und vergißt nimmer wie sich das Herz bey ihren Führungen benahm. — Den Edlen und Guten lieben sie, und hassen den Schlechten, ja sie nehmen selbst an seinem Schmerz mit Antheil. — Göttlich schön und dichterisch ist der Gedanke. Ruhig — sey es im Schooße des Glücks, oder seys ärmlich und sparsam — ver-

lebt der Edle und Gute die Tage seines Lebens. Ihm ist alles willkommen, ihn trift nichts, weil sein Herz nicht zu treffen ist, ihm glüht das Auge vor Wonne, er lebt nur im heiligen Beben für das Gute, er ist dem sinnlichen Glanze erhoben, benutzt ihn nur mit Weisheit für die Tugend. Freylich bleibt er noch Mensch, aber Mensch nur dann, wenn er göttlich menschlich empfindet: wenn über den Verlust seines Freundes sein Herz trauert, wenn es der Tod seiner Gattin zermalmt, wenn das nothwendige, menschliche Elend sein Antlitz mit Zügen der Schwermuth faltet; — doch auch hier leidet er nicht allein, er trauert, aber mit ihm die ganze Natur: alles um ihn her ist durch Gottes Führung und Leitung ernst und still, nichts wagt ihn in seiner tiefen Schwermuth zu stören, er ist geliebt von den Menschen, und die Natur selbst huldigt durch feyerliche Stille seiner Größe. *) Nicht so

*) Dieselbe Idee kömmt bey mehrern griechischen Dichtern vor. Um nur ein einziges Beyspiel anzuführen, setze ich aus Bions erster Idylle auf den Adonis den 32 — 35 Vers her.

Ach seufzt über Adon das Gebirg, Ach seufzet der Eichwald.
Flüsse weinen beym Harm der trostlosen Göttin; es weinen
Um den schönen Adon der Berge Quellen, und dunkler
Färbt sich bereits vor Schmerz die hochrothschimmernde Blume.

ist das Schicksal des Bösen, ihn hassen die Daimonen, überall findet er in der Sinnen- so wie in der Geisterwelt die nie erlöschenden Folgen seiner Handlungen, innerlich brennt ihm ein Feuer, das durch jeden, auch den kleinsten, Umstand sich Nahrung verschaft, um nie zu verlöschen. — Doch die Fülle der Gottheit, welche dieß alles bestimmte, welche den großen Plan mit der Menschheit begann und ausführt, kann dieß nicht empfinden, sie ist unendlich und hat kein Organ, für sie ist Empfindung unmöglich. Weisheit und Erkenntniß, ein alles mit vollkommener Einsicht umfassender Geist ist ihr Eigenthum, schrankenlos ist sie und außer dem menschlichen Kreise, nicht kann sie menschlich seyn. Weit unter ihr sind selbst noch die erhabensten Götter, und diesen dienen sogar die Daimonen: Zwischen diesen und den Menschen schweben sie, verständigen sich mit ihnen, und machen den Menschen dann kund, was der Wille dieser unendlichen Kräfte, dieser Götter ist: — Ueberall erscheinen Offenbarungen der Gottheit, selbst in der Natur, nur sind sie unverständlich den Menschen; es muß ein Dollmetscher und Mittler zwischen ihnen und den Menschen seyn. Wer ist dieß anders als die Führungen der Gottheit? Durch diese werden ihnen selbst die zahllosesten Offenbahrungen der unendlichen göttlichen Kräfte deutlich: durch diese lernen sie erst die dunklen,

verborgenen, ihnen zweck- und absichtlosen Erscheinungen in der Natur einsehen: durch diese lernen sie sich das große Räthsel, das überall vor ihnen liegt, auflösen; durch diese sich selbst und das Ganze verstehen.

O! Platon, unsterblicher Geist, deiner Göttlichkeit weih ich ein Opfer: Möchtest du sehen wie das Herz hier in dem Busen sich hebt, möchtest du zählen die Schläge, welche der Geist, in heilige Bewunderung versunken, dem Herzen entzwingt, seelig ärntetest du noch die süße Belohnung, daß du im heiligen Forschen und Denken dir die Göttlichkeit schufst!

Eine andere Stelle findet sich als Beweis in seinem Symposium, *) wo auch Sokrates, nach den vielen Lobreden, welche die Gesellschaft der Reihe nach auf den Eros gehalten hatte, von dem Eros zu reden beginnt. Er führt eine gewisse Diotima als seine Lehrerin auf und erzählt die von ihr erhaltene Belehrung. Ehe ich, sagte er, Unterricht von ihr erhielt, hatte ich in vielen Stücken mit Agathon (der zulezt gesprochen hatte, und am meisten bewundert worden war) gleiche Ansicht von dem Eros. Eros war, bey mir, wie bey ihm, eine große und schöne Gottheit. Allein Diotima belehrte mich, daß der Eros weder schön noch gut, noch häßlich und böse sey, sondern

*) Plat. Symp. Part. X. p. 229. ed. bip.

daß er zwischen diesen in der Mitte schwebe. Eine große Gottheit, sagte sie: kann er nicht seyn, da er nach deinen eigenen Reden nicht einmal für eine Gottheit gelten kann; denn die Gottheiten müßten glücklich seyn: wer aber glücklich seyn will, muß das Gute und Schöne besitzen; aber nach diesen, sagst du, strebt der Eros. Also siehst du, daß du selbst den Eros nicht für einen Gott hältst.

Nun was ist er denn, sagte ich; wäre denn der Eros sterblich? — Am wenigsten das! — Aber was ist er dann? — Wie das vorige zeigt, sprach sie, ein Mittelwesen zwischen den Sterblichen und Unsterblichen! — Was nun Diotima? Ein großer Daimon, Sokrates! Denn das Daimonen-Geschlecht sind Mittelwesen zwischen Gott und den Sterblichen. — Welche Kraft, sagte ich nun, haben sie? — Sie überbringen und erklären den Göttern das Menschliche und den Menschen das Göttliche. Jenen die Gebete und Opfer, diesen die Befehle und die Antworten der Götter auf ihre Opfer. Den Platz zwischen beyden nimmt er also mit ein, so daß das Ganze selbst durch ihn verbunden ist. Durch diesen nun geht die ganze Mantik hervor, und das Geschäfte der Priester bey den Opfern und den Mysterien und den Zaubergesängen und bey der prophetischen Kraft und der magischen Kunst. Denn die Gottheit hat mit den Menschen keine ge-

naue Verbindung, sondern durch diesen ist der ganze Umgang und die Unterredung zwischen Göttern und Menschen möglich, wir mögen nun wachen oder schlafen. Wer nun in dieser Rücksicht weise ist, ist ein glücklicher Mann, wer es aber in etwas anderm ist, sey es in den Künsten oder Handwerken, ist niedriger Arbeit Diener. Zahlreich und mannigfaltig sind gewiß diese Dämonen, aber auch der Eros ist einer von ihnen.

Da es der Raum dieser Blätter nicht verstattet, die verschiedenen Erklärungen von dem Eros mit ihren Gründen und ihrer Widerlegung zusammen zu stellen und sie dem Leser vorzuführen; so schränke ich mich blos auf meine eigene Ansicht ein, und fasse nur hier und da einiges meiner würdigen Vorgänger auf, theils um meine Idee mehr zu bestätigen, theils sie heller ins Licht zu setzen.

Daß ich auch den Eros für das Symbol einer Aeußerung der alles regierenden und leitenden, göttlichen Kraft halte, zeigt schon die Verbindung, in der diese Worte stehen; da sie ein Beweis seyn sollen, daß sich die Griechen durch das Symbol des Daimons, die Wirkungen und Aeußerungen der Gottheit bey den Führungen und Leitungen des Ganzen anschaulich gemacht haben.

Aber welche Aeußerung der alles regierenden und leitenden, göttlichen Kraft in der Sin-

nen- und Geisterwelt ist nun der Eros? Denn daß er, wie Herr Sydenham in einer Anmerkung zu dieser Stelle des Platon meint, — der sich durch die Worte des Maximus Tyr. *) ὅσαι φυσεις ανδρων, τοσαυται και δαιμονων verführen ließ, δαιμων für die Seele des Menschen zu nehmen — die der menschlichen Seele natürliche Neigung zur Schönheit sey, ist eine falsche Ansicht, der nicht nur die Etymologie, sondern auch sogar die hier angeführte Stelle des Platon gerade zu widerspricht. Herr Rector Manso, der in dem oben angeführten Buche den Eros auch erklärt hat, hält ihn nach Hesiod für die bindende Kraft, die den Streit der Elemente beylegte und schlichtete. Etymologisch ist die Idee richtig, und sie mag wohl die ursprüngliche gewesen seyn, da ἔρως gewiß von dem veralteten εἴρω, ich binde, verknüpfe, seinen Ursprung hat. Allein dafür erklärte ihn auch Phädrus in diesem Gespräch, und ob gleich Eryximachus diese Idee weiter ausführte, indem er sagte, daß sich der Eros in zwey Gottheiten theile, und der eine Eros das allgemeine Princip in der Natur sey, das alles auf eine regelmäßige Art vereinige und an einander füge, so daß Harmonie und Uebereinstimmung der Natur und ihrer Theile entstehe, und die von dem entgegengesetzten Prin-

*) Maximus Tyr. Diss. XIV. am Ende.

cip als Ursache aller Trennung und unregelmäßigen Bewegungen hervorgebrachte Wirkungen gehindert und geheilt würden; so war dennoch Sokrates nicht damit zufrieden. Er behauptete, daß der Eros kein Gott, sondern nur ein Daimon, ein Mittelwesen zwischen Gott und den Sterblichen sey, das den Göttern das Menschliche und den Menschen das Göttliche überbringe und erkläre: jenen die Gebete und Opfer, und diesen die Befehle und Antworten der Götter auf ihre Opfer; daß er also mit in der Mitte zwischen beyden schwebe, und selbst das Ganze durch ihn verbunden sey. Zu den Daimonen also zählt er ihn, zu den Aeußerungen der Gottheit in der Sinnen- und Geisterwelt. Jene bezogen ihn auf die Sinnenwelt, nahmen ihn hier für den vereinigenden Gott in der Natur, hielten ihn für das Princip, das gleichsam alle Kräfte in der Natur band und fesselte, damit keine die andere zerstöre und aufreibe, und das Ganze nicht wieder in Chaos zurücksinke. Nicht so Sokrates, ihm war das Ganze nicht blos die Natur, oder die Sinnenwelt, sondern auch die Geisterwelt. In dieser erkannte er auch die Kraft, die alles vereinige und zu einem Ziele führe. —

Wer sollte hier noch anstehen, den Eros für die Aeußerung der göttlichen Kraft in der Sinnen- und Geisterwelt zu erklären, die alles zur Vereinigung, zur

völligen Harmonie leitet! Unmittelbar, sagt Sokrates, kann sich die Gottheit den Sterblichen nicht mittheilen, nur durch ihre Aeußerungen hat sie Verbindung mit den Menschen. Dadurch entstehen Divination, Opfer und Mysterien, dadurch wird der Umgang und die Unterredung zwischen den Göttern und Menschen möglich, wir mögen nun wachen oder schlafen.

In der Erfahrung des Menschen, wo sich die Gottheit auf eine mannigfaltige Weise äußert, wo der Mensch ihren Wirkungen sowohl bey sich als bey andern zusieht, entzieht sich dem forschenden Auge gewiß nicht die göttliche Führung und Leitung des Ganzen zur Einheit und Harmonie. Alles sieht der beobachtende Geist darauf hinstreben, denn selbst die Natur macht Versuche auf Versuche dieses Ziel zu erreichen, wenn sie es auch niemals bey ihrem Seyn erreicht. Schon den Hesiod scheint diese Idee begeistert zu haben, er singt in seiner Theogonie: *)

Als nun das Chaos zuerst sich entwand, und die Erde noch nachher;
Weitumfassend und immer ein unerschütterter Wohnsitz
Aller Unsterblichen, die den hohen Olympus bewohnen.
Auch der Tartarus finster im Schooße geräumiger Erde,

*) v. 116 — 122.

Und der Eros der Schönste im Kreise unsterblicher Götter,
Der die Sorgen verscheucht und aller Götter und Menschen
In den Herzen den Sinn und weisen Rathschluß bezähmet.

Inzwischen verband hier der Dichter zwey Vorstellungen mit einander, wovon die eine einer frühern Zeit angehörte, als die andere. In den ersten vier Versen findet man die Idee eines alten Philosophen vom Ursprung der Welt. Alles fand er in der Natur noch jetzt im Streite; wie mußte es nicht vorher gewesen seyn, da sie Chaos war? Durch Vereinigung und Verbindung aller dieser Kräfte war sie entstanden, so ahndete er und sah im Geiste das Chaos sich entfalten, er sah den Kampf der Elemente: lang dauerte er nicht; der Eros, die verknüpfende und vereinigende Kraft trat unter sie und minderte ihren Streit, hauchte jedem das Streben nach Vereinigung ein; der Eros, welcher auch in Menschen dieß Streben erregt, der bey diesem Streben alle Sorgen verscheucht, der die Absichten und selbst oft den weisesten Entschluß der Menschen leitet. Diese letztern Verse, die das Gemälde vom Eros enthalten, sind schon die Vorstellung einer spätern Zeit, einer Zeit, wo sich die Idee von einer göttlichen zur Harmonie und Einheit leitenden Kraft nicht allein

auf

auf die Natur, sondern auch auf die Geisterwelt erstreckte. Die älteste Vorstellung vom Eros scheint also blos die alles zur Harmonie und Einheit leitende Kraft, die sich in der Natur äußert, bezeichnet zu haben. Allein Sokrates erhob diese Ahndung, die uns Hesiod von einem alten Philosophen, mit einer spätern Vorstellung verwebt, überliefert hat, bey sich selbst zur lichten Vorstellung; er faßte sie mit seinem Götterblicke, mit dem er alles durchschaute, in ihrer Reinheit auf und bestimmte sie mehr. Ihm war der Eros ein Daimon, das heist: eine Aeusserung der göttlichen Kraft, die sich im ganzen Universum verbreitet, nur hier und dort in anderer Gestalt, hier nicht die Aeußerung göttlicher Kraft, die sich bey den Schicksalen der Menschen zeigt, sondern die, wodurch das Ganze zu einer Harmonie geleitet wird.

Sollte über die Natur allein diese Kraft gebieten? Sollte sie nicht auch die Menschheit allmächtig beherrschen, da beyde in gewisser Rücksicht ein Ganzes sind? — Diese Fragen, die dem Denker so nah liegen, mußten sich dem Sokrates aufdringen. Er nahm sie an und entschied, er entschied zum Vortheil der Menschheit. Bey ihnen vorzüglich, dichtet er, äußert sich diese göttliche Kraft, unter ihnen treibt sie ihr heiliges Spiel. Nicht im Ge-

räusche, wie die Kräfte der Natur, kündigt sie ihr Daseyn an, sondern heimlich und verborgen wirkt sie, und nur durch ihre Wirkungen wird sie uns sichtbar. Wie die Natur so die Menschheit, alles fesselt sie, alles führt sie zur Harmonie. Jeder folgt ihrer Anmahnung, mag er zaudern oder nicht, mag er eilen oder still stehen, unbewußt geht er den Pfad, wo sich die Menschheit im Ganzen dem großen Ziele ihrer Bestimmung nahet. — Außer dem Kreise der Menschheit und außer dem Kreise der Natur schwebt diese Kraft mitten zwischen beyden, aber ihre Wirkungen äußern sich bey beyden. Nicht das Auge, sondern der Geist ist das geheiligte Organ, mit welcher der Mensch ihr heiliges Schaffen auffaßt, mit welcher er sie anschaut, als die göttliche Kraft, die zur Vereinigung und völligen Harmonie leitet. — So hoch hatte sich die Vorstellung im Reiche der Philosophie geschwungen, so rein, so göttlich und schön hatte sich die höchste göttliche Wahrheit in ihrem unsterblichen Glanze dem Geiste des Menschen dargestellt. Aber was nutzte dem Dichter dieß Abstract, wenn er es als ein heiliges Kleinod blos und rein in seiner einfachen natürlichen Gestalt, ohne in ein schönes sinnliches Gewand einzukleiden, darlegen sollte? Seine Bestimmung erfordert ja sinnliche Darstellung, das höchste Göttliche soll er uns ja in menschlicher, anschaulicher Gestalt

zeigen, damit die Einbildungskraft im heiligen Beben zwischen dem Göttlichen und Menschlichen schwebe, und das Herz durch Gefühle und Empfindungen ergötze. Griechenlands Dichter verfehlten dieß nicht, sie stellten dieß Abstract in dem schönsten menschlichen Gewande, sie stellten es durch die Liebe dar.

Schöner konnte die Wahl nicht getroffen seyn. — Die Einbildungskraft schuf sich nach den Gesetzen der Aehnlichkeit die schönsten und angenehmsten Dichtungen. Aber Liebe ist ja auch die höchste Vereinigung und Harmonie der Seelen, durch sie führt die Gottheit Wesen zusammen, durch sie ist eins an das andere gekettet. Ja in dieser Vereinigung selbst wird uns die Gottheit von so vielen Seiten erst sichtbar, durch sie bemerken wir im ganzen Weltenall die liebende Hand, die alles verbindet und zusammenhält; und ich getraue mich sogar zu behaupten, daß durch die reine göttliche Liebe der Mensch erst zur Anschauung der göttlichen Kraft, welche das Ganze in eine Harmonie auflößt, geführt wird. Richtiger hat deshalb vielleicht jener alte morgenländische Weise, nach der Schöpfung, den ersten Menschen in einen Schlummer fallen lassen, aus dem er nicht eher erwachte, als bis seine Gehülfin um ihn war. Durch die Liebe gelangte er erst zu seinem Bewußtseyn, durch sie wurde er erst zur Gottheit geführt.

Mit Recht hatten also die Dichter diese philosophische Anschauung von einer übersinnlichen Kraft, die alles zur höchsten Harmonie führt, in das Gewand der Liebe gehüllt.

Eine andere Stelle des Platon, die für meine Erklärung des Daimons die Bestätigung giebt, findet sich in seinem Theages. *) Theages sagt zu seinem Vater:

Siehst du wohl, Vater, daß Sokrates meinen Umgang nicht sehr zu wünschen scheint, ob ich gleich, was mich anlangt, bereit bin, wenn er nur wollte. Aber das sagt er scherzend zu uns; denn ich kenne einige meiner Gespielen, die nur um ein weniges älter sind; diese waren, ehe sie mit ihm umgingen, Menschen ohne allen Werth. Nachdem sie aber oft mit ihm zusammen waren, zeigten sie sich in sehr kurzer Zeit als die Besten unter allen, ob sie gleich vorher schlechter als diese gewesen waren. Sokr. Weißt du nun, wie das zugeht, Sohn des Demodokos? Theag. Ja, bey dem Zeus, das weiß ich. Denn wenn du willst, so werde auch ich so werden, wie jene nur sind. Sokr. Nicht so, Guter. Gewiß du weißt nicht, wie das zugeht; ich will es dir sagen. Es ist mir durch das göttliche Schicksal etwas Göttlich-menschliches geworden, das,

*) Plat. Theag. Part. II. pag. 18 — 22. ed. bip.

mit meiner Kindheit begonnen, mich begleitet. Es ist dieß aber eine Stimme, die mir, wenn sie ertönt, immer Abrathung von dem zuflüstert, was ich thun will: doch treibt sie mich nie an. Und wenn einer meiner Freunde mir etwas mittheilt, und die Stimme ertönt, so rathet sie das ab, und läßt es nicht geschehen. Hiervon führe ich euch Zeugen auf: Ihr kennt doch den Charmides, den braven Sohn des Glaukon. Dieser theilte mir einmal mit, er wolle sich in dem nemeischen Wettspiel üben. Und sogleich, da er zu reden anfing, daß er sich üben wolle, ertönte die Stimme und ich hielt ihn ab und sagte: Mitten in deiner Rede ertönte mir die Stimme des Daimons: übe dich nicht. — Vielleicht, sagte er, deutet sie darauf, daß ich nicht siegen werde; doch ich will mich, wenn ich auch nicht siegen soll, üben, und diese Zeit benutzen. Dieß sagte er und übte sich. Es wäre nun werth von ihm selbst zu hören, was ihm nach diesem Spiele begegnet ist. Wenn ihr aber wollt, so fragt doch den Kleitomachus den Bruder des Timarchus, was ihm Timarchus sagte, wenn er ja etwa sogleich nach dem Ausspruch des Daimon gestorben wäre. Doch auch Euathlos, sein Mitstreiter, der den Timarchus bey seiner Flucht aufnahm, wird euch sagen, was er ihm damals sagte. — — — — Dieß alles nun habe ich dir gesagt, weil die Kraft dieses Dai-

mons auch selbst bey dem Umgange derer, die mit mir in genaue Verbindung treten wollen, alles vermag. Denn vielen ist sie entgegen, und es steht nicht in meiner Gewalt, ihnen, wenn sie auch mit mir umgehen, nützlich zu seyn. Deshalb ist mir nicht möglich mit diesen umzugehen. Mit vielen hingegen umzugehen, hindert er zwar nicht, indessen haben diese, wenn sie auch bey mir sind, keinen Vortheil davon. Bey welchen aber nun die Kraft dieses Daimons zum Umgange stimmt, diese haben unser Zutraun gewonnen und mit ihm den bleibenden Nutzen..

Auch diese Stelle wird nach einer kurzen Erläuterung meine Ansicht von dem Daimon der frühern Griechen bestätigen.

Aus den Umständen und Lagen der Dinge entsteht dem Menschen, selbst bey einem flüchtigen Blick, oft eine ganz veränderte Ansicht. Sind keine Umstände da, so entscheidet der Mensch gewöhnlich nach seinem Gefühl. Jedoch wird er sich auch oft der Umstände nicht deutlich bewußt. Die Ahndung, die unbemerkt, auch nach der dunkeln Vorstellung von der Lage des Ganzen, in welcher einer eine Handlung unternehmen will, eintritt, rathet ihm davon ab. Sokrates nennt diese Ahndung, die aus dem von der Gottheit geführten und geleiteten Ganzen entsteht, da er diese göttlichen Führungen mit dem Namen δαιμων be-

legt hatte, τι δαιμονιον, etwas göttlichmenschliches. Es ist dieß, sagt er, das Göttliche, das mich von dem Anfang meiner Kindheit gleichsam begleitet hat. — Aufmerksam auf alles, was in seinem Kreise vorging, war schon der Geist seiner Jugend. Seine Einbildungskraft war früh bey ihm rege und stellte ihm die Umstände mit den lebendigsten Farben dar; diese Umstände bewirkten gleichsam eine Stimme in seinem Innern. Das dunkle geistige Vorgefühl, das unbemerkt durch die Umstände, welche die Gottheit herbeyführt, erregt wird, oder die Ahndung von diesem und jenem war ihm mehrmals in Erfüllung gegangen. Durch den scharfen Blick seines Geistes, den er als Mann sich erworben hatte, erschien ihm oft auch bey den verwickeltsten Fällen die ganze Lage der Umstände in dem hellesten Lichte: Angezogen fühlte er sich zu diesem, und abgezogen von etwas anderm, und da dieß alles oft nur die Zeit eines Augenblicks erfordert, so entschied er sogleich und richtig. Deshalb sagt er: es ist mir durch das göttliche Schicksal etwas göttlichmenschliches geworden, das mich seit dem Anfang meines Lebens begleitet. — Es ist dieß aber eine Stimme, die, wenn sie ertönt, mir immer Abrathung von dem zuflüstert, was ich thun will: doch treibt sie mich nie an. In diesen Worten, glaub ich, hat er sich bestimmt erklärt. Charakteristisch hat er hier seine Ahn-

dung geschildert, unverkennbar liegt sie in diesen Worten. — Wir ahnden, ein jeder wird das zugestehen, bey allen unsern Unternehmungen; gleichsam ein heiliger Anstoß der unendlichen Kraft, von der wir ein Theil sind, erzittert unsern Geist, um noch im Kleinen uns eine Nachempfindung von dem Ganzen zu ertheilen, in welchem wir einst vor der Trennung waren. Aber diese Ahndung, wer bewirkt sie anders als die Gottheit? Durch das Herandrängen der Dinge unter einander, wo unser Geist im Ueberfluß des Stoffs nicht einmal zu reflectiren vermag, ist dunkel der Blick, wie er selbst; er ahndet, statt daß er sonst einsieht und erkennt, er fühlt und empfindet, statt daß er sonst es gewiß weiß und überzeugt ist. Doch fern ist es, daß ihn seine Ahndung zu einer Handlung antreibt oder fortstößt; er selbst bestimmt sich dazu. Nur auf Entscheidung kann hier nicht gerechnet seyn; Besonnenheit und Ueberlegung war hier nicht vergönnt, er folgt dem Gefühle, das ihm die ganze verborgene Lage der Dinge vorhält, die er gleichsam nur im dunklen Traume, der, wenn er geträumt ist, wieder verschwindet, ohne Erinnerung übrig zu lassen, mit einem Blicke übersieht, und gleich wieder vergißt, wie sie gestaltet war.

Göttlich ist also diese Ahndung; aber freylich nur in sofern göttlich, als die Gottheit

uns diese durch ihre alles umfassende Führung und Leitung möglich macht. Anschauung der überall sich verbreitenden göttlichen Wirkungen in der Sinnen- und Geisterwelt war also auch nach dieser Stelle die Grundidee des Sokratischen Daimons. Sein Beyspiel erläutert dieß noch mehr. Charmides kam zu ihm, entdeckte ihm seinen Willen, und wollte seine Entscheidung hören. Mitten in der Rede, wo doch die Kraft seines Geistes getheilt war, ertönte die Stimme: daß er nicht zu dem nemeischen Spiel gehen möchte. Er folgte nicht und — war unglücklich. Sokrates Ahndung war es, die ihm das sagte, durch die Lage der Dinge, durch die Beschaffenheit der Umstände ertönt ihm gleichsam eine Stimme: übe dich nicht. Es ist dieß eine göttliche Stimme, denn nur durch Lagen, Umstände, Verhältnisse und Schicksale spricht die Gottheit zu uns. Mit Recht sagt er deshalb am Ende: Die Kraft des Daimons, wo diese zu einer Handlung stimmt, wo alles, was um uns herum ist, seine Einwilligung giebt, — freylich nicht zwingt, sonst wäre ja dem Menschen die Freyheit entrissen, — da gelingt die Handlang gewiß, und muß gelingen, sie muß zum Vortheil und Nutzen zum Seegen für das Ganze blühen und gedeihen; denn das Ganze stimmte selbst dafür.

Einzig ist das Ziel der Geister, alle drängen nach ihm, wenn sich auch jeder den Weg anders wählt, einer bezähmt doch den andern, wenn er den Mittelpunkt seines Strebens verliert, und nur im Ganzen gewinnt die Menschheit das glückliche Land, wo ihr alles verschwindet, aber die Gottheit bleibt. In diesem Streben nach ewiger Einheit, wozu die Gottheit die Menschen führt, erhält der Mensch zahllose Offenbarungen von ihr. Handeln läßt sie ihn frey; aber durch die Umstände, Verhältnisse und Lagen, die sie ihm vorführt, bestimmt sich der Mensch zum Handeln. Seine Schicksale selbst sind darnach berechnet. Von einer übersinnlichen göttlichen Kraft hängt dieß ab, sie hat den Namen δαιμων. Ahndung von dem Erfolg unsrer Handlungen, Ahndung von unsern und andern Schicksalen bewirkt dieser δαιμων in uns, sie sind τι δαιμονιον.

Soviel über die Idee, die von den frühern Griechen in das Symbol des Daimons gehüllt ist. Unter den spätern Dichtern und Prosaikern gewann sie allmählig eine andere Gestalt, von der ich mir die Darstellung, wenn diese Enthüllung den Beyfall des Denkers und Forschers erhalten sollte, vorbehalte. Jetzt scheide ich mit der Bitte um ein vorurtheilloses Prüfen meiner Idee, von Euch, Ihr forschenden Leser dieser Blätter, so wie mit dem Gedanken von dir, göttlicher Platon, daß du in dei=

nen Werken einen heiligen Schatz niedergelegt hast, den die Menschheit schon längst ahndete, aber jetzt erst zu finden strebt. In Symbole hülltest du die göttlichen Ideen, die der sterbliche Mensch aus seinem Geiste wie himmlische Funken schlägt. Rein und göttlich sind sie, von dem kindlichen Geiste der Vorwelt gesondert. Wie die kostbarsten Kleinodien, welche die unreine Hand nicht betasten, und der Schmutz und Staub nicht beflecken soll, damit sie ein ewiges Andenken und ein ewiger Schatz bleiben, verbargst du diese Ideen, und bedecktest sie mit einem Schleyer, den das ungeweihte Auge nicht zu sehen, noch die ungeheiligte Hand zu entreißen vermag. Du schufst ihnen einen Tempel, worin sie aufgestellt der geheiligte und geweihte Geist des Menschen finden und anschauen konnte. In ihm ist die Gottheit bey ihren allmächtigen und heiligen Wirkungen in der Sinnen- und Geisterwelt gezeigt. — Ob ich aber nicht selbst mich verwegen diesem Tempel der Gottheit genaht habe? — Ob ich nicht selbst, noch nicht genug geheiligt und geweiht, einen Theil dieses Schleyers zu entreißen mich bemüht habe? — Darüber wage ich nicht zu entscheiden. Das überlasse ich Männern, deren Geist dem Deinigen ähnlich ist.

II.

Friderici Jacobs Animadversiones in epigrammata anthologiae graecae secundum ordinem analectorum Brunckii. Vol. II. Pars tertia. Leipzig bey Dyk 1801. 417 S. gr. 8.

Dieser Band umfaßt die meisten Epigrammen des dritten Theils von S. 54 — 221., und der Verf. hofft die Anmerkungen zu den übrigen im dritten und vierten Theile in zwey Bänden beendigen zu können, wovon der eine nächstens erscheinen wird.

Wir fangen damit an, wieder, wie bey der Anzeige der vorigen Bände, an einigen Beyspielen zu zeigen, welche wichtige Dienste die Vaticanische Handschrift bey der Berichtigung des Textes geleistet hat. Im 7ten Epigramm des Nikarch sagt ein Podagrist: Was liegt daran, ob ich mit kranken oder gesunden Füßen in die Unterwelt gelange: Πολλοι γάρ μ' ἐρέουσιν oder, nach Brunck's Conjectur,

ἐρέθουσιν. Eins ist so unpassend wie das andre. Dagegen findet sich in der Vaticana die wahre Lesart, nur mit einem falschen Accent: μ' αἰροῦσιν, statt dessen der Her. schreibt: αἴρουσιν von αἴρειν für ἐξαίρειν, efferre defunctum. Der Podagrist verläßt sich darauf, daß die Träger seinen podagrischen Leichnam schon fortbringen werden:

Sterben muß ich einmal; was kümmerts mich, ob ich podagrisch,
Oder ein Läufer hinabkomme in Aides Reich.
Denn man trägt mich hinaus; so lasse mich ferner denn hinken,
Jener Sorge zum Trotz bleib' ich des Thiasus Freund.

Schon Hugo Groot übersetzte in diesem Sinne:

Multi me tollent; fiam sine claudus: ob illud
Ne dulces thiasos sit mihi deserere.

Er verschönerte sogar den griechischen Pentameter: Τῶνδ' ἕνεκεν γὰρ ἴσως οὔποτ' ἐῶ θιάσους, wo γὰρ ἴσως matt und müßig ist. Vielleicht las er: Τῶνδ' ἕνεκεν γλυκεροὺς u. s. w. oder: Τῶνδ' ἕνεκεν θιάσους οὐ χαρίεντας ἐῶ. Denn χαρίεντας θιάσους könnte leicht durch Abkürzung in γὰρ ἴσως verwandelt worden seyn.

Dem 5ten Epigramm des Palladas, worin gezeigt werden soll, daß weder Häßlichkeit noch Strenge noch Alter ein sichres Bollwerk

der weiblichen Keuschheit sey, fehlen in den Brunckschen Analecten die beyden letzten Distichen: Brunck trägt sie aber in den Lectionibus aus Saumaise's Abschrift der Vaticana nach, ohne doch etwas für ihre Verbesserung zu thun. Jakobs hat sie in den Text selbst an ihre Stelle eingerückt und in den Anmerkungen hat er diese häßlich in der Handschrift entstellte und verdorbne Stelle auf folgende glückliche Weise hergestellt, ohne sich weit von den Zügen des Codex zu entfernen:

Ἡλικίῃ τοίνυν διακρίνετε· ἀλλ' Ἀφροδίτης
  Οἴστρων εἰρήνην οὔτε τὸ γῆρας ἄγει.
Ὅρκοις λοιπὸν ἀεί τι πεποίθαμεν· ἀλλ μεθ' ὅρκου
  Ζητεῖν ἐστὶ θεοὺς δώδεκα καινοτρόπους.

Laß denn entscheiden die Jahre; doch wisset, vom Stachel der Liebe
  Bleibet auch unverschont nimmer das alternde Weib.
Nun so vertraun wir dem Eid; wo findet man aber den neuen
  Rath der Olympier, der Liebender Meineid bestraft?

Im 44sten Epigramm des Palladas war beym Planudes der 4te Vers ausgefallen, der in den Ausgaben schlecht ergänzt wird. Der ächte Vers des Palladas wird vom Her. aus der Vaticanischen Handschrift hergestellt. Ein Lehrer der Grammatik giebt seine Schule auf und redet von seiner Lage in einer Sprache

und mit Wortspielen, die sich auf sein Fach beziehen und sich nur unvollkommen nachbilden lassen:

Feil sind Callimachus mir und Pindarus und der Grammatik
Regeln, welche mich zur Regel der Armuth geweiht.
Für die Syntaxis hat mir Dorotheus die Taxe entzogen,
Mit undankbarem Sinn sendend mir diesen Bescheid:
Du, mein Theophilus, stehe mir bey und verhindre du selber,
Daß nicht die Schule der Noth Kraft mir und Leben verzehrt.

Ein in der Vaticana sehr verdorbnes Epigramm des Palladas N. 106 ist von den Kritikern mit viel Kühnheit, aber wenig Glück emendirt worden. Der Her. bleibt sehr treu auf der Spur der Handschrift und stellt aus ihr folgendes Distichon her:

Ἀχρὰς ἔην· σὺ δὲ χερσὶ μυρίπνοον ἥνιθ' ἔθηκας.
Δένδρῳ πτόρθον ἐνείς· σὴν χάριν εἴς σε φέρω.

Wild war mein Stamm, du impftest ihm ein dem besseren Sprößling;
Für die duftende Frucht geb' ich den Dank dir zurück.

Dieß nur einige Proben von guten Lesarten des Vaticanischen Codex und von dem, was der gelehrte Herausgeber mit Hülfe desselben

für die Verbesserung des Textes geleistet hat. Wir reihen an diese einige Bemerkungen über verschiedne von den Epigrammen an, denen in diesem Band durch scharfsinnige Kritik und gelehrte Erklärung ihr volles Recht wiederfahren ist.

Im 14ten Epigramm des Nikarch ertheilt ein Seher einem Reiselustigen folgende schlaue und komische Antwort:

Jemand befragte den Mantis zu Pisa, ob er nach Rhodos
Schiffen sollte, und wie sonder Gefahr es geschäh.
Erst bedarfst du ein neus Schiff, erwiedert der Mantis;
Laß den Winter vorbey, warte die Sommerzeit ab.
Hast du dieses gethan, so kommst du so dorthin als hieher,
Wenn ein Pirate dich nicht kapert auf offener See.

Wir haben im ersten Verse den Ὀλυμπικὸς μάντις durch Mantis von Pisa übersetzt, indem wir glauben, daß hier auf einen der Olympischen Priester aus der Weissager-Familie des Jamus angespielt werde, welche zu Olympia theils aus dem Vogelflug weissagten, theils auf dem großen Altar des Zeus im Hain Altis ein Orakel hatten, wo sie aus der Flamme des Opferfeuers und aus den Eingeweiden der Thiere die Zukunft verkündigten. Pindar Ol. 6, 7. 111 — 119. Ol. 8, 3. f. Pausanias 6, 2, 2. Ihre Orakel bezogen sich nicht blos

blos auf die Kämpfe bey den Olympischen Spielen sondern auch auf andre Gegenstände, z. B. auf Kriege und deren Erfolg, wie wir aus Beyspielen im Pausanias sehen. Und so konnte also auch Jemand die Frage über den Erfolg einer Seereise an sie stellen. Wahrscheinlich hatte Nikarch hier die ähnlichen Epigrammen des Lucillius n. 43, 44. auf einen Seher Olympus vor Augen. Idem, sagt der Her., an fuerit, fictumve nomen, non constat. Wahrscheinlicher ist wohl das leztre, und Lucillius scheint uns den Namen Olympus gewählt zu haben, weil er von einem Olympischen Propheten spricht. Daß dieß leztre der Fall ist, wird dadurch noch wahrscheinlicher, weil sich das Orakel auf Kämpfer in den Spielen bezieht, welche auch beym Pindar Ol. 8, 3. ff. zu den Jamiden ihre Zuflucht nehmen. Daß in dem einen dieser Epigrammen auch auf Astrologie angespielt wird, steht unsrer Erklärung wohl nicht im Wege. Warum sollte man nicht in spätrer Zeit diesen Sehern in Olympia auch die Kunst, in den Sternen zu lesen, zugeschrieben haben? Auch wäre die Frage, ob im Lucillius Ep. 44, 4. τοῖς ἱεροῖς ἐνιδών auf die Schriften der Sterndeuter zu beziehen, oder ob diese Worte mit den zu vergleichen seyn möchten, welche Pindar Ol. 8, 4. von den Jamiden braucht: μάντιες ἄνδρες, Ἐμπύροις τεκμαιρόμενοι.

In dem 19ten Epigramm des Nikarch auf den geizigen Phidon fällt zweyerley auf, erstlich, daß er sich einen Sarg für fünf Minen gekauft, über welchen großen Kaufpreis er weint. Aber warum gab er denn eine so ansehnliche Summe für einen Sarg aus, da doch gewiß ein schlechterer für einen sehr viel wohlfeilern Preis würde zu haben gewesen seyn? Wir glauben, daß ἡ σόρος hier für μνῆμα, ein Grabgewölbe stehe, in welcher Bedeutung es sich auf einer Steinschrift von Alexandria Troas in Lechevalier zweyter Ausg. der Reise nach Troas S. 215. d. deutschen Uebersetz. findet: Μάρκυς — σορὸν ἑαυτῷ καὶ τῷ γλυκυτάτῳ πατρὶ — καὶ τοῖς ἐκ τοῦ γένους μου. Und zu dieser Bedeutung paßte denn auch der vierte Vers des Epigramms, worin gesagt wird: Legt ihm in den σορὸς eins seiner vielen Kinder mit hinein; denn es ist ja Raum darin. Nur liegt in diesem Verse das zweyte Auffallende, was dieses Epigramm hat; wozu die Erwähnung der vielen Kinder des Geizigen; was ist ihm damit gedient, wenn man ihm noch eins seiner Kinder mit in sein Grab legt? Ist von einem Sarge die Rede, so könnte es als eine Genugthuung für den Geizhals angesehen werden, wenn für eines seiner Kinder nicht noch ein Sarg gekauft zu werden brauchte. Wiewohl der Her. diesen Witz mit Recht für frostig erklärt. Aber daraus folgt freylich nicht, daß

Nikarch nicht so geschrieben haben könne. Wollte man ihm indeß zu Hülfe kommen, so würden wir in Vorschlag bringen, das Epigramm etwa so zu lesen:

Δακρύει φείδων ὁ φιλάργυρος, οὐχ ὅτι θνήσκει,
  ἀλλ' ὅτι πέντε μνῶν τὴν σορὸν ἐπρίατο.
Ταύτην οἱ χαρίσασθε, καὶ, ὡς τόκος ἐστὶν ἐν αὐτῇ,
  τῶν πολλῶν οἱ μνῶν πέντε προσεμβάλετε.

Karg, der Geizhals, beweint sein Geschick, nicht, daß er muß sterben,
  Sondern, daß ihm fünf Minen gekostet der Sarg.
Schenkt ihm diesen, und legt, so wuchert er auch noch im Sarge,
  Von dem, was er besaß, ihm die fünf Minen hinein.

Wir haben blos im zweyten Distichon τόκος für τόπος geschrieben, und der Pentameter heißt in der Anthologie so: τῶν πολλῶν τεκνίων ἕν τι προσεμβαλετέ. Um seine Manen zu versöhnen, soll man ihm den Sarg schenken und die fünf Minen, die er bereits dafür entrichtet hatte, mit in seinem Sarge, oder vielmehr, in seinem Grabe beylegen.

Um das 21ste Epigramm des Nikarch hat sich der Her. durch Kritik und Erläuterung sehr verdient gemacht. Ein armer Mann, Namens Stephanos, war zu einem gewissen Wohlstand gekommen. Dadurch übermüthig gemacht verlängerte und veredelte er, nach der vom Her. erläuterten Sitte jener Zeit, seinen

Namen und nannte sich Philostephanos. In der Folge, setzt der Epigrammatist hinzu, wird er sich wohl gar Hippokratippiades oder Dionysiopeganodoros nennen, aber im Agoranomium bleibt er doch schlechtweg Stephanos. Im ersten Verse sagt der griechische Text: Ἦν Στέφανος πτωχὸς καὶ παῖς ἅμα, wo die letzten Worte matt sind, man mag nun erklären: Er hieß Stephanos, als er arm und zugleich ein Sklave war, oder: als er noch arm und zugleich im Knabenalter war. Der letzte Vers, worin gesagt wird, er habe beym Marktmeister, der über die verkäuflichen Waaren auf dem Markt die Aufsicht führte, immer seinen alten Namen behalten, führt den Her. auf die überaus glückliche Verbesserung: Ἦν Στέφανος πτωχὸς κηπεὺς θ' ἅμα, et pauper et olitor, welche über das ganze Epigramm Licht verbreitet. Er war ein armer Gärtner, der mit Gemüße und Blumen handelte, daher sein bedeutender Name: Stephanos d. h. Kranz, Blumenstrauß. Nun da er sich mit seinem Gewerbe ein ansehnliches Vermögen erworben hatte, adelte er sich selbst und setzte seinem Namen vier Buchstaben vor: Philostephanos, wobey es uns aber wahrscheinlich ist, daß er den Namen in einer andern Bedeutung nahm und auch dadurch zu veredeln suchte, daß er nicht sowohl damit auf sein Gewerbe anspielte, als an die Kränze erinnerte, wel-

che sich vornehme Leute als Sieger in den Wettspielen erwarben. In dieser Ansicht bestärkt uns der Zusatz des Dichters: Bald wird er sich wohl gar Hippokratippiades nennen; ein Name, welcher Rittern vorzüglich angemessen war, und den man, wie der Her. aus Aristophanes Wolken zeigt, in Athen liebte, um den Aufwand der Reichen in Erhaltung von Rennpferden und die Siege in Kampfspielen (Pindar Isthm. 3, 17. ff. Δεξάμενος στεφάνους ἱπποδρομίας κρατέων) dadurch anzukündigen. Aus Prahlerey und Großthuerey würde sich also Stephanos den Namen eines Roßherrschers beylegen. „Oder auch, setzt der Dichter hinzu, wird er sich wegen der Schwelgerey, die er im Essen und Trinken treibt, Dionysiopeganodorus nennen.“ Das Lächerliche in dem Klange des langen, hochtrabenden Namens abgerechnet, findet der Her. in der Zusammensetzung desselben mit dem Worte πήγανον, die Raute, eine Anspielung auf das ehmahlige Gewerbe des Gärtners, der Garten-Raute auf dem Markt verkaufte. Richtig; nur ist der Sinn des ganzen Namens noch zu entwickeln übrig. Es bezeichnet den Mann, der seinen Gästen Rautenwein (Διονυσιοπήγανον i. e. οἶνον πηγανίτην) vorsetzt. Die Raute spielte eine große Rolle in der Gärtnerey und Landwirthschaft. S. Schneider zum Columella 11, 3, 38. und wurde, mit Wein

vermischt, sowohl als Heilmittel gegen den Biß schädlicher Thiere (Niklas zu den Geopon. 12, 25. Beckmann zu Antigonus Caryst. 41.) als zur Magenstärkung gebraucht. Nun kannte wohl Stephanos aus alter Erfahrung hinlänglich die Kraft der Raute, und hatte seinen Magen vielleicht manchmal durch einen Schluck Rautenwein gestärkt. Eine solche Unterstützung und ein solches Reizungsmittel der erschlafften Verdauungs-Werkzeuge (aegrum sollicitat stomachum Horat.) bedurften aber er und seine Gäste itzt mehr als jemals, διὰ τὴν σπατάλην, weil auf seiner Tafel dem Bauche die unmäßigsten und üppigsten Opfer gebracht wurden. Sehr fein ist also die Anspielung auf die Schwelgerey und das Uebermaaß im Essen und Trinken unter den Reichern aus den niedern Ständen, die in diesem Namen liegt. Was den Sinn des letzten Verses anlangt: ἐν δ' ἀγορανομίῳ παντὶ μένει Στέφανος, so ist dieser vom Her. richtig aufgefaßt worden. Er bemerkt, daß ἀγορανόμιον sonst nirgends vorkomme, daß es aber, nach der Analogie von θεσμοθέσιον, den Ort zu bezeichnen scheine, wo sich die Marktmeister (ἀγορανόμοι) versammelten, in deren Listen vermuthlich die Namen derjenigen verzeichnet waren, welche Plätze auf dem Markt inne hatten, in denen sie ihre Waaren feil boten. Auf diesen Listen oder Tafeln blieb denn immer der alte Name des Stephanos stehen,

mochte er noch so viel Veränderungen damit vornehmen. Des Vf. Erklärung wird vollkommen durch eine Stelle im Plato von den Gesetzen B. 11. T. 9. p. 131. Zweybr. bestätigt, wo gesagt wird, die Marktmeister sollten das, was die Verkäufer zu thun und zu lassen hätten, aufzeichnen und vor dem Agoranomon (πρόσθε τοῦ ἀγορανόμου, gleichbedeutend mit unserm ἀγορανόμιον, wenn nicht wahrscheinlich mit Stephanus, nach der Analogie des gleich darnach folgenden ἀστυνόμιον, auch hier ἀγορανομίου, zu lesen ist) auf einer Säule die Gesetze zum Behuf des Handels und Wandels aufstellen. Eben so wird gleich darauf von den Policey-Vorstehern (ἀστυνόμοι) gesagt, sie schrieben das, was noch in den Gesetzen zu ergänzen wäre, in das ἀστυνόμιον und stellten es an einer Säule auf. Demnach war vermuthlich ἀγορανόμιον der Platz oder die Halle auf dem Markt, wo sich die Marktmeister aufhielten und alles zu ihrem Beruf gehörige besorgten, aber auch wohl zweytens, so wie ἀστυνόμιον in der erwähnten Stelle, die Rolle, in welche sie das zu ihrem Amte gehörige eintrugen.

Strato beklagt sich im 68sten Epigramm über die Abwesenheit seines Lieblings. Im vierten Verse heißt es:

μοῦνον ἐπεί με λιπὼν εἰς ἰδίην ἔφυγεν.

Aber in den Membranen ist eine merkwürdige

Lesart: ἐσιδίην ἔφεσον, woraus der Her. ἦλθε σύδην Ἔφεσον oder ἔσσυτο εἰς Ἔφεσον macht. Denn es sey höchst wahrscheinlich von Ephesus die Rede, da auch in Rufins Nachahmung n. 25. der Tempel der großen Artemis erwähnt wird. Noch näher würde den Zügen der Handschrift kommen: εἴςιδε ἦν Ἔφεσον, vorausgesetzt, daß εἰςιδεῖν, wie invisere, besuchen heißen kann. ἰδεῖν braucht Nikarch 30, 2 von den Besuchen des Arztes bey dem Kranken. Den Strato hatte sein Liebling verlassen und war nach Ephesus, wie es scheint, seinem Vaterlande gegangen; dagegen in Rufins Nachbildung der Liebhaber seine Freundin zu Ephesus verläßt, und, weil er die Trennung nicht ertragen kann, dahin zurückkehren will. Dem Schlusse von Nikarchs Epigramm, worin der Dichter sagt: „wenn sein Liebling nicht bald zurückkehre, werde ihm das einsame Lager nicht länger erträglich seyn" schien uns etwas zu fehlen, und in dieser Meinung bestärkte uns Rufinus Nachahmung, nach welcher wir vermuthen, daß zwey Disticha ausgefallen seyn mögen, ungefähr des Inhalts: Er werde selbst nach Ephesus reisen und nicht eher ruhen, bis er sich mit seinem Geliebten wieder vereinigt habe. Zu den ersten Versen im Nikarch, verbunden mit Rufin V. 4, vergleichen wir den Euripides in den Phönizierinnen V. 330. ff. vom Oedipus: ὁ δ' ἐν δόμοισι πρέσβυς ὀμματοστερής,

'Απήνας ὁμοπτέρου, τᾶς ἀποζυγείσας δόμων (vielleicht δρόμων), Πόθον ἀμφιδάκρυτον Αἰεὶ κατέχων. Vgl. Jakobs zu Strato 85, 1. S. 120.

Im 89sten Epigramm erzählt Strato, er habe zur Nachtzeit einen Knaben umarmt und ihm eidlich große Belohnung versprochen. Nun wisse er nicht, was er ihm geben solle. Denn der Knabe habe nicht verdient, daß er ihn durch einen falschen Eid täusche: οὔτ' ἀπάτης γὰρ Ἄξιος, Ἑσπερίης οὔτ' ἐπιορκοσύνης. Der Her. führt zur Erklärung der letzten Worte aus Brunck an, es sey eine Zeit gewesen, wo bey den Griechen, besonders den Asiatischen, die römische Treulosigkeit (Ἑσπερίη ἐπιορκοσύνη) habe eben so gut zum Sprichwort werden können, wie die Punische Treulosigkeit bey den Römern. Wahr; nur wissen wir nicht, ob wirklich eine solche sprichwörtliche Redensart üblich gewesen, und wir können die Erklärung von ἑσπερίη ἐπιορκ. näher haben, wenn wir es auf die am Abend geschehene Zusage beziehen. Er hat es nicht um mich verdient, daß ich ihm die nächtliche Zusage nicht halte.

Rufinus rühmt Ep. 24, 1. f. an einem Mädchen, sie habe die Augen der Here, die Hände der Athene (τὰς χεῖρας Ἀθήνης), den Busen der paphischen Göttin und die Füße der Thetis. Wenn sonst irgendwo, sagt der Herausgeber, die Minerva wegen der Schönheit ihrer Hände gerühmt würde, so möchte man

diese Stelle lieber darauf als auf die in weiblichen Künsten geschickten Hände der Göttin beziehen. Das Letztere erlaubt in der That der Zusammenhang nicht, welcher lehrt, daß hier nur Prädicate der Schönheit gehäuft werden. Daher möchten wir lieber lesen: τὰς χαίτας Ἀθήνης, da in der alten Fabel viel von dem schönen Haar und dem Haarschmuck der Pallas vorgekommen seyn muß, wie man aus dem sieht, was Heyne darüber zum Tibull 1, 4, 26 gesammelt hat.

Im 37sten Epigramm wird vom Rufinus eine Hetäre geschildert, die einst schön und gesucht war, itzt aber veraltet, verlassen und in einem kläglichen Zustand sey.

Νῦν πενιχρὴ, ψαφαρῆτε, κόμη τ' ἐπὶ ποσσι βραχεῖα. Der Her. hält die gemeine Lesart: κόμη τ' ἐπὶ πᾶσι βραχεια „und zu allem dem ist sie noch kahl" für die erträglichste, ob er gleich selbst ahndet, daß irgend eine andre Lesart dahinter stecke. Schrieb denn etwa der Dichter: κόμη τ' ἐπὶ ὠσὶ τραχεῖα, struppichtes Haar, das über die Ohren herabhängt? Christodorus in Ecphrasi V. 325. f. αὐχένι μὲν κύπτοντι γέρων ἐπεσύρετο βότρυς χαίτης, εἰςοπίσω πεφορημένος· ἀμφὶ δ' ἀκουὰς Πλαζόμενος κεχάλαστο. Der Hiatus in ἐπὶ ὠσὶ dürfte bey einem Dichter wie Rufinus nicht allzusehr auffallen.

Tryphon erzählt in seinem Epigramm S. 157 ein Mährchen über den Tod eines Citherspie-

lers, das in eine Classe mit dem vom Tode des Anakreon zu setzen seyn wird. Bey dem Lauberhüttenfest zu Sparta, Carnea genannt, sey Terpes im musikalischen Wettstreite gestorben, indem ihm eine Feige in den offnen Mund gefallen. Sehr passend vergleicht der Her. damit ein gleichlautendes Anekdötchen, was Suidas vom Terpander erzählt. Es sey ihm beym Gesang, als er den Mund offen gehabt, eine Feige in den Mund gefallen oder geworfen worden, und er sey daran erstickt. „Diese Aehnlichkeit, setzt der Her. hinzu, der Todesart und des Namens, macht, daß ich glaube, Tryphon und Suidas sprechen von einer und derselben Person, es sey nun, daß Terpes und Terpander einerley Name gewesen, oder daß durch ein Versehen des Abschreibers beym Suidas dem berühmtern Namen des Terpander der weniger bekannte des Terpes gewichen ist." Wir glauben, daß im Tryphon Terpander gemeint sey, und daß er entweder auch Terpes, wegen der gleichen Bedeutung, genannt worden, oder daß sich der spätere Dichter eine willkührliche Veränderung in dem Namen erlaubt habe, welches, wie der Her. selbst anderwärts anmerkt, nicht selten geschehen. Auf den Terpander paßt diese Sage nämlich vollkommen, der, wie Jakobs selbst zu der merkwürdigen und bisher unbeachtet gebliebnen Stelle des Christodorus Ecphras. V. 111. ff.

ausführt, sich lange in Lacedämon aufhielt und den ersten Sieg in dem musikalischen Wettstreite der Carneen davon trug.

Die Erwähnung des Christodorus bringt uns noch eine Stelle aus dieser Beschreibung der Bildsäulen, die sich in dem von Severus im Aegyptischen Theben erbauten Bade, Zeuxippus, befanden, ins Andenken. V. 357 — 60 beschreibt er die Statue des Cratinus, des Dichters des alten Lustspiels, der sich dabey der beißenden Jamben bediente, und läßt gleich darauf die Beschreibung von Menanders Bildsäule folgen, der ebenfalls seine Intriguen- und Charakter-Stücke der neuen Komödie in Jamben schrieb.

Καὶ χαρίτων θεράποντας ἐγείνατο παῖδας ἰάμβους,
ἅρπαγας οἰστρήεντας ἀεδνώτοιο κορείης.

Ueber den letztern Vers macht der Her. folgende Anmerkung: Jambos venustissimos indotatae virginis raptores vocans, suo more rem vulgarem exornare cupiens, obscurus evasit. Nam etiam haec verba ad Menandreae comoediae argumentum referenda sunt, cujus haud contemnenda pars erant vitiatae virgines et furta amoris; an potius ipsum novae comoediae inventum κορείης vocabulo significavit, ut jambi Menandri Comoediam virginem sibi vindicasse, eamque ἀέδνωτον, a nullo alio poëta dotatam (i. e. cultam et exorna-

tam) primi duxisse dicantur? Durum hoc, fateor, sed a Christodori ingenio fortasse non alienum. Weder zu der einen noch zu der andern Erklärung scheint uns das Prädicat der wüthenden Räuber (ἅρπαγες οἰστρήεντες) recht zu passen, wenn man es nicht für ein bloßes schmückendes Beywort der Jamben gelten lassen will. Wie sehr sticht dieses Beywort gegen das unmittelbar vorhergehende: χαρίτων θεράποντας — ἰάμβους ab, welches letztre Menanders Jamben so ganz zukommt; dahingegen jenes das passendste Prädicat für die Jamben eines Dichters der alten Komödie wäre. Daher wir eine Versetzung dieses Verses hinter den 359sten Vers vorschlagen und ihn auf den Cratinus beziehen:

> Ὅς ποτε δημοβόροισι πολισσοὐχοισιν Ἰώνων
> θυμοδακεῖς ἔθωσεν ἀκοντιστῆρας ἰάμβους,
> Ἅρπαγας οἰστρήεντας ἀεδνώτοιο κορείης.

In dem letzten Verse glauben wir nun eine passende und nicht zu dunkle Anspielung auf die Töchter des Lycambes zu sehen, die durch Archilochus herzzerschneidende Jamben zur Verzweiflung gebracht wurden und sich das Leben nahmen. Die Jamben sind gleichsam die wüthenden Harpyien, welche die Jungfrauen wegraffen. Von dieser beißenden Art waren die Jamben des Cratinus, wie der vorhergehende Vers selbst sagt, der mit demjenigen,

welchen wir ihm zugesellt haben, sich zur schönsten Einheit verbindet.

So weit unsre Bemerkungen über einzelne Stellen. Es würde die größte Genugthuung für uns seyn, wenn sich eine oder die andre die Beystimmung des vortrefflichen Herausgebers der Anthologie erwerben sollte. Wir dürfen nicht unerwähnt lassen, daß die zahlreichen arithmetischen Probleme des Metrodorus in diesem Bande von Hrn. Kries, Professor der Mathematik und Physik in Gotha, aufgelöst und erläutert worden sind. Er ist der zweyte Mathematiker, der sich seit einiger Zeit Verdienste um die Anthologie erworben hat, indem schon vorher Hr. Reimer, itzt Professor in Kiel, in seiner historia problematis de cubi duplicatione und in einer Vorlesung vor der Gött. Gesellschaft der Wissenschaften (s. Huschke Anal. crit. p. 299. f.) sich mit mathematischen Epigrammen der griechischen Anthologie beschäftigt hat.

III.

Biographie des Königl. Preuß. Geheimen Kriegsraths zu Königsberg, Theodor Gottlieb von Hippel, zum Theil von ihm selbst verfaßt. Aus Schlichtegroll's Nekrolog besonders abgedruckt. Gotha, bey Justus Perthes, 1801. 478 S. 8.

Schon das Interesse, welches der bis zu seinem Tode das Incognito beobachtende, von Vielen bewunderte Verfasser der Lebensläufe in aufsteigender Linie, des Buchs über die Ehe u. s. w. für einen großen Theil der deutschen Lesewelt haben muß, würde uns zu einer Anzeige seiner Biographie bestimmen. Diese aber muß doppelt die Aufmerksamkeit des Menschenbeobachters erregen, da sie zum Theil von ihm selbst herrührt, und uns diesen en haut relief ausgearbeiteten Charakter wenigstens in seiner Jugendperiode zeigt, wie er selbst den Nachkommen erscheinen wollte.

Hippel hatte sich vorgenommen sein Leben für das Publicum zu schreiben, außerdem aber auch die Geschichte desselben mit allen Familien-Details für seine Verwandte aufzuzeichnen. Zur Ausführung jenes Vorsatzes war er noch nicht geschritten, als ihn der Tod übereilte. Wohl aber fand sich der Anfang der Ausführung des zweyten Plans unter seinem Nachlaß: seine Jugendgeschichte, die bis auf sein zwanzigstes Jahr, bis zur Rückkunft von Petersburg 1761 geht. Er schrieb daran etwa ein Jahrlang, bis im May 1791.

Zuerst wird diese Jugendgeschichte mitgetheilt. Voraus geht eine Vorrede von seiner eignen Hand (S. 22 — 73.) Sie enthält Nachrichten von einigen seiner Seitenverwandten, vornehmlich von einem Prediger, Bernhard Hippel und dessen Frau Regina. Nicht ungern betrachtet man wohl auch alte Familienporträts von der Hand eines guten deutschen Meisters wegen der ansprechenden Individualität. Besonders weilt Hippel mit Liebe bey jener Regina, die er eine Beterin nennt. Daran knüpft er in seiner gewöhnlichen Manier allgemeine Reflexionen und Ermahnungen, besonders eine längere zum geistlichen Stande. Hier und da goldene Worte, nur oft sehr zur Unzeit durch Witzeley unterbrochen; z. B. S. 73: „Damit ich sorgenfreyer lebe und mit frohem Muthe gesund und krank

seyn

seyn könne, will ich meinen letzten Willen ohne Anstand besorgen. — Krankheit ist nicht ein Freund, sondern ein Feind des Todes; eine Feindin, muß ich sagen; denn sie heißt die, und wird vom Manne Tod doch am Ende überwunden."

Es folgt seine Jugendgeschichte S. 73 bis 267. H. ist den 31. Januar 1741 geboren. Sein Vater war Rector der Schule zu Gerdauen in Ostpreußen. Ihm verdankte er Erziehung und Unterricht. Sprachenerlernung wurde ihm sehr schwer. Ueber die Seele ward der Körper vergessen, was noch in spätern Jahren eine gewisse Verlegenheit, und beym Eintritt in die Gesellschaft eine gewisse Künsteley zurückließ. Buchstäbliches Gedächtniß war ihm fremd; ganz wörtlich behielt er nichts. Dieß abgerechnet, war sein Gedächtniß vortreflich. Jene Eigenheit desselben machte ihn von jeher zu Tagebüchern geneigt. Er pflegte alles ihm Merkwürdige zu notiren, eigne Gedanken und was er in Gesellschaft hörte. Ordnung der Gedanken vernachläßigte er; sie fehlt, wie er selbst gesteht, dieser Jugendgeschichte, und sie fehlt seinen Schriften überhaupt. Composition war seine Sache nicht. So kommt er auch hier in der Erzählung seiner frühsten Jahre bald auf seine spätern Freunde, unter denen er den noch lebenden Kriegsrath Scheffner vor allen auszeichnet S. 89. Ihm war auch Hip-

pel's Autorschaft zunächst gewidmet. Den Seneca las er frühzeitig vorzüglich gern; auch den Plutarch. Im Panegyricus des jüngern Plinius gefiel ihm die Wortfestichkeit ausnehmend. Letztere ist, dünkt mich, das rechte Wort, einen charakteristischen Zug aller Hippelschen Schriften zu bezeichnen. — Daß H., wie er selbst glaubt S. 97, weil die Wortkritik viel Anziehendes für ihn hatte, wenn er in seiner Jugend an einen Lehrer, wie Heyne, gerathen wäre, es im Fach der alten Litteratur weit gebracht haben würde, glaube ich nicht. In historischer Kritik würde er schwerlich etwas Bedeutendes geleistet haben, weil er in allen Dingen zu viel Raffinement hatte; in ästhetischer nicht, weil Geschmack niemals seine hervorstechende Fähigkeit war; in philologischer Wortkritik und Wortgelehrsamkeit überhaupt nicht, weil, wie er selbst gesteht, Spracherlernung ihm ungemein schwer wurde. Denn er hatte Sach-, nicht Zeichengedächtniß. — Den Mann der Phantasie zeigen die S. 99, 104 beschriebenen Jugendspiele. Seinen Hang zum Mystizismus, der frühzeitig von seiner Mutter genährt seyn mag, beweist seine Anhänglichkeit an die Möglichkeit der Geisterseherey. Stärke religiöser Gefühle wohnte ihm frühzeitig bey. Unstreitig wirkte auch der Umstand, daß sein Vater zur Gesellschaft der Pietisten gehörte, zu seiner frühern

und spätern religiösen Stimmung nicht wenig. Daß er sehr oft seinen glühenden Leidenschaften untergelegen, gesteht er selbst S. 101. Von dem feinen moralischen Gefühl des Mannes ein merkwürdiges Beyspiel aus seinen Kinderjahren S. 107. Die Römer zog er den Griechen weit vor, weil ihm jene Handler, diese schöne Sprecher schienen; er aber Trieb zum thätigen Leben fühlte.

Schon 1756 ging er auf die Universität nach Königsberg, um Theologie zu studiren. Hier kam er nach einiger Zeit in das Haus eines Holländischen eleganten Juristen, des Justizrath Woyt, dessen Umgang ihm lehrreich war. Zugleich war H. Informator bey dessen Stief-Enkel. Um diese Zeit predigte er fünfmal.

Unerwartet reißt er sich aus dieser Lage, um einen Jugendfreund, den Russischen Lieutnant von Keyser, der gerade als Courier nach Petersburg geht, dahin zu begleiten. Interessant sind die Nachrichten von dieser Reise, wenn gleich nur Fragmente. In Kronstadt war er ein Paar Wochen beym Vater seines Freundes, dem Russ. Viceadmiral von Keyser, in dessen Hause er sich ungemein gefiel, zumal da er für die unbefangne jüngste Tochter desselben eine innige Zuneigung faßte. Einen Beweis seines Zartgefühls im Jugendalter gibt der Brief an sie S. 249. f. Seine Freunde

in Petersburg suchten ihn in Rußland zu fesseln und etwa für den Seedienst zu gewinnen. Beynahe wär' er, zumal da erwachende Liebe dazu kam, dort geblieben. Doch zog ihn die Neigung zu den Wissenschaften, und vorzüglich wohl der Gedanke an seine Eltern, ohne deren Wissen er die Reise unternommen hatte, zurück. Auch trug eine zufällige Gefahr, die er S. 226 erzählt, dazu bey, ihm Petersburg zu verleiden. Die Rückreise machte er ganz allein. Bey seiner Rückkunft war die Stelle beym Justizrath Woyt, in dessen Hause er sein Studiren ungestört fortzusetzen hoffte, durch einen Andern besetzt. Ohne Geld, ohne Aussicht, befand er sich in einer übeln Lage. Von Gram und Kummer angegriffen, fiel er in ein heftiges Fieber.

Hier schließt sich Hippel's Selbstbiographie, der ihr Verf. eine Menge treffender Bemerkungen, oft als Abschweifungen, eingewebt hat. Hier nimmt nun Hr. Schlichtegroll den Faden auf S. 267, erzählt des Mannes weitere Schicksale, zeichnet seinen moralischen Charakter, und stellt seine litterarische Thätigkeit dar. Vorläufig wird bemerkt, daß Hippel's vorhergehende Erzählung, wenigstens in Nebensachen, nicht ganz historisch treu, sondern hie und da idealisirt ist: was man indeß, auch nach seinen eignen beyläufigen Winken, von

einem so phantasiereichen Kopfe kaum anders erwartete.

Wiedergenesen von dem vorher erwähnten Fieber, der Folge der Gemüthserschütterungen nach der Reise, ward er Hauslehrer bey einer adelichen Familie, die den Winter hindurch in Königsberg, den Sommer über in der Nähe jener Stadt auf dem Lande sich aufhielt. Hier lernte er Lebensart und Weltton. Doch schon nach einem Jahre 1762 verließ er dieß Haus, um sich in Königsberg der Rechtsgelehrsamkeit zu widmen, von welcher er sich schnellere Beförderung zu Ehrenstellen und geschwinderes Reichwerden, als von einem geistlichen Amte versprach. Denn er liebte, und zwar ein ungemein liebenswürdiges Frauenzimmer, das an Stand und Vermögen weit über ihm war. Er strebte also, ihr gleich zu werden. Dazu kam seine Neigung zum handelnden, thätigen Leben, vermöge deren er schon in früher Jugend die Römer den Griechen vorgezogen hatte. 1765 ward er Advocat beym Stadtgericht in Königsberg, dann Hofgerichts-Advocat u. s. w.; späterhin Hofhalsrichter und Criminaldirector; 1780 dirigirender erster Bürgermeister und Polizeydirector zu Königsberg, seit 1786 mit den Titeln eines Geh. Kriegsraths und Stadtpräsidenten. Bald darauf ließ er, um seinen Verwandten Vortheile zu schaffen, den Adel seiner Familie erneuern. Bey der Preußischen

Besitznahme von Danzig machte er beym dortigen Magistrat die neuen Einrichtungen. Wider sein Erwarten endigte er sein bis ans Ende sehr thätiges Leben schon am 23. April 1796 m 55sten Jahre.

Ein Mann von ausgezeichneter Geisteskraft erhob sich H. in jedem seiner Verhältnisse über das Gemeine; auch als Geschäftsmann, als obrigkeitliche Person. Viele Jahre hindurch ebte und bewegte sich in dem volkreichen Königsberg so manches durch ihn. Außer der Wiederbelebung des Magistrats ist die erneuerte Thätigkeit des Stadtgerichts, des Commerz- und Admiralitäts-, des Wett- und Handlungsgerichts in Königsberg, sein Werk. Als Polizeydirector war er äußerst wachsam.

Von S. 287 — 389 wird H. als Mensch geschildert, nach Nachrichten und Bemerkungen, die sein Biograph von sehr verschiedenen Zeugen aufgesammelt hat. Ich hebe nur Hauptzüge aus. Phantasie und Verstand, Poesie und Abstraction, Empfindung und Räsonnement, Ernst und Laune, Andacht und Frohsinn vereinigten sich in ihm auf eine seltne Art. Alles wurde Bild und Anschauung vor seinem Geiste; weit auseinander liegende Dinge traten vor seinem Auge neben einander, und gaben sich gegenseitig Licht und Schatten. Nach allen Datis scheint er mir sich mehr durch die Gesellschaft und durch thätiges Leben, als aus

Büchern gebildet zu haben. An Geschmack fehlte es ihm, auch meines Bedünkens; sein Urtheil über das Schöne war, wie sein Biograph selbst bemerkt, abhängig von der Originalität und Sonderbarkeit seiner Ideenverbindungen, und daher sehr oft abweichend vom Gefühl und Urtheil anderer geübter und gebildeter Geister. Dieser Mangel aber wurde durch seinen Beobachtungsgeist überwogen, den der Biograph wohl, als eine der vorzüglichsten Gaben Hippel's, noch stärker hätte hervorheben sollen. Denn gewiß gehörte er unter die feinsten Menschenbeobachter und Menschenkenner. Dazu kam seine nach dem Neuen und Glänzenden oft glücklich strebende Phantasie, und, in seinen bessern Augenblicken, sehr lebhaftes moralisches und religiöses Gefühl. Rastlos war seine Thätigkeit. Selbst auf Spaziergängen war er nicht unthätig; auf Spaziergängen entstanden die Handzeichnungen nach der Natur. Ein zusammenhängendes philosophisches System darf man bey ihm nicht suchen. In frühern Jahren hatte er die Wolfische Philosophie studirt; dann wurde er vertraut mit Kantischen Ideen, und webte davon in die Lebensläufe vieles ein, ehe noch Kant sein System öffentlich aufstellte. Auch späterhin nahm er aus der Kantischen Philosophie, wie er sie aus den Schriften und dem Umgange des Königsbergischen Philosophen auf-

faßte, vieles auf; aber mit der Freyheit eines Selbstdenkers und Weltmanns. Ein abgeschloßnes, festes System lag so wenig in seinem Kopfe, als völlige Uebereinstimmung mit sich selbst in seinem Gemüth und in seinen Handlungen. Bey eigner Bemerkung der Disharmonie scheint er sich mit dem Unvermögen des Menschen, dem intellectuellen, wie dem sittlichen, getröstet zu haben. Die Phantasie überwog in ihm alle andern, freylich auch in nicht gemeiner Stärke vorhandenen Seelenkräfte. Vom Hange zur Schwärmerey war er nicht frey. Oft streift auch in seinen Schriften sein durch Phantasie belebtes Räsonnement so leise auf dem Scheidepfad zwischen schwärmerischen Mystizismus und dem von der Vernunft gerechtfertigten Gefühl lebhafter, poetischer Menschen hin, daß gerade diese seltnere Vorstellungsart und die Gabe, sie in passende Worte zu kleiden, es ist, was ihm bey einem nicht unbedeutenden Theil des Publicums vorzüglichen Beyfall erwarb. Den Gottesdienst besuchte er bis wenige Jahre vor seinem Tode regelmäßig. Ueberall ging sein Denken und Philosophiren auf das Praktische und Gemeinnützige.

Jetzt auch einige Züge vom Revers der Medaille. Da H. blos durch eigne Anstrengung ein vornehmer und sehr reicher Mann geworden war, gewann er die Idee, immer rei-

cher zu werden und noch höher zu steigen, bis zur Leidenschaft lieb. Da dieß nur durch ein fortgesetztes sehr planmäßiges Betragen möglich ward, so erhielt sein Benehmen gegen Andere dadurch Eigenthümlichkeiten. Dahin gehört vorzüglich seine künstliche Verschlossenheit, selbst gegen seine alten, vertrautern Freunde. Folge seines planmäßigen Aufstrebens war auch, wie sein Biograph urtheilt, seine Ehelosigkeit. Dabey hätte indeß der milde Beurtheiler die einiger Maßen entschuldigende Erinnerung doch wohl nicht unterlassen sollen, mit wie tiefem Gefühl H. in frühern Jahren, aber unglücklich, liebte. Allerdings führt Ehelosigkeit in spätern Jahren häufig (nicht immer) zum Egoismus, der bey H. am Ende sich in zu grellem Abstich mit seinen achtungswürdigen Eigenschaften zeigte. Daß überhaupt Theorie und Praxis auch bey diesem Kraftvollen, den seine Sinnlichkeit oft hinriß, nicht immer stimmte — gern lassen wir darüber den Vorhang fallen. Ihm selber hat es Kampf genug gekostet. Ein höherer Richter kennt die Schwere der Gewichte, die in reicherbegabten, künstlicher organisirten Seelen, trotz dem Widerstande, oft nach unten ziehen. Dem Rec. aus der Seele geschrieben ist, was nach S. 326 ein weiser Mann sagte: „Ein Mensch, wie Hippel, erzeugt Fehler nicht, wie gewöhnliche Menschen, wenn sie auch nach ihrer Geburt wie die Gebrechen der ge-

wöhnlichsten Menschen erscheinen. Das Höchste auf Erden hängt mit dem Niedrigsten zusammen. Je höher der Baum himmelwärts seine herrliche Krone treibt, desto tiefer unterwärts liegt seine Herzwurzel. Wir andern haben unser Göttliches und Irrdisches näher beysammen; in dem Ungemeinen sind Fleisch und Blut mit Geist und Herz keine so nahe, gute, treue Nachbarn. Daher haben wir auch nicht nöthig, wenn sie uns ihr Schlechtes zeigen, uns mit unterthänigem Dank dagegen zu verbeugen, so gewiß wir auch den Gemeinen, die das Ungemeine nicht einmal verstehen, es hingehen lassen werden, wenn sie mit erbärmlicher Schadenfreude bey dem Niedrigsten an dem Hohen verweilen."

Die S. 369 — 389 eingerückte Parentation von Hippel's Vertrautestem enthält feine psychologische Bemerkungen eines philosophischen Geistes über Lebens- und Sterbensweisheit. Man hört den kalten, scharfen Beobachter mit Belehrung; aber auch den gekränkten Freund des Verstorbenen, der geflissentlich es bemerklich macht, dieser habe keinen getäuscht, als sich selbst.

Der Rest des Buchs betrift den Schriftsteller. Benutzt ist Borowski's kleine, bald nach Hippel's Tode herausgekommene Schrift: „Ueber das Autorschicksal des Verfassers des Buchs über die Ehe, u. s. w.

Königsb. 1797." Neue Beyträge gaben Freunde und spätere Durchsuchung Hippelscher Papiere. Alle seine Schriften, auch kleinere, werden durchgegangen. Die beyden Lustspiele: Der Mann nach der Uhr und die ungewöhnlichen Nebenbuhler sind Jugendarbeiten ohne bleibenden dramatischen Werth. In spätern Jahren würde er, da seine Darstellungsart in den Lebensläufen so viel Dramatisches hat, in diesem Fache etwas Besseres haben leisten können. Das allgemein bekannte Buch über die Ehe erlebte von 1774—1793 vier Auflagen. Es ist das gelesenste der Hippelschen Schriften. Die Lebensläufe nach aufsteigender Linie (1. Th. 1778. 2. Th. 1779. 3. Th. 1. u. 2. Bd. 1781) halte ich für das interessanteste Werk dieses Humoristen. Eine ausführlichere Vergleichung zwischen Hippel, wie er vorzüglich in diesem Buche erscheint, mit Sterne und mit Jean Paul wäre, dünkt mich, ein fruchtbares Thema für verständiges Lob und verständigen Tadel. Weniger allgemein bekannt sind die Handzeichnungen nach der Natur, und die schneidende Satire: Zimmermann I. und Friedrich II., beyde vom J. 1790. Zwey Jahre später erschien die Schrift über die bürgerliche Verbesserung der Weiber, und in den zwey nächsten Jahren: Kreuz- und Queerzüge des Ritters A. bis Z. Zwey Bde.,

worin viel von Ordenswesen. Unbedeutendere, oder nicht in die Fächer unserer Bibliothek gehörige Schriften übergeh' ich. Wie streng und künstlich H. bey Lebzeiten auf seine Anonymität hielt, ist bekannt. Die öffentlichen Nachforschungen und Verhandlungen über seine Autorschaft werden ausführlich erzählt. Daß H. bey seinen Schriften den schriftlichen Anmerkungen einiger Freunde, wie des KR. Scheffner und des Criminalrath Jentzsch, so wie dem Umgange mit Kant, und Heften, die in dessen Collegien von Andern nachgeschrieben waren, manches verdankte, wird nicht verschwiegen.

Richtig wird seine Manier so charakterisirt: Es ist ein lebendiger Vortrag; das Gespräch eines geistvollen, kenntnißreichen Mannes von zuströmender Ideenmenge, der im Feuer der Unterhaltung seltne und gemeine Gedanken, Scherz und Ernst, ohne Auswahl heraussagt. Kommt er einmal ins Feuer, so kann er nicht aufhören. Sein ewiges Witzeln wird lästig. Sein häufiges Einmischen von Bibelstellen und biblischen Ausdrücken trägt zwar zuweilen zum Feyerlichen und zur humoristischen Mischung von Scherz und Ernst bey, kommt aber oft zur Unzeit. Ueberhaupt würzt er seine Speisen oft zu reichlich. Der frühere Umgang mit Hamann trug unfehlbar zur Fixirung dieser Manier bey.

Zuletzt wird Nachricht vom handschriftlichen litterischen Nachlaß des Verstorbenen gegeben. Etwas, was seinen litterarischen Ruhm vermehren könnte, scheint, den gegebnen Nachrichten zufolge, nicht darunter. In den Wunsch, daß ein Manuscript geistlicher Lieder, wovon S. 470 eins zur Probe steht, worin allerdings Kraft und Salbung ist, dem Druck übergeben werden möge, wenn auch diese Lieder nicht durchaus correct und nicht überall auf den Geist reinerer Andacht, wie höhere geistige Bildung ihn fodert, berechnet seyn mögen, stimme ich ein. Eine Schrift über weibliche Bildung, welche die Zeitungen in diesen Tagen als eben herausgekommenen Hippelschen Nachlaß anpreisen, findet sich hier nicht erwähnt. — Das charakteristische Portrait Hippel's, in Umrissen nach einem ähnlichen Medaillon von Collin, als Titelkupfer, ist eine willkommene Zugabe.

Zum Schluß ein Wort von der Composition und dem Geist dieser Biographie. Herr Schlichtegroll hat verschiedenartige, reichhaltige Materialien zweckmäßig benutzt. Hätte sich gleich bey einer nochmaligen Ueberarbeitung eine strengere Ordnung beobachten und manche Wiederholung vermeiden lassen: so ist doch die Frage, ob dann die Darstellung so vielseitig geworden, und eben dadurch der unerschöpflichen Fülle des wirklichen Lebens so nahe ge-

kommen seyn würde, als jetzt. Was keinem Zweifel unterworfen bleibt, ist dieß: In der Darstellung des seltnen Charakters herrscht reine, partheylose Wahrheitsliebe, welche nie schadet, immer überwiegend nützt; und auch bey der Schattenseite jene unbefangene, echt menschliche Ansicht, die dem Rec., wenn es die Mühe lohnte, daß nach seinem Tode seiner noch erwähnt würde, den Wunsch einflößen könnte, daß seine eignen Papiere, und die Urtheile von Freund und Feind, Hrn. Schlichtegroll zugestellt würden, mit dem Ansinnen: Richte, wie du gerichtet hast.

IV.

Vermischte Schriften von J. C. F. Manso. Erster Theil. 360 S. Zweyter Theil. 420 S. Leipzig in der Dykischen Buchhandlung 1801. 8.

Ein Theil des Inhaltes dieser Schriften ist schon ehemals von dem größern Publikum mit Vergnügen und Beyfall gelesen worden; ein andrer Theil war bis jetzt nur in einem kleinen Zirkel von Freunden bekannt; das meiste aber erscheint hier zum erstenmale. Es scheint die Absicht des Verfassers gewesen zu seyn, durch Mannigfaltigkeit des Inhaltes und der Formen jeder Klasse von Lesern etwas Gefälliges darzubieten, und wir sind überzeugt, daß, obschon das eine diesen, das andere jenen lebhafter anziehen muß, alles zusammengenommen den Beyfall des unpartheyischen Publikums erhalten wird. Denn alle Theile dieser Sammlung empfehlen sich durch die Reichhaltigkeit der Materie, die Leichtigkeit der Be-

handlung und die Korrektheit des Stils; alle zeigen, bald mehr bald weniger, Gelehrsamkeit ohne Pedanterey, Streben nach Zierlichkeit ohne Affektation, und eine glückliche Gewandheit, sich mannigfaltigen Formen anzuschmiegen.

Die Sammlung wird durch zwey Bücher vermischte Gedichte eröfnet, denen der Vf. den Namen Poetische Wälder gegeben hat. So gleichgültig ein Titel überhaupt scheinen kann, so wünschten wir doch, daß dieser ehemals zwar beliebten, aber jetzt veralteten Aufschrift, welche unwillkührlich auch an den veralteten Stil unsrer Poesie erinnert, eine andre vorgezogen worden wäre. Uebrigens ist der Inhalt dieser poetischen Wälder, dem Stoff und der Form nach, höchst mannichfaltig. Philosophischer Ernst und leichte Tändeley, didaktische und lyrische Stücke, Elegien, Madrigale und Epigrammen, Originale und freye Nachbildungen fremder Gedichte wechseln angenehm mit einander ab. Den Anfang macht eine Epistel An Amalien, über den Einfluß der Grazien, veranlaßt durch eine Gruppe dieser Göttinnen, die in dem Gartensaal einer Freundinn aufgestellt worden war. Wir tragen kein Bedenken dieser Epistel unter allen didaktischen Gedichten der Sammlung den Preiß zuzuerkennen. Der Dichter beschreibt die Bestimmungen des Ortes, der hier zu einem

Tem-

Tempel der Huldgöttinnen eingeweiht wird: die Freuden einer geistreichen Gesellschaft, des Conzerts, des Tanzes. Die Beschreibung des letztern schließt mit einem sehr anmuthigen, belebten Gemählde, das einige schwache und unpoetische Ausdrücke in den ersten Zeilen reichlich vergütet:

Vereinigen wirst du, wenn Phöbus Strahlenglanz
Erblaßt, und Flur und Hain ihr Licht vom Mond entlehnen,
Ein Heer von Jünglingen mit einem Heer von Schönen
In Albions verschlungnen Tanz.
Beleben wird der Fuß sich nach dem Takt der Saiten,
Ein Feuer, leis' und zart, durch alle Nerven gleiten,
Verführerisch das Haar von Stirn und Nacken wehn,
Und Amor unverhofft im Chor der Tänzer stehn.
Wenn dann, indeß die Lust den leichten Schritt beflügelt,
Der Sittsamkeit Gewalt den Flug der Herzen zügelt,
Und der verwegne Blick, der auf Erobrung denkt,
Sich plötzlich, überrascht, zur Erde niedersenkt,
So wisse, daß die Hüterinnen
Der jugendlichen Schaam, die treuen Charitinnen,
Unsichtbar hier geschäftig sind,
Und seinen höchsten Reiz der Tanz durch sie gewinnt.

Eine vorzügliche Stelle dieses Gedichtes, auf die wir hier aber nur verweisen können, ist die Schilderung des Einflußes der Grazien auf die Liebe und der mannigfaltigen Wirkungen, die sie in verschiedenen Charakteren hervorbringt. — Eine liebliche Dichtung, in schönen Versen ausgeführt, ist die Insel der Seligen, wo wir aber doch dem Hauptgedanken eine noch etwas größere Ausbildung und Deutlichkeit wünschten. Das Gebiet der Schönheit, in welchem Psyche ihre Ruhe wiederfindet, sollte noch mehr das Werk ihrer eignen schöpferischen Kraft scheinen. Die Verse

— indeß sie träumt, gestaltet
Sich die Schöpfung für sie um.
Von der Schönheit Hauch entfaltet,
Blüht ihr ein Elysium.

zeigen uns nur ein Werk des Zufalls, das wenigstens nicht aus der Thätigkeit der Seele hervorgeht. Daß es aber Hr. M. nicht als ein solches vorstellen wollte, zeigen die Worte S. 33.

Aber Psyche trotzt dem Neide:
Denn sie danket sich ihr Glück.

Die Elemente, nach De la Vergne, zeichnen sich durch eine seltne Fülle von Sprache und Wohllaut, und die zwanglose Nachbildung des dem Originale eigenthümlichen Tones aus. In folgenden Versen, denen die übrigen glei-

chen, wird man nirgends eine Uebersetzung ahnden:

Schon wandelt, in des Weltalls Mitte,
Die Erde mit gemeßnem Schritte,
Geruhig, ihre sichre Bahn,
Und ihre weite Fläche füllen
Zahllose Thiergeschlechter an.
Der blinde Trieb, der ihren Willen
Nach der Natur Gebot bestimmt,
Er ist ein Funke von dem Strahle,
Der in der Schöpfung Ideale
Und ihrem Herrn, dem Menschen, glimmt.
Seyd mir gegrüßt, erhabne Wesen,
Hehr von Gestalt, an Anmuth reich!
Zum Herrschen wurdet ihr erlesen,
Der Gottheit Abglanz ruht auf euch.
Ihr Gatten, ihr, und du den Küßen
Fruchtbarer Lieb' entkeimte Saat,
Zählt eure Tage nach Genüßen
Und meßt nach Freuden euern Pfad u. s. w.

Eine Reihe von Elegien S. 118 ff. enthalten poetische Schilderungen zärtlicher Situationen, süße und schmerzhafte Erinnerungen, Wehmuth und Freude, in einer einfachen und ungekünstelten Sprache, die sich absichtlich nah an die Regionen der Prosa hält. Es ist billig, daß sich flüchtige und leise Empfindungen auf eine anspruchslose Weise aussprechen. Ihnen folgen einige epigrammatische Gedichte dem Andenken der Freundschaft gewidmet, auf Stroth, Schaz, Gotter und Garve, die vertrautesten Freunde des Verfassers. In

der letzten Grabschrift Thyrsis S. 147. ist der Verf. wohl zu sehr durch Reminiscenzen an die Grabschrift in dem Dorfkirchhof von Gray und diejenige, welche die Sammlung der Schazischen Gedichte beschließt — die schönste Blume, welche dieser geistreiche Dichter auf sein frühes Grab gelegt hat — geleitet worden. — Das zweyte Buch der poetischen Wälder enthält wiederum mehrere Nachbildungen französischer Dichter, unter denen die artige Epistel an Clärchen, nach Bernard, auch denen gefallen wird, die das Original in frischen Andenken haben. Wie glücklich sind folgende Verse übergetragen:

C'est-là, Claudine, au plus beau de mes jours,
Que je te vis: j'y vis tous les amours,
Simple sans art, belle sans imposture,
Ton teint naïf brillait de ses couleurs:
Tes seuls appas composaient ta parure,
Et tes cheveux, bouclés à l'aventure,
Flottaient au vent sous un chapeau de fleurs,
Je demelai ce feu dont la nature
Fait pétiller dans tes yeux séduisans
Tous les desirs d'un instinct de seize ans;
Cette candeur, cette vérité pure,
Et ce regard innocent et malin,
Lorsque tu vois l'albâtre de ton sein
S'élever, croître ou décroître à mesure
Et s'arrondir sous un corset de lin.
Quand pour jouir de ta flâme secrète,
Je vais revoir ton rustique séjour,

Qu'il est plus doux, plus piquant pour l'amour
De chiffoner ta simple collerette
Que ces bijoux, ces clinquans de toilette,
Dont sont chargés tous nos têtons de cour. etc.

Ja, Klärchen, dort im kleebedeckten Grunde,
Dort war es, wo ich dich, o wonnevolle Stunde!
Und alle Liebesgötter sah.
Nachläßig, ohne Kunst und Täuschung, standst du da,
Dein eigener Reiz war alles, was dich schmückte;
Dein eigener Carmin hob deiner Wangen Paar,
Und, durch sich selbst gelockt, entflatterte dein Haar
Dem runden Hut, von dem ein Röschen nickte.
O ich errieth ihn bald und deutete den Brand,
Der, sechzehn Jahr genährt, nun unvermerkt erwachte,
Und so verführerisch dein schwarzes Auge machte;
Die reizende Natur, die sich noch nicht verstand,
Die Einfalt, die beym Scherz noch an kein Arges dachte,
Und jenen Unschuldsblick, der oft so schelmisch lachte,
Wenn unbefangen deine Brust
Mit jedem Herzschlag sich verengte oder dehnte,
Und, fürs Corset zu rund, ihm zu entfliehn sich sehnte.
O, Klärchen, Klärchen, welche Lust,
Zu groß, als daß ich sie mit einem Gotte theile,
Wenn zum Genuß ich in dein Hüttchen eile!
Um wie viel süßer ists, von Klärchen angeblickt,
Ihr einfach Halstuch aufzuschleifen,
Als allen Modetand und Klingklang abzustreifen,
Der unsrer Damen Busen drückt.

Wir setzen noch ein sehr artiges Madrigal hieher, das Hrn. M. eigenthümlich ist. S. 184.

Amalie als Schäferin.

Willkommen, Königinn der Herzen!
Unkenntlich machen dich nicht Stab noch Hirtenkleid.
Dieß Auge, welches nie des Trübsinns Wolk' entweiht,
Dieß Lächeln, dieser Mund zum Küßen wie zum Scherzen
Gebildet, diese Brust voll reger Zärtlichkeit,
Verrathen überall die Königinn der Herzen.
Und gingst du, wie die Nacht, verschleyert; dein Geleit,
Die holden Grazien, der Witz, die Fröhlichkeit,
Verriethen dich sogleich als Königinn der Herzen.

Zunächst auf die Poetischen Wälder folgt eine Beschreibung Alexandriens unter Ptolemäus dem Zweyten, in Briefen des Römers Numer. Fabius Pictor an seinen Bruder Marcus, in zwey Sammlungen. Es ist bekannt, daß als die Römer im J. d. St. 481. den Krieg gegen den Pyrrhus glücklich geendigt hatten, Ptolemäus Philadelphus eine Gesandschaft und Geschenke nach Rom schickte, theils um dem Senate zur Besiegung eines so wichtigen Feindes Glück zu wünschen, theils sich selbst dem römischen Volke zum Freund und Bundesgenossen anzutragen. Die Römer nah-

men dieses Bündniß an und schickten den Consular Gn. Fabius Gurges, in Begleitung des Fabius Pictor und Qu. Ogulnius, zweyer unterrichteten und der griechischen Sprache kundigen Männer, als Gesandten nach Alexandrien. Diese Begebenheit ist die Grundlage der gegenwärtigen Briefsammlung, die man als eine sehr wohlgelungene Nachahmung der athheniensischen Briefe und ähnlicher Werke betrachten kann, vor denen sie noch den bedeutenden Vorzug hat, daß sie die Anmuth des Vortrags mit gelehrter Gründlichkeit paart. Nach einer anschaulichen und genauen Beschreibung der Stadt, ihrer Häfen, ihres Clima's und ihrer Bewohner, führt uns der Verf. in das Museum, diese berühmte Anstalt der Ptolemäer, die so vieles zu dem Glanze dieser Könige und ihres Jahrhunderts beygetragen hat, und macht uns hier mit dem Kallimachus, dem Theokrit, dem Lykophron und dem Phliasischen Timon bekannt. Der erste ließt eben seinen Hymnus auf die Ceres vor, und Fabius theilt seinem Bruder einen Auszug desselben nebst seinem Urtheil mit. Auf diese Sitzung folgt ein Besuch in der Bibliothek und einige Nachrichten über die Entstehung dieser merkwürdigen Sammlung und ihren Zustand zu den Zeiten des zweyten Ptolemäus. Theokrit, ein aufmerksamer Beobachter, theilt in einer besondern Unterredung dem Fabius

sein Urtheil über die nachtheiligen Folgen der hier hervorgerufnen Kunst-Kultur mit, wobey vorzüglich Hrn. Heynens Abhandlung De genio aevi Ptolemaeorum zum Grunde gelegt ist. Die vornehmsten Dichter jener Zeit werden bey dieser Gelegenheit kurz und treffend beurtheilt, vorzüglich aber verweilt der Verf. bey Theokrit und der Geschichte des bukolischen Gedichts. Die erste Sammlung dieser Briefe schließt mit einer episodischen Beschreibung des Ammons-Tempels in Libyen, und die zweyte (II. Th. 323 S.) fängt mit historischen Nachrichten vom Ptolemäus Philadelphus an. Zunächst folgt die berühmte Schilderung der Dionysien, welche dieser König feyerte, so wie sie sich aus dem Berichte des Kallixenus beym Athenäus (V. p. 196 — 203.) findet. Die Beschreibung des unglaublichen Aufwandes, der sich bey dieser Gelegenheit zeigte, führt auf die Untersuchung der Quellen des Reichthums von Aegypten. Diese sind theils die Fruchtbarkeit des Landes, theils der ausgebreitete Handel, dessen es sich zu erfreuen hatte. Dieser blühte ganz vorzüglich unter der Regierung des zweyten Ptolemäus, der es nach seiner Thronbesteigung seine erste Sorge seyn ließ, durch Anlegung dauerhafter Kanäle und bequemer Straßen dem östlichen und südöstlichen Handel eine bestimmte Richtung zu geben und ihn, wo möglich, immer an Alexandrien

zu feßeln. Zu diesem Zwecke stellte er zuerst den Kanal wieder her, der bereits von Darius Hystaspis nach dem arabischen Meerbusen geführt, durch Zeit und Nachläßigkeit aber gänzlich verfallen war. Eine andre glänzende Unternehmung, welche den Handel zu befördern diente, war die Anlegung einer Straße durch die Wüste, auf welcher die indischen und arabischen Waaren an den Nil gebracht werden konnten. Aus diesen beyden Ländern und aus dem innersten Aethiopien strömten in Aegypten die kostbarsten Waaren zusammen und vermehrten die natürlichen Reichthümer dieses Landes. Mit diesen Betrachtungen schließt diese Sammlung von Briefen und ihnen sind noch einige Bemerkungen über die obenerwähnte Stelle des Athenäus beygefügt, welche mehrere lehrreiche Winke enthalten, die bey einer künftigen Bearbeitung dieser merkwürdigen Beschreibung nicht übersehen werden dürfen.

Wir haben den Inhalt dieser Briefe im Zusammenhang angegeben, ob sie gleich in beyde Bände des Werkes vertheilt sind. Den zweyten eröfnet eine Sammlung von Gedichten aus dem Petrarca mit einer historischen Einleitung über die Geliebte Petrarcas und ihre Verhältnisse zu dem Dichter, dem sie ihre Unsterblichkeit verdankt. Diese Einleitung, die ein gedrängter Auszug der Mé-

moires von Sadé mit eigenen Bemerkungen des Vfs. ist, darf von niemanden ungelesen bleiben, der die Gedichte Petrarcas verstehn und fassen will. Uebrigens hat hier Hr. Manso dasjenige wieder benutzt und vermehrt, was er über diesen Gegenstand in den Nachträgen zum Sulzer IV. 1. gesammelt hat, wo man auch einige der Uebersetzungen dieses Abschnittes finden wird. Acht und dreyßig der schönsten und berühmtesten Gedichte Petrarcas sind hier mit der dem Verf. eigenthümlichen Gewandheit übergetragen, und die wohlgelungene Arbeit selbst zeigt, wie lieb er das Original gewonnen, wie vertraut er mit demselben geworden sey. Wir wollen zur Probe einige der berühmtesten Sonetten hier anführen:

Grazie ch' a pochi 'l ciel largo destina etc.

Tugend, wie der Himmel Wenigen verleiht,
Reize, wie sie selten sich hienieden paaren,
Graue Weisheit wohnend unter blonden Haaren,
Hoheit, Würd' und Adel in bescheidnem Kleid;

Ungezwungne Sitten, weise Fröhlichkeit,
Himmlische Geberden, die den Geist entzünden,
Spröden Sinn erweichen, stolzen überwinden,
Eine Silberstimme, die das Herz erfreut;

Augen, deren Strahlen Gram und Freude senden,
Dem die Seele schenken, jenem sie entwenden,
Die den Abgrund spalten und die Nacht zerstreun;

Worte, die den Weisen, eh' er's wähnt, bethören,
Und, gepaart mit Seufzern, ihn Empfindung lehren,
Seht an mir die Wunder dieser Zaubereyn!

Wenn man hier einige Züge des Originals vermißt, andre ein wenig stärker hervor = oder weiter zurücktreten sieht, wenn hin und wieder die Anordnung verändert ist, so darf man nicht vergessen, woran Herr M. in der Vorrede S. IV. seine Leser erinnert, daß jede Copie eines Dichters nur Annäherung an das Original seyn kann. Bey diesem Sonnette wünschten wir vornämlich die Worte in bescheidnem Kleid (E'n umil donna alta beltà divina) verändert, weil gewiß die meisten Leser sie eher im eigentlichen als im bildlichen Sinne verstehen werden. Ungern vermissen wir das himmlische Einhergehn, l'andar celeste, in der Schilderung der Reize Laurens; und das eben so naive als innige E'l cantar che nell' anima si sente, hätte wohl in etwas bedeutendern Worten ausgedrückt werden müssen, um nicht zu sehr zurück zu weichen. Augen, die den Abgrund spalten dünkt uns ein wenig hart und außer dem Ton des schönen, sanft gehaltnen Colorits zu seyn. Das letzte Terzett befriedigt uns am wenigsten. Worte, die den Weisen bethören können, würden doch nur süße und verführerische Worte seyn; aber Lauren's Worte sind süß und belehrend, sie erheben und begeistern ein edles Gemüth, il dir pien d'intelletti dolci ed alti. — In dem folgenden Verse ist das zweyte Hemistichium ein wenig zu nüchtern, vornäm-

lich in Vergleichung mit dem reizenden Bilde des Originals i sospir soavamente rotti. —

Quando Amor i begli occhi a terra inchina etc.

Wann sie, der Anmuth Bild, ihr Auge sanft geneigt,
Die zarten Geisterchen, die ihren Busen heben,
Versammelt, sie zu Klang und Worten zu beleben,
Und nun zu meinem Ohr die Engelsstimme steigt,

Dann schwindet mir die Welt, und Puls und Athem schweigt;
Dann wünsch' ich schnellen Flugs dem Leibe zu entschweben
Und mit der Rede Hauch zum Himmel aufzustreben,
Der, was er Schönes hat, uns in der Holden zeigt.

Doch plötzlich siegt in mir ein süßeres Verlangen;
Der trunkne Geist begehrt mehr Töne aufzufangen,
Und freut sich, daß er noch die Erde nicht verläßt.

So lenkt und gängelt mich die reizende Sirene,
Und lös't, wie's ihr gefällt, durch ihre Zaubertöne,
Des Lebens Fäden auf und knüpft sie wieder fest.

Unter dem Titel Blätter aus dem Sagenbuche der Vorzeit hat Herr M. eine Reihe philosophischer Dichtungen gesammelt, die zum Theil als Anhang zu Merciers Träumen, zum Theil in Beckers Erholungen mit Vergnügen und Beyfall gelesen worden sind. Eine gefällige und dem Leben angemessene Weisheit theilt sich hier unter anmuthigen Bildern in einer schönen und fließenden Spra-

che mit; das zarte Gewebe der Poesie umfließt den ernsten Stoff mit einem hellen, zarten und durchsichtigen Schleyer, der ihm einen geheimnißvollen Reiz mittheilt. Diese wenigen Aufsätze beurkunden das entschiedene Talent des Verf., die Ideen der Philosophie in gefälligen Formen in das Leben einzuführen, und wir sind überzeugt, daß mehrere Leser mit uns wünschen werden, er möchte von diesem gewiß nicht gemeinen Talente noch öftrer Gebrauch machen. — Ueber den griechischen Roman. Eine eben so unterhaltende als befriedigende Abhandlung über einen Gegenstand, der in unserm romanreichen Zeitalter das Interesse des Publikums auf sich ziehen muß. Der Verf. hat sich bemüht, den verworrenen Stoff zu ordnen, und die Dunkelheiten desselben so weit als möglich aufzuklären. Die milesischen Mährchen des Aristides, deren Schlüpfrigkeit in dem Alterthum berühmt war, können vielleicht den ersten Anstoß zu Erfindung des Romans gegeben haben; aber das wahre Vorbild desselben scheint Antonius Diogenes gewesen zu seyn, in dessen unglaublichen Merkwürdigkeiten das Thema angegeben war, welches die folgenden Romanenschreiber zu variiren pflegten. Mit der Geschichte der Liebenden, welche die Grundlage dieses Werkes ausmachen, hat er eine Menge abentheuerlicher Beschreibungen erdichteter Länder gepaart, und

ist dadurch zugleich der Stifter einer eignen Klasse von Romanen geworden, die Herr M. unter der Aufschrift erdichtete oder romanhafte Reisebeschreibungen zusammenfaßt. Die zweyte Klasse sind ihm die Zaubermährchen, oder die Geschichten der durch magische Künste in Thiere verwandelten Menschen, in denen Lucius aus Paträ den Ton angegeben hat. Die dritte Klasse von Romanen besteht aus einer Reihe ziemlich natürlich angelegter und durchgeführter Liebesgeschichten, deren Verfasser sämmtlich zwischen dem zweyten und fünften Jahrhundert lebten. Für den Repräsentanten dieser Gattung erklärt Hr. M. den Heliodor, dem, wo nicht der Zeit, doch dem Werth nach, die oberste Stelle gebührt. Wir wollen das Kunsturtheil, welches er über die sechs, auf unsre Zeiten erhaltenen Liebesgeschichten fällt, hier kurz zusammen ziehen: In den Begebenheiten, die sie enthalten, kann man weder die Erfindung noch die Anordnung bewundern. Sie bilden ein weitläuftiges, buntes, nicht ein anziehendes, schönes Gemälde — eine große Fläche, wo das Auge von einer Parthie zur andern forteilt, ohne auf einer besonders zu haften, weil keine aus dem Ganzen hervortritt, oder durch die Beziehung, in welcher sie mit dem Ganzen steht, Aufmerksamkeit erregt. Die Verfasser derselben scheinen sich mit den ersten flüchtigen Eingebungen

der Phantasie begnügt zu haben, und es bedurfte keines großen Dichtertalentes, um solche Entwürfe hervorzubringen. Eben so wenig verräth sich ein schaffender und belebender Geist in der Bildung und Darstellung der Charaktere. Sie sind alle mehr oder weniger flach, Wesen oder Schatten von Wesen, dergleichen Tag für Tag auf der Bühne der Welt umhergleiten, ohne einen bleibenden Eindruck zu machen. Unter solchen Umständen kann man auch auf große und reichhaltige Situationen wenig rechnen. Vielen fehlt es an Wahrheit, andern an Wahrscheinlichkeit, wenige entspringen aus der Handlung oder den Gesinnungen der Personen, die meisten erzeugt das Ohngefähr oder die Willkühr des Dichters. Desto umständlicher mahlen dagegen alle die Aeußerungen der Leidenschaften und vernünfteln über die Entstehung derselben; auch ist keiner, der nicht in rednerische Beschreibungen über Gegenden und Kunstwerke ausschweifte und oft bis zum Ueberdruß bey ihnen verweilte. Der einzige wahre Vorzug, auf welchen sie, im Ganzen genommen, Anspruch machen dürfen, ist die Reinheit und Zierlichkeit der Sprache. Sie haben sich alle mit der Lektüre der vorzüglichsten Schriftsteller ihres Volkes genährt und sich den Ausdruck derselben zugeeignet. Aber wenn auf der einen Seite diese gelungene Nacheiferung ergetzt, so läßt sich doch auf der andern

nicht läugnen, daß sie oft in eine sklavische Nachahmung übergeht. Ueberdem ist das Verdienst einer netten und gereinigten Schreibart nicht allen im gleichen Maaße und selbst den besten unter ihnen nicht in dem Grade eigen, daß nicht oft neu geprägte Wörter, gesuchte Ausdrücke und falscher Schmuck es mannigfaltig beschränken sollten. — Nach dieser allgemeinen Würdigung bemüht sich der Verf. einige besondere Fragen aufzulösen, zu denen die Geschichte und Beschaffenheit des Romans Veranlassung giebt. Warum entwickelte er sich so spät? Ohne Zweifel weil die erdichtete Erzählung von Umfang und Wichtigkeit einmal durch Homer an eine durchaus dichterische Darstellung gebunden worden, und dieser nicht entbehren zu können schien. Diese Form aber begünstigte die Erzählung so verwickelter Begebenheiten nicht, welche den Inhalt der griechischen Romane ausmachen. Der Roman konnte sich daher nicht entfalten, so lange die epische Erzählung und der epische Vortrag Homers das Muster für jede poetische Erzählung und jeden poetischen Vortrag war. Es ereignete sich in Griechenland gerade das Gegentheil von dem, was in Frankreich und England geschehn war. So wie hier die Thaten der Ritter unter den Händen fabelnder Geschichtschreiber das abentheuerliche Gepräge empfingen, aus dem die romantischen Dichter und späterhin die Roma-

Romanenschreiber so vielfältigen Vortheil zogen, so erhielten in Griechenland die National-Mythen, von ihrer ersten Bearbeitung an, einen Charakter, der dem Zwecke des Epikers und Lyrikers auf das vollkommenste entsprach, der Absicht des Romans aber desto ärger entgegenstrebte. Daß aber auch der psychologische Liebesroman, dessen Sphäre das gewöhnliche sittliche Leben ist, sich nicht früher in Griechenland entwickelte, erklärt Hr. M. auf eine treffende Weise aus der häuslichen Lage der Griechinnen und dem geringen Grade der sittlichen Bildung, deren sie sich zu rühmen hatten.

Der Verf. beschließt seine Abhandlung mit einer Reihe von Betrachtungen über die Eigenthümlichkeiten der verschiedenen Klassen des griechischen Romans und über die Ursachen, welche jeder ihren eignen Charakter aufdrückten. Bey den milesischen Mährchen des Aristides läßt sich nicht über ungewisse und unbefriedigende Vermuthungen hinausgehn; die romantischen Reisebeschreibungen aber leitet Hr. M. aus dem, seit Xerxes und noch mehr seit Alexanders Zug rege gewordenen Hange nach der Kenntniß fremder Reiche und Völker ab, welcher eine Menge von Länderbeschreibern weckte, die, wenig um die Wahrheit bekümmert, die sonderbarsten Nachrichten zusammenrafften und so den Betrug und die Leichtgläubigkeit auf mannigfaltige Weise beförderten. Es

entstanden Robinsonaden, deren Verfasser in dem Geschmacke des Ktesias und Jambulos schrieben, und die sich vornehmlich in dem Zeitalter Luzians, der sie in seinen Veris Histor. und De scribenda Historia lächerlich macht, vermehrt zu haben scheinen. Auch die zweyte Klasse von Romanen, welche die Zaubermährchen in sich begreift, hält Hr. M. für ein Erzeugniß der Zeit und der Umstände. Man weiß, welche Fortschritte die Magie in dem ersten und zweyten Jahrhundert nach Chr. G. gemacht, und wie ein falscher Pythagorismus allmählig ein System von Theurgie und Magie entwickelt hat, welches die Kräfte der Natur dem Menschen unterwarf, und dem blindesten Aberglauben alle Wege öfnete. In dieser Zeit war es, wo die Verwandlungen des Patrenser Luzius, die unglaublichen Erzählungen des Damascius und andre ähnliche Mährchen aus dem Wunderglauben hervorgingen. Gelegentlich bestreitet hier Hr. M. Wielands Behauptung, daß der Patrenser Luzius gar nicht existirt, sondern aus Luzians bekanntem Werke gleichsam erst entstanden sey, und stellt selbst die Hypothese auf, daß Luzian in dem Esel, eben so wie in der wahren Geschichte, einen satyrischen Zweck gehabt und eine gewisse Klasse von abentheuerlichen Erzählern habe verspotten wollen. Diese Hypothese würde freylich den Vorwurf eines Plagiates am besten von Lu-

zian entfernen, wenn nur in dem Werke selbst die satyrische Tendenz einigermaaßen angedeutet, die Ironie etwas hervorstechender wäre. Da dieses aber nicht ist und das Werk ganz füglich ernsthaft gemeynt seyn könnte, so muß man entweder zu andern Hypothesen seine Zuflucht nehmen, oder man muß gestehn, daß sich Luzian die Satyre hier ungemein leicht gemacht habe. Diese letztere Einwendung hat auch Hr. M. nicht übersehn (S. 251.), aber es dünkt uns, als ob er sie allzuleicht zurückgewiesen habe.

Wie die dritte Klasse der natürlichen Liebesgeschichten entstanden sey und die vorigen Gattungen verdrängt habe, läßt sich mit Zuverläßigkeit nicht bestimmen. Vielleicht hatten jene abentheuerlichen Dichtungen Ueberdrüß erweckt; vielleicht hatten sie niemals ein sonderliches Aufsehn erregt. Nachdem man aber einmal erdichtete Begebenheiten in Prosa geschrieben hatte, konnte diese Gattung von selbst entstehn. (Die Grundlage dazu war offenbar in dem Roman des Antonius Diogenes gelegt. Wenn man das abentheuerliche hinwegließ, womit er seine Liebesgeschichte durchwebt hatte, so blieb gerade das Thema übrig, welches die spätern Romane erfüllt.) Die Aehnlichkeit ihres Inhaltes deutet auf ein gemeinschaftliches Urbild hin. Stürme auf dem Meere und Schiffbrüche, Entführungen der Geliebten

durch Räuber zu Wasser und zu Lande, Opferungen, die so eben vollzogen werden sollen und durch ein glückliches Ohngefähr oder eine schlaue List vorübergehn, verliebte Nachstellungen, denen die Liebenden nicht ohne Gefahr ihrer Beständigkeit und Treue entrinnen — solche und ähnliche Ereignisse sind der Stoff, aus denen die Fabeln aller ihrer Liebesgeschichten gewebt sind. Dieselbe Aehnlichkeit herrscht auch in der ganzen Behandlung und Ausschmückung. Herr M. vermuthet, daß Heliodor der Vater dieser Gattung war und daß er ihr Loos entschieden habe. Zuletzt macht er noch eine sehr gegründete Bemerkung über die Sprache derselben. Sie reden zu ihren Lesern durch das Organ einer vielfach gebildeten fügsamen und wohl bearbeiteten Sprache. Eine solche geschickt zu handhaben und sich classisch in ihr auszudrücken, gibt dem Schriftsteller noch keine Ansprüche auf ächtes Verdienst. Dieses kann ihm erst dann zugestanden werden, wenn er zugleich angemessen und zweckmäßig schreibt. Ueberall aber zeigt sich in den Romanendichtern der verderbte Geschmack ihres Zeitalters in Künsteley, Uebertreibung und Ueppigkeit.

In den Erläuterungen und Belegen, welche dieser Abhandlung zugegeben sind, handelt der Verf. von den verschiedenen Klassen der erotischen Schriftsteller, über den Aristides, den Antonius Diogenes und Jambli-

chus (Hr. M. zeigt, daß der erstere nicht so alt seyn konnte, als Photius glaubte) und die übrigen Romanenschreiber. Als Probe der Manier dieser Dichter wird der ganze Inhalt des Werkes von Heliodor und eine der Kunstschilderungen aus diesem Romane mitgetheilt.

Die kurzen Auszüge, welche wir aus den einzelnen Aufsätzen dieser vermischten Schriften gegeben haben, werden die Reichhaltigkeit derselben hinlänglich darthun und den Wunsch erregen, daß Herr M. ihnen noch mehrere so inhaltreiche Bände nachfolgen lassen möge.

V.

Salomon Geßner's Briefwechsel mit seinem Sohne; während dem Aufenthalte des Letztern in Dresden und Rom, in den Jahren 1784 — 85 und 1787 — 88. Bern und Zürch, bey H. Geßner. 1801. 332 S. 8. *)

Dieser Briefwechsel muß jedem gebildeten Leser von unverdorbenem Gefühl einen schönen Genuß gewähren, weil er ihn in einen Kreis vortreflicher Menschen führt, die im Besitz der seltnen Kunst sind, höhere Bildung mit der reinsten Stimmung unverkünstelter Natur zu paaren. Besondern Werth aber hat das Buch für den jungen, emporstrebenden Künstler, der in Salomon Geßner's Rathschlägen und in der Art, wie Konrad Geßner sie benutzt und ihnen zuvoreilt, eine praktische Anweisung,

*) Dem Titel gegen über steht eine willkommene Zugabe, Salomon Geßner's Sommerwohnung im Sihlwald, gezeichnet von Meyer, mit leichter Hand radirt von König.

auf dem sichersten Wege zum wahren Schönen zu gelangen, findet. Vorzüglich gilt dieß für den angehenden Landschafter, den Pferde- und Schlachtenmaler; am meisten für einen jungen Maler, von dem man etwa mit Grund hoffen könnte, was der Vater S. 260 an den Sohn schreibt: „Ich vermuthe aus Allem, du werdest Dich doch zuletzt in dem Fache der Wouwermans oder Berghem festsetzen; allenfalls — was aber eben kein Leichtes ist — noch mit Veredlung der Gegenstände, zumal der menschlichen Figur.“ Der Theil der Briefe, der Landschaftsmalerey betrift, kann als Commentar zu Geßner's bekanntem Brief an Füßlin dienen.

Gern begleitet man den Jüngling aus dem väterlichen Hause über München (S. 5. f.) nach Dresden in das Haus des Malers Graf, dann auf die Gallerie (S. 41. f.), in die Antikensäle und in die reizenden Gegenden um Dresden, die ihm zu Studien nach der Natur dienen; wie z. B. nach Liebethal S. 148. f. Sein biedrer, oft naiver Ton, hie und da durch einen Zug drolliger Laune gehoben, sein natürliches Gefühl für alles Schöne, sein edles Weiterstreben zu einem bestimmten Ziel, vergnügt den Leser, auch da, wo es dem Urtheil noch an Präcision, der Schreibart noch an Correktheit fehlt. Mit Wohlgefallen bemerkt man den Fortschritt in beyden. Es versteht

sich also, daß die Briefe aus Italien in dieser doppelten Rücksicht den Vorzug verdienen. — S. 15 und 114 ist Reinholds Schreibfehler für Reynolds.

Verständig, zum Theil lehrreich, sind die Urtheile des jungen Künstlers über seine Muster: in der Landschaft Ruysdael, Berghem, van Everdingen, Claude Lorrain, Poussin, S. 135. 136. 147. 153. 230. f.; in Pferdestücken und Schlachten Wouwermans, Bourgignon und Rugendas, S. 63. f. 101. f. Am erstern Orte sagt er: „Wie natürlich und ungekünstelt gruppirt sich nicht Alles in Wouwermans Composition! Alles, bis auf Kleinigkeiten, ist mit Reinlichkeit und ohne ängstlichen Fleiß ausgeführt. Seine Pferde und Figuren sind fast wie Mignatur, und doch voll Leben und Interesse.... Bourgignon zeichnete oder malte die Pferde vielleicht noch correkter als Wouwermans (?), und Rugendas ist in meinen Augen, in Rücksicht der Zeichnung, der Raphael der Pferdemaler. Seine Pferde alle sind im großen Styl, voll Feuer und Charakter, und ich ziehe sie, das herrliche Colorit ausgenommen, Wouwermans Pferden noch vor; letztere haben freylich ungemein viel Anmuth und Natur: nehme man aber seinen zierlichen Pinsel und das herrliche Colorit weg, so sind Rugendas Pferde gewiß richtiger gezeichnet

und edler." — — „Nach keinem, auch selbst nach Rugendas nicht, werd' ich mich ausschließend bilden; ich werde die Anmuth des Einen und die Richtigkeit der Zeichnung des Andern benutzen, um in der Natur meine Muster zu finden." Von Bourgignon sagt er an der andern Stelle: „Er wird neben Wouwermans in Absicht auf Natur immer verlieren, so groß mir auch seine Composition scheint, die das Wilde und Schreckende des Schlachtgetümmels mit so viel Feuer und Kraft darstellt. Bey ihm und einigen andern großen Meistern hab' ich bemerkt, daß auf Composition und Effekt alles berechtet ist. Aber wie fein fühlt nicht Wouwermans noch daneben; wie weiß er Alles bis auf Kleinigkeiten auszudrücken, wo hingegen die andern es nur im Großen und überhaupt zu fühlen, aber nicht wirklich auszuführen verstanden." u. s. w. Von Bourgignon fügt Geßner der Vater S. 107 hinzu: „B. hat große Verdienste; aber er macht durch seine Habitüde im Gruppiren oft frappante Sachen für den ersten Moment, ohne vielen Aufwand von Nachdenken. Er scheint geglaubt zu haben, es gehöre zum Charakter des Bataillen-Gemäldes, daß er mit Farbe und Pinsel eben so wüthe und tobe, wie es seine Figuren thun müssen."

Interessant werden dem Kunstliebhaber auch gelegentliche Nachrichten seyn, z. B. die von

der Dresdner Gemäldeausstellung im J. 1785. S. 112. f., zumal da in unsrer Bibliothek keine darüber vorhanden ist. Reichhaltigern Stoff dieser Art gewährte der Aufenthalt in Rom. Mancher damals dort lebende ausländische Künstler wird mit ein Paar Worten geschildert, wie S. 211. f. Sablet, mit dem Konrad G. zusammen wohnte, Denis S. 259, 323; Moore S. 226. 322. f. Unter den französischen Pensionärs fand er 1787 Künstler von vorzüglichen Anlagen, z. B. in einem Fache, das vom seinigen nicht sehr entfernt lag, einen damals jungen Künstler Golfier, dessen Jakob und Rahel in einer Landschaft S. 258 gelobt wird. — Von Reifenstein's Wachsmalerey S. 213. f. Von Hackert S. 215 etwas zweydeutige Aeußerungen. Ueber Kunstwerke Roms wird man gerade nichts Neues, aber manches Gute, gut ausgedrückt, finden.

Während Konrad Geßner's Aufenthalt in Rom starb, erst 24 Jahr alt, sein Freund Kirsch, ein Schüler Casanova's (S. 117. 284. ff.) Mit wehmüthigem Vergnügen setzen wir hieher, was Konrad G., der ihn schon in Dresden kennen gelernt hatte, von ihm sagt: „Seine historische Composition war die schönste Poesie, und er bildete sich in Rom nach dem Größten in der Kunst, mit einem Verstande und ausdauernder Kraft, die ihn zum

Künstler des ersten Ranges gehoben hätten. Daneben las und studirte er ununterbrochen die Alten; Homer und Virgil in ihrer Ursprache." — Ante diem rapiuntur boni! — Das edle Betragen eines jungen spanischen Geistlichen, Don Ginese, seines Krankenwärters, S. 287. f. würd' ich auszeichnen, wenn nicht, wofern ich mich anders recht entsinne, Moritz (der damals in Rom war, auch mit Konrad G. und andern Künstlern oft umherzog und ihnen auf ihren Künstlerwallfahrten Stellen der Alten vorlas) es schon erzählt hätte.

Als Konrad eine Weile in Rom ist, fängt ihm sein Fach an zu mißfallen: aus Gründen, die man leicht erräth. Doch hält er weislich fest. Sehr verständig sagt er: „H. Roos und Berghem studirten und lebten in Rom, und blieben jeder bey seinem Fache; der erstere studierte Landschaft, Architektur und schönes Vieh, und ward groß und geschickt, die treue Nachahmung der Natur und den Schmelz der Berge und Lüfte des letztern, erblick' ich hier an jedem schönen Abend. Ueberhaupt scheint mir die niederländische Kunst, wenn ich sie als Malerey betrachte, neben der italiänischen immer noch großen Werth zu behaupten, und ich gebe ihr, die wenigen echten Meister der letztern ausgenommen, noch den Vorzug. Ein oft vernachläßigtes Colorit, und ein angenommener Styl, läßt uns doch so gerne zu

der einfachen Natur der erstern zurückkehren. Aber freylich verstunden es denn die wenigen Großen des historischen Faches, Alles mit einander zu verbinden; ihre Composition ist edel und einfach; einige wenige Figuren, auf welche sie den größten Fleiß wandten, und die sie wohl ausstudirten, machen das schönste Gemälde. Diese Figuren sprechen und handeln; da ist alles voll Geist und Leben; keine einzige Nebensache bloß um den Platz auszufüllen — und doch nichts Leeres; wo hingegen in der großen Composition der Neuern, wie sie dieselbe nennen, einige Dutzend Figuren, nebst noch vielem andern Zeug, den Raum zwar einnehmen, aber nicht sprechen, nicht handeln — nicht das liebliche Ganze ausmachen, was dem Auge so wohl thut und die Seele beschäftigt. — Den Wenigsten glückt es, dieses zu geben; dazu erfodert es den Geist eines Raphaels, die schöpferische Kraft eines Michael Angelo, und die Zauberey eines Corregio. Nein! wenn ich sehe, wie selten sie sind, diese eigentlichen Meister historischer Kunst: dann soll mich, Alles erwogen, nichts in meinem Fache, das sich ja auch veredeln läßt, irre machen. — Ein schönes Pferd, eine schöne menschliche Figur, in einer wohlgewählten Landschaft, geben schon ein ganz hübsches Bild — und dann steht es ja nur bey mir, diesen Figuren durch Handlung mehr Leben und In-

teresse zu ertheilen. Ein schön gemalter Karngaul an einem Sandport hat, so wie jede treue Nachahmung solcher Gegenstände, freylich auch schon seinen Werth; aber dennoch bleibt er ein Süjet, kaum der Arbeit werth — oder es bedarf denn doch ganz des zarten Naturgefühls und der Delikatesse der Ausführung eines Wouwermans, um nicht bloß das Auge zu interessiren. Aber schöne Natur zu wählen, und sie darzustellen, das heiß ich wahre Kunst." Dieß gedachte Urtheil enthält gewiß viel Wahres, und schien uns, als eine der besten Stellen in Konrads Briefen, des Abschreibens werth. Natürlicherweise ist es auch nach dem Sinne des Vaters, der in Bezug darauf S. 246 schreibt: „Die größten Künstler des historischen Faches haben sich nie oder selten jene absurde Intoleranz erlaubt, und sich daher oft mit Vergnügen in andern Fächern versucht. Jeder, der mir lebhafte, angenehme und edle Gefühle durch glückliche Nachahmung zu erregen weiß, sie seyen aus welchem Fache sie wollen, ist meiner ganzen Achtung werth. Wird nicht Anakreon eben so ewig bewundert werden, wie Homer? Thomson ist, mir wenigstens, in seinen Jahreszeiten, wo er so mannigfaltige Gegenstände der Natur mit so lebhaften Farben malt, größer als in seinen Trauerspielen; und wer bewundert nicht Virgils Hirtengedichte neben seiner Aeneis! Frey-

lich gehört dem Fache der erste Rang, das den größten Aufwand von Genie und Kenntnissen fodert. Aber das reduzirt sich auf sehr Wenige, die dahin gelangen; und es werden noch tausend und tausend historische Bilder von Helden mit zerrissenen Gesichtern und wüthenden Gebehrden mit Recht von der Wand genommen werden, um einem Lorrain, Ruysdael, oder einem andern Platz zu machen, der mich — durch wahre Darstellung von Gegenden, welche auch in der Natur bezaubern würden, oder durch ruhige, glückliche, häusliche Scenen — mit angenehmen Gefühlen von Wahrheit und Gefälligkeit aufhält."

Die ausgezogenen Stellen werden hinreichen, um Künstler und Kunstliebhaber, denen etwa diese Anzeige früher als das Werk selbst in die Hände fallen sollte, auf das letztere begieriger zu machen. Angehende Künstler werden in Salomon Geßner's Briefen vorzüglich an folgenden Stellen goldne Regeln für sich finden: S. 11. 20. 73. 111. 122. 124. 142. 261. 262. 275. ꝛc.

Unter den Briefen finden sich auch einige von Salomon Geßner's noch lebender Gattin, einer geb. Heidegger. Sie muß eine herrliche Frau seyn, schon nach diesen Briefen: in ihrer Art eine Cornelia.

Glückliche Menschen! sagt sich der Leser, wenn er Salomon Geßner's Idyllenleben

im Sihlwald mit ansieht, und bedauert nur, daß es nicht von noch längerer Dauer war. Einen Monat vor dem Schlagfluß, der dem Leben des liebenswürdigen Dichters ein Ende machte, schreibt **Heinrich Geßner**, der ältere Sohn, an Konrad (S. 314. f.): „Nur selten wird die immer gleiche Heiterkeit unsers theuern Vaters, die Alles mit so viel Liebe umfaßt, durch etwas Düsternheit unterbrochen; und dann ist er dennoch liebevoll wie immer. So gab er mir letzthin auf eine Art eine Lehre, die mein ganzes Leben hindurch unaustilgbar in meiner Seele haften wird; und ich kann nicht umhin, diese schöne Scene, die mir noch lange in der lebhaftesten Erinnerung bleiben wird, Dir mitzutheilen; er sprach ohnehin zu Dir und mir. — Es war am letzten Sonntag Abends. Wir saßen beyde in unserer Stube, und sahen den Abend am düstern Horizont sich neigen; ich ersuchte Papa mir eine Feder zu schneiden, welches er sogleich übernahm. Nach einigem Momenten trat ich wieder in das Zimmer, und fand nun von seiner Hand, auf meinem Portefeuille, mit großen Buchstaben geschrieben: **Unglück ist des Menschen Prüfung**. Du denkst Dir's, wie überrascht ich war. Erstaunt sah' ich ihn an, und fragt' ihn: Um Gotteswillen! was haben Sie mir da hingeschrieben? Freundlich lächelnd gab er mir zur Antwort: „Es fiel mir so aus

der Feder, als ich die neugeschnittene probiren wollte." Wir schwiegen beyde einige Zeit still; Papa bemerkte meine Unruhe, und sah mich bedeutend an. „Ich sehe wohl," sagt' er mir mit einem mir ewig unvergeßlichen, freundlichen Tone, „daß Dich's beunruhigt; ich will Dir's hier durchstreichen; aber dafür laß Dir's ja in deinem Kopf und Herzen nie durchgestrichen seyn." — Ich war sehr bewegt, er aber so heiter und froh, als wenn er dadurch diesen schönen Moment noch unvergeßlicher hätte machen wollen.

Hier schließe ich diese Anzeige. Rec. hat auch für die gesorgt, die in Gedanken den Menschen vom Künstler trennen, und den Menschen noch mehr lieben, als den Künstler.

Epi-

VI

Episteln. Zum Anhange vermischte Gedichte. Abdrücke für Freunde. Magdeburg 1801. 11 Bogen. 8.

Diese kleine Sammlung von Gedichten ist eigentlich nicht für das größere Publikum bestimmt. Nicht nur Titel und Vorbericht sagen, daß sie bloß als Abschrift angesehen werden soll, auch in der Zueignung an meine Freunde heißt es:

Das Ohr der Welt soll nicht mein kleines Spiel ermüden.
Wenns meinen Freunden nur gefällt:
So mögen auf des Ruhms Gefieder
Sich Stolz're heben! Brauchen's diese Lieder?
Ihr Freunde seyd mir meine Welt.

Indessen enthält sie gleichwohl soviel schöne Stücke, daß sie mit Recht hoffen darf, auch in einem zahlreichen Zirkel ihr Glück zu machen.

Ihr Verfasser, Friedrich von Köpken, der mehrern unserer Leser, wenn nicht aus andern Zeitschriften, doch gewiß aus dem deut-

schen Merkur bekannt seyn wird, gehört, wie er selbst sagt, und seine Versuche bestätigen, zu den Dichtern aus der französischen Schule. Eine kühne Erhebung des Geistes und eine blühende Phantasie wird man daher so wenig, als eine aus dem Gegenstande einzig hervorgehende und von allem subjectiven Einflusse sich frey erhaltende Darstellung, wie das fleißige Studium der Alten zu gewähren pflegt, bey ihm finden: aber eine heitere Ansicht der Welt und des Lebens, frohe Weisheit, leichter sokratischer Spott, Klarheit im Ausdrucke und eine größtentheils reine Sprache und gefällige Versification, — diese und ähnliche Eigenschaften vergnügen hier, wie sie in den Gedichten eines Bernis und Gresset vergnügen.

Die Episteln selbst gehören, außer dreyen, die den beyden eben genannten französischen Dichtern nachgebildet sind, dem Verfasser und verdanken sämmtlich ihr Daseyn, wie es uns scheint, besondern Veranlassungen. Vielleicht ist keine ihrer Stelle unwerth; sollten wir indeß die nach unserer Meinung gehaltreichsten auszeichnen, so wäre es die erste an Göcking, die dritte an Gleim, die eilfte an Rötger, die funfzehnte an ein Paar junge Mädchen und die zwanzigste an Matthisson. Folgende Stelle aus der ersten ist ungemein launigt. Der Dichter hat uns gesagt, daß er schon in der Zeit eines Uz und Kleist die Musen lieb ge-

wonnen habe, aber daß seine Liebe nicht laut geworden sey.

Was konnt' ich auch o Freund, fährt er fort,
mit ihnen zu der Zeit,
Als noch die Polizey sehr streng' auf Zünftigkeit
Am Pindus hielt, wohl anders machen?
Die Findelhäuser, unterm Schild
Von Blumenlesen, Taschenbüchern, Almanachen,
Die man mit junger Dichter Kindern füllt,
Und wo man, wie du selbst, als Herr Direktor
Von einer solchen Anstalt, weißt,
Oft neben einem Sohn vom Hektor
Auch einer Phryne Kind dem Tode mild entreißt;
Die guten Stiftungen, wo Viele
In unsern Tagen nur zu leicht
Die Kinder aus verstohlner Liebe Spiele,
Im süßen Rausch oft viel zu früh erzeugt,
So väterlich dem Untergang entziehen,
Und schlau des Censors Straf' entfliehen,
Die hatten in dem Publikum
Damahls noch nicht ihr Privilegium.
So blieben denn, nach alter guter Sitte,
Die Kinder meiner Mus' in väterlicher Hütte.

Aus der funfzehnten in einem mehr ernsten Ton verfaßten Epistel geben wir, als Probe des didaktischen Ausdrucks, nachstehende Stelle.

Zu dieser Unart, zu der schnippschen Laune neigt
Am leichtesten das Mädchen in den Jahren,
Wo, in dem Ton der Welt noch unerfahren,
Sie sich zuerst den größern Zirkeln zeigt,
Im Alter zwischen Vierzehn, Sechzehn Jahren.

Itzt, da das Kind zur Jungfrau übergeht,
Da ihre Blüth' aus halb nur offner Knospe strebet;
Der junge Busen schwillt, schon sanft sich senkt und hebet;
Sie Nymphenhaft dahin im schlanken Wuchse schwebet,
Und jeden Reiz Natur entwickelt und erhöht;
Itzt, da ein süßeres Gefühl noch nicht
Zu ihrem unbefangnen Herzen spricht:
Wie leicht ist's da, daß Stolz die leere Stelle füllet?
Man weiß, ein Reiz, der sich nur eben erst enthüllet,
Lockt oft die feinern Kenner mehr,
Als Schönheit, die ganz aufgeblühet,
In vollem Glanz ihr Auge siehet. —
Wann sich um solch ein junges Mädchen her
Ein größrer Schwarm Bewundrer dränget,
Als reifre Schönen wohl umringt:
Ist's Wunder, daß sie selbst, wer weiß wie viel sich dünkt?
Doch ach! mit jedem Jahr verenget
Sich dieser schmeichelhafte Kreis,
Wenn sie durch Anmuth nicht und Geist zu fesseln weiß.

Leser von etwas höhern Ansprüchen werden wahrscheinlich den Schluß dieser Stelle zu matt finden, und in der That möchten wir den Verfasser, wenn auch hier, doch anderwärts nicht, gegen ähnliche Beschuldigungen in Schutz nehmen. Was mehrern in dieser Gattung arbeitenden Dichtern begegnet ist, daß sie den leichten Ausdruck mit dem prosaischen verwechseln, und oft nur noch durch Reim und Syl-

benfall uns erinnern, daß wir Poesie lesen, dasselbe, scheint uns, ist zuweilen (man vergleiche S. 56. 67. und andere) auch unserm Dichter wiederfahren. Man vermißt hie und da die nöthige Sorgfalt in der Wahl der Worte, Bilder und Wendungen, — die Feilung, die den Styl hebt, ohne ihn gerade mehr, als der Gegenstand fodert oder verlangt, zu erhöhn. Die Wörter isolirt, Bankier, Credit u. s. w. thun auch in der leichten poetischen Gattung keine gute Wirkung, und wenn die kurzen Sätze und der zerschnittene Periode in ihr nicht an der unrechten Stelle sind, so verschmäht sie doch darum den vollen hinreißenden Fluß der Rede nicht, sondern scheint ihn vielmehr von Zeit zu Zeit gern in sich aufzunehmen. Ueber einige, theils unrichtige theils falsch geordnete Reime mit dem Verfasser zu rechten, wäre Kritteley.

In dem Anhange sind wir auf einige wahrhaft gefällige Lieder, wie unter andern Freuden der Kinderjahre, und Amor ein Schmetterling, und auf zwey oder drey Oden voll Wärme und Kraft gestoßen. Hier eine Schilderung aus der Ode, die Tafelfeste überschrieben:

Mächtiger, als in Orkus Schlünden Pluto,
Herrscht des Erebus Sohn, der Tod hier, schwenket,
Statt des Wurfspeils, Gallischer Köche Dreyzack,
Sichrer zu morden.

Seine Gehülfen, gleich der Hölle Geistern,
Stehen um ihn, und kochen aus des heißern
Indus Würzen, feineres Gift, des Schlemmers
Gaumen zu reizen.

Zehrendes Feuer wird's ihm! Rastlos stürzt er,
Den tantalischen Durst zu löschen, theurer
Weine Fluth aus wechselnden Gläsern in sich;
Immer vergebens.

Lieblicher Trauben Feuergeist — uns Labung
Im sokratischen Becher — strömt der Flammen
Mehr noch in die Adern ihm, zeugt statt Frohsinns
Dumpfe Betäubung.

Bleichen Harpyen gleich, schwebt kranker Ekel,
Unmuth, gähnende Schlafsucht um die volle
Silberschwere Tafel: das Leichenmahl der
Heiteren Freude! —

Nicht minder schöne Stellen könnten wir aus Vergessenheit und Denkfreyheit ausheben: aber Stücke, wie diese, verdienen ganz gelesen zu werden.

VII.

Briefe über die Jungfrau von Orleans, eine romantische Tragödie von Schiller. Berlin, bey Unger. 1802.

Erster Brief.

Ich bin nicht weniger ungewiß über den Begriff des Romantischen, als Sie selbst, und bekenne gern, daß ich durch die Aufklärungen unserer Kritiker nicht aufgeklärter geworden bin. „Das Romantische, sagt der eine, steht zwischen dem Historischen und dem Fabelhaften, zwischen dem Natürlichen und dem Wunderbaren mitten inne. Es ist das erstere in das letztere verkleidet.“ Ein zweyter meynt, „das Romantische entstehe, wenn die Einbildungskraft ihren Zauber über die Geschichte ausgieße, und das magere Skelett durch eigene Schöpfung mit Fleisch und Haut bekleide und mit den zärtesten Tinten färbe.“ Ein dritter thut auf eine Definition des Romantischen freywillig Verzicht und sucht durch

die Vergleichung der alten und neuen Poesie mit zwey verwandten Künsten uns zur Einsicht in das Wesen des Romantischen zu verhelfen. „Die alte Poesie, lehrt er, (und ich werde mich so genau, als möglich, an seine Worte halten,) giebt uns, wie die Bildhauerkunst, Sinnenwahrheit. Beyder Formen sind scharf begränzt und harmonisch vollendet, und Klarheit, — die Folge der bestimmten Begränzung, — und Ruhe, — die Folge der vollendeten Harmonie, — die Wirkungen, die sie auf den Beobachter hervorbringen. Die neuere Poesie, der Mahlerey ähnlich, gewährt, wie diese, nur Sinnenschein. Es finden in ihr keine begränzten Formen Statt, weil ihr eigenthümlicher Charakter das Streben nach dem Unendlichen ist; die Schönheit kommt in ihr nicht zur Erscheinung, weil gerade in dieser sich das Unendliche, auf das schärfste begränzt, darstellen muß; und Klarheit und Ruhe verschwinden, jene, weil die Form dem Beschauer nicht unmittelbar entgegen rückt, und diese, weil das Wechselverhältniß nicht vollendet ist. Aber eben darum wirft die moderne Dichtung, wie die Mahlerey, ein Medium zwischen ihre Gestalten und sucht alle Dissonanzen mehr in dem Farbenspiele, als in den Formen, die sie in die Ferne zurücktreten läßt, zu lösen, und dieser Farbenzauber ist es, in welchem das Romantische und dessen eigenthümliche Eigenschaften,

— Sinnenschein, Ahnung und mildernde Ferne, im Gegensatz von Sinnenwahrheit, Bestimmtheit und Nähe, begründet sind."

Die Unzulänglichkeit der beyden ersten Versuche, den Charakter des Romantischen zu bestimmen, liegt, dünkt mich, am Tage. Wenn eine romantische Darstellung nichts weiter erfodert, als daß eine natürliche und an sich wahre Begebenheit auf eine wunderbare Art vorgetragen, oder gar nur durch die Einbildungskraft verschönert, also dichterisch bearbeitet werde, so gewinnt das Gebieth des Romantischen plötzlich eine unendliche Ausdehnung. Die epischen Gedichte Homers und Virgils, die noch vorhandenen und verloren gegangenen Argonautika, nebst allen Herakleen und Theseiden der Vorzeit, gehören der romantischen Gattung an; und selbst an romantischen Tragödien fehlt es dem Alterthume nicht mehr. Was hätte einen so verständigen Dichter, wie Schiller ist, bewegen können, seine Tragödie als eine romantische anzukündigen, wenn er bloß auf das ihr beygemischte Wunderbare im Allgemeinen hindeuten und uns zu verstehen geben wollte, daß er uns ein zwar an sich wahres oder historisches, aber durch seine Einkleidung als wunderbar erscheinendes Ereigniß, oder gar nur eine einfache Geschichts-Erzählung, ausgestattet und geschmückt mit den Farben einer reichen Phantasie, vorhalten werde?

Zu der dritten Erklärung, oder Beschreibung, oder Andeutung des Romantischen, (ich weiß nicht, welcher Ausdruck der schicklichere ist,) scheint Kant in der Kritik der ästhetischen Urtheilskraft S. 204., oder vielmehr Schiller selbst in seiner vortrefflichen Abhandlung über naive und sentimentale Dichtung, vorzüglich durch die S. 103 in einer Note aufgestellte Vergleichung zwischen plastischen und musikalischen Dichtern, die Veranlassung gegeben zu haben. Was sein durch allzugroße Kürze etwas undeutlich werdender Epitomator meynt, ist, denke ich, folgendes. Die antike Poesie, will er sagen, beherrscht die Einbildungskraft durch die durchgängige Bestimmtheit ihrer Formen. Ihr Zweck ist möglichst vollständige Nachahmung der Wirklichkeit und ihre eigentliche Kunst die Kunst der Begränzung. Durch Natur, Individualität und lebendige Sinnlichkeit übt sie ihre Macht über uns aus und ihre in sich vollendete (absolute) Darstellung befriedigt und beruhiget die Seele. Der moderne Dichter dagegen arbeitet darauf hin, einen bestimmten Zustand des Gemüths hervorzubringen, ohne daß er hierzu eines bestimmten Gegenstandes bedarf. Sein Zweck ist die Erhebung der Wirklichkeit zum Ideale und sein Streben ist auf das Unendliche gerichtet. Durch Ideen und hohe Geistigkeit bemächtigt er sich unsers Gemüths, aber seine Darstellung eines

in sich Vollendeten (Absoluten) ist nicht plastisch, nicht bestimmt genug für die Anschauung, sondern bloß bestimmt und begränzt für den Verstand. So, glaube ich, geleitet von Schillers eben so gründlicher, als faßlich ausgedrückter Idee, seinen Nachfolger verstehen zu müssen und so weit bin ich auch mit ihm einverstanden. Wenn er aber, zurückgehend auf seine Vergleichung zwischen moderner Poesie und Mahlerey, das Romantische durch einen figürlichen Ausdruck, — durch poetisches Farbenspiel erklärt und es für das Mittel hält, die Mißverhältnisse in den nicht scharf genug begränzten, nicht plastisch genug dargestellten Formen zu lösen, so gestehe ich gern, daß ich weder den Unterschied zwischen Modern und Romantisch gehörig fasse, noch begreife, warum gerade einzig die Jungfrau von Orleans, und nicht auch Maria Stuart und Wallenstein romantische Tragödien heißen sollen: denn beyde dürften wohl schwerlich auf das Lob vollkommen begränzter Darstellungen Anspruch machen. *)

Doch wozu ein längeres Verweilen bey willkührlichen Bestimmungen und Erklärungen,

*) Nach der Erklärung eines vierten, ist das romantische Gedicht ein solches, das nicht für den Verstand, sondern nur für die Phantasie wunderbar ist. Aber wer mag behaupten, daß von der letztern das Uebernatürliche in der Jungfrau von Orleans aufgefaßt und als solches erkannt werde?

an deren keine vielleicht der Dichter gedacht hat? Das Wort romantisch ist nicht erst seit heute und gestern in unserer Sprache; es ist schon lange und in vielfacher Beziehung von unsern Schriftstellern gebraucht worden. Lassen Sie uns, ohne Rücksicht auf den Sinn, den Schiller damit verbindet, untersuchen, welchen Begriff man bisher an diesen Ausdruck geknüpft hat.

Man sagt von einer unwahrscheinlichen Erzählung, sie klinge romanhaft. Ausschweifende und schwer zu erfüllende Ideen und Wünsche heißen romanhafte. Die Unternehmung Bonapartes auf Aegypten wurde von vielen als ein romanhafter Entwurf getadelt. Dagegen sagt man von einer Burg, die sich auf einem Fels über einen See erhebt, oder von einer am steilen Bergabhange gegründeten Stadt, die von einer grünen Wildniß umgeben wird und in ein liebliches Thal hinuntersieht, sie habe eine romantische Lage. Einem Mahler, der solche Ansichten schildert, eignet man einen romantischen Styl zu. Der wüthende Roland und Oberon werden für die berühmtesten romantischen Gedichte der Welschen und Deutschen gehalten. In allen diesen Redensarten sind die gebrauchten Ausdrücke die eigenthümlichen und können nicht mit einander vertauscht, oder für einander gesetzt werden. Aber in folgender Vergleichung eines unserer berühmten Denker:

„So wie der Witz und die kalt überlegende Vernunft der Schwärmerey ungünstig sind, so ist eine dichterische Einbildungskraft, die nicht durch Kenntnisse und Gelehrsamkeit genährt, noch durch den Verstand geleitet wird, zum Ungeheuern, Romantischen und Schwärmerischen geneigt;“ könnte unstreitig mit demselben, wo nicht mit größerm Rechte, für Romantisch, Romanhaft stehen. Worin kommen beyde Ausdrücke überein? und worin unterscheiden sie sich?

Beyde Wörter, denke ich, bezeichnen, (und darauf führt schon die eben angezogene Stelle,) eine Abweichung oder Entfernung von dem Gewöhnlichen. Aber diese Abweichung kann auf doppelte Art gedacht werden. Entweder man erlaubt sich keine Veränderung in der körperlichen und geistigen Natur, sondern begnügt sich, das Bestehende auf eine neue Weise zu ordnen und zu verbinden, oder man verändert die Natur selbst. Für das erste bedient sich unsere Sprache des Wortes Romanhaft, für das zweyte des Wortes Romantisch. Ich will mich genauer erklären.

Wenn man eine an sich wahre Geschichte romanhaft findet, was will man dadurch anders andeuten, als daß die in ihr vorkommenden Ereignisse zwar innerhalb dem Kreise der Wirklichkeit liegen, aber in ihrem Zusammenhange und ihren Folgen von der gewöhnlichen Erfah=

rung gänzlich abweichen. Wenn man einen Menschen romanhafter Begriffe in der Liebe anklagt, was giebt man ihm anders Schuld, als daß er auf eine Vereinigung von Reizen, Tugenden und Vollkommenheiten rechnet, die zwar in der Wirklichkeit zuweilen, aber in der Regel doch nur in Romanen gefunden werden? Wenn man die Pläne eines Eroberers romanhaft nennt, was zeigt man anders an, als daß er in der wirklichen Welt einen Zusammenfluß von günstigen Umständen voraussetze, dergleichen man in ihr nicht voraussetzen kann? Nicht so beym Gebrauche des Wortes Romantisch. Wer eine Gegend romantisch nennt, will dadurch anzeigen, daß die Natur und ihre bildende Kraft nicht innerhalb ihrer gewöhnlichen Gränzen stehen geblieben sey, sondern sie verlassen und sich in einer außerordentlichen Schöpfung geäußert habe. Wer von einem romantischen Zeitalter redet, versteht darunter das Zeitalter der Ritter, einer Klasse von Helden, die ihren Mann mit einem Säbelhiebe von oben bis unten spalteten und durch das Meer von Gibraltar nach Ceuta hinüberschwammen. Wer endlich von romantischen Gedichten spricht, denkt immer an einen Orlando, Oberon und ähnliche Rittergedichte: denn in ihnen werden die gewöhnlichen Bedingungen der Wirklichkeit aufgehoben, und die Phantasie herrscht nach Willkühr; mit andern Worten, die Dichter je-

ner Werke erhöhn und benutzen für ihren Zweck nicht bloß die unter den Bedingungen der Erfahrung und dem Ansehn eines geheiligten Glaubens stehenden Wesen und Kräfte der Körper= und Geister-Welt, sondern verändern die Natur selbst und bilden sie um.

Zweyter Brief.

Ich kann mir die erste Bemerkung, die Ihr Brief enthält, sehr wohl gefallen lassen, oder vielmehr, ich bin ganz Ihrer Meinung, daß Romanhaft und Erdichtet und Romantisch und Abenteuerlich, sich, nach meiner Bestimmung, einander berühren *) und eben darum die Wörter Romanhaft und Romantisch in Fällen, wo einer dieser an sie geknüpften Nebenbegriffe erweckt werden soll, noch oft mit einander verwechselt werden, ungeachtet der Sprachgebrauch sich auch hierin geläutert hat und schwerlich Jemand noch in unsern Tagen den Alciphron einen romantischen Briefsteller nennen wird. Wenn indeß Romanhaft und Romantisch durch die ihnen beygemischten Ideen zuweilen als Synonymen behandelt und für

*) So nennt man z. B. die Idee eines Königes, aus Liebe zu einem Hirtenmädchen, Thron und Reich aufzugeben (also aus seiner Welt herauszugehn) und selbst ein Hirt zu werden, romantisch oder abenteuerlich.

einander gesetzt werden, so sind sie doch im Grunde nichts weniger, als Synonymen, sondern bezeichnen in der That ganz verschiedene Begriffe.

Ungleich bedeutender ist für mich Ihre zweyte Bemerkung. „Das Wort Romantisch, sagen Sie, ist, nach dem gegebenen Begriffe, mit dem Wunderbaren ganz einerley, und die Rüge, die Sie sich gegen die Bestimmung eines Ihrer Vorgänger erlauben, trifft Sie selbst. Homer und Klopstock verändern die Natur so gut, wie Ariost und Wieland, und ich sehe nicht ein, warum, nach Ihrer Erklärung, die Ilias und der Messias nicht eben so gut romantische Gedichte heißen sollen, wie Orlando und Oberon.“ Erlauben Sie mir zu meiner Rechtfertigung, Ihnen meine Gedanken über den Unterschied, der zwischen dem Wunderbaren Statt findet, vorzulegen.

Ungeachtet alles Wunderbare aus einer gemeinsamen Quelle, aus dem Uebersinnlichen, sich ableitet, so kann man doch eine doppelte Verschiedenheit, die hier obwaltet, unmöglich verkennen. Die eine Art des Wunderbaren entsteht, wenn, es sey auf den Grund einer Sage, oder eines verjährten Aberglaubens, immer aber durch dichterische Willkühr, fremde Kräfte der sinnlichen für uns begränzten und bestimmten Natur geliehen oder in sie aufgenommen, und die Gesetze der letztern durch die

Ein-

Einwirkung der erstern aufgehoben und verlegt werden. Die zweyte Art, ich möchte sie die heilige oder geheiligte nennen, entspringt, wenn ein allgemeiner Volksglaube eine übersinnliche Welt, einen Olymp und einen Orkus, einen Himmel und eine Hölle sich schafft und selbige mit der sinnlichen Welt verknüpft. Die erste Art ist die eigentliche und gewöhnlichste Quelle des Romantischen und giebt einer Menge phantastischer Wesen und Wirkungen den Ursprung, die zweyte kann es werden.

Die Sphäre der durch religiösen Glauben gebildeten übersinnlichen Natur ist nämlich entweder unbegränzt, nimmt, was Ueberlieferung und Phantasie ihr zuführen, willig auf und heiligt das Aufgenommene, oder das religiöse Wunderbare macht eine für sich bestehende, in sich geschlossene und nach festen Normen bestimmte und geordnete Welt aus. Jenes war der Fall bey den Griechen. Die Phantasie ihrer Dichter fand in dem Gebiethe der Mythologie einen freyen Spielraum. Sie konnten die ihnen gegebene übersinnliche Welt vielfach ausbilden, ohne sie verändern zu dürfen, und sie erweitern, ohne aus ihr herauszugehn. Aber eben darum hat auch das Romantische zu der griechischen Poesie keinen Zutritt erhalten. Dieses findet in der christlichen Religion Statt. Die übersinnliche Welt, an die sie uns zu glauben befiehlt, ist schlechterdings ein in

sich vollendetes Ganzes, und was wir von ihr wissen können und wie wir sie uns denken sollen, in unsern so genannten heiligen Büchern festgesetzt. Dem Dichter, der den Stoff zu seinen Dichtungen aus ihr entlehnt, ist es daher nicht, wie den Griechen, erlaubt, sie mit neuen Wesen und Kräften zu bevölkern, noch die Natur der in ihr bestehenden umzubilden, nicht erlaubt, die letztern, außer der Sphäre, die ihnen die Schrift anweist, zu brauchen, noch ihre Wirksamkeit über den Zeitraum, den sie ihr zueignet, auszudehnen. Nimmt er sich solche Freyheiten heraus, läßt er seine Phantasie in diesem Gebiethe willkührlich walten, so wird die übersinnliche Welt eine Quelle des Romantischen für ihn werden und seine Dichtungen den Charakter des Romantischen tragen.

Ich will mich, zur Bestätigung meiner Meinung, weder auf Tasso, dessen befreytes Jerusalem nicht bloß durch die ritterlichen Thaten seiner Helden und die Zaubereyen Armidens, sondern auch durch die Theilnahme der Engel und Teufel seinen romantischen Anstrich erhalten hat, noch auf diejenigen Dichter berufen, welche die Heiligen des Himmels bald ernsthaft bald scherzhaft in ihre Gedichte gemischt und diesen dadurch die romantische Farbe gegeben haben. Aber an zwey Dichter und den verschiedenartigen Erfolg ihrer Behandlung

des Unsinnlichen, — an Klopstock und Milton werden Sie mir, Sie zu erinnern, vergönnen. Man rühmt den ersten, und rühmt ihn mit Recht, wegen der durchgängigen Zweckmäßigkeit, Uebereinstimmung und Würde, die in seinem epischen Gedichte und in allen Charakteren und Handlungen der darinn verflochtenen übersinnlichen Wesen sich offenbart. Man tadelt in dem zweyten, und mit eben dem Grunde, mehrere Dichtungen als ausschweifend, anstößig und seltsam. Mich dünkt, die Ursache dieser Erscheinung ergiebt sich aus dem, was ich gesagt habe, von selbst. Klopstock ist nie aus dem Gebiethe des Uebersinnlichen herausgegangen, sondern hat sich vorsichtig innerhalb der Sphäre gehalten, in welche ihn seine Aufgabe einschloß, Milton hat sie verlassen. Der eine hat sich so bestimmt in alle Bedingungen und Vorstellungen, welche die Schrift der Geisterwelt beylegt, gefügt, und beyde seinen Dichtungen so geschickt angepaßt, daß wir in diesen durchaus nichts wahrnehmen, wozu jene ihn nicht berechtigten. Der andere hat sich den Gesetzen der Analogie nicht durchgehends unterworfen. Der Deutsche weiß bey aller Lebendigkeit seine Phantasie zu mäßigen und im Zügel zu halten, der Engländer läßt sie öfters nach Willkühr herrschen. Der erste, um meine Sprache zu reden, hat nie romantisch gedichtet, der zweyte dagegen ist mehrmahls

in das Gebieth des Romantischen ausgeschweift und dadurch in das nahe liegende des Abenteuerlichen gerathen.

Ich glaube itzt Ihren Einwurf hinlänglich beantwortet zu haben. Nicht das Wunderbare überhaupt, sondern bloß eine besondere Art des Wunderbaren, die, wie Ihnen gewiß nicht entgehen wird, ausschließend der modernen Poesie angehört, giebt den Begriff des Romantischen.

Dritter Brief.

In der Anwendung meiner Idee sind Sie mir bereits zuvorgekommen. Allerdings sind wir, wenn uns eine Oper im neuesten Styl angekündigt wird, schon im voraus auf Gnomen, Feen und Geister, auf Kürbisse, aus denen Menschen hervorgehn, und auf Menschen, die in Thiere verwandelt werden, so gefaßt und vorbereitet, daß, uns dieß durch den Zusatz romantisch anzudeuten, unnöthig seyn würde. Nicht so mit dem Trauerspiele. Außer den Geister-Erscheinungen bey Shakspeare, (und diese fallen überdem in ein gläubiges Zeitalter und wurden damahls für Natur genommen,) ist es auf unserer tragischen Bühne so ziemlich natürlich, ja, man möchte fast sagen, allzu natürlich zugegangen und die Täuschung wenigstens von der Seite nicht gestört worden.

Eine Ausnahme hiervon macht die Jungfrau von Orleans. Der Glaube an Wunderkraft und aus ihm entspringende Kraftäußerungen, der längst schon aufgehört hat Glaube zu seyn, erhält hier seine volle Gültigkeit wieder, und Gott und der Mensch, der Himmel und die Erde treten in eine unmittelbare Verbindung. Eine Gottbegeisterte erscheint und handelt unter dem Einflusse einer höhern unsichtbaren Macht. Sie empfängt himmlische Offenbarungen, weiß, ohne Mittheilung von außen, was geschehen ist, und sieht voraus, was geschehen wird. Die Thaten, die sie verrichtet, und die Gesinnungen, die sie verräth, liegen außerhalb den Gränzen ihres Geschlechts, ihrer Erziehung und ihrer bisherigen Lebensweise. Durch ein Wundergebet zerreißt sie die Ketten, die sie fesseln, und setzt sich in einem der entscheidendsten Augenblicke in Freyheit. Schon am Rande des Grabes, richtet sie sich, wie von einer fremden Gewalt gehoben, noch einmahl auf und das Rosenlicht des Himmels scheint ihre Sendung von neuem zu bestätigen. Sie sehen, der Dichter hat kühn genug die Schranken der Natur erweitert *) und, wenn ich anders den

*) Wenigstens für den, der den Kreis des christlich Wunderbaren für geschlossen hält. Schwärmerische Lavaterianer und rechtgläubige Katholiken können anders fühlen: aber hoffentlich wird man deren Gefühl nicht als Instanz geltend machen.

Begriff des Romantischen richtig faßte, sein Werk mit allem Rechte ein romantisches genannt.

Weit eher könnte man zweifeln, ob er es mit gleichem Rechte auch eine Tragödie genannt habe, zweifeln, nicht, weil unsre ästhetischen Lehrbücher uns andere Gesetze für die Tragödie vorschreiben, als Schiller befolgt hat, sondern weil seine eigene Theorie mit seinem Werke im Widerspruche steht.

Gewiß erinnern Sie sich noch des schönen Genusses, welchen uns ohnlängst die, in dem dritten Theile der prosalschen Schriften Schillers aufgenommene, Abhandlung über das Pathetische gewährte. Wir bewunderten beyde den Gehalt seiner Ideen für den forschenden Denker und ihre Fruchtbarkeit für den ausübenden Künstler; wir freuten uns, hier, was so selten in unsrer Sprache ist, Tiefsinn mit Klarheit gepaart zu sehn, und stellten manche Vergleichung zwischen ihm und andern, itzt Aufsehen erregenden, Kunstrichtern an, ohne auch nur einen Augenblick ungewiß zu seyn, wem der Vorrang gebühre. Gleich im Anfange jener Abhandlung heißt es: „Darstellung des Leidens, als bloßen Leidens, ist niemahls der Zweck der Kunst, aber als Mittel zu ihrem Zwecke ist sie derselben äußerst wichtig. Der letzte Zweck der Kunst ist die Darstellung des Uebersinnlichen, und die tragische Kunst insbe-

sondere bewerkstelligt dieses dadurch, daß sie uns die moralische Unabhängigkeit von Naturgesetzen im Zustande des Affekts versinnlicht. Nur der Widerstand, den es gegen die Gewalt der Gefühle äußert, macht das freye Princip in uns kenntlich; der Widerstand aber kann nur nach der Stärke des Angriffs geschätzt werden. Soll sich also die Intelligenz im Menschen als eine, von der Natur unabhängige, Kraft offenbaren, so muß die Natur ihre ganze Macht erst vor unsern Augen bewiesen haben. Das Sinnenwesen muß tief und heftig leiden; Pathos muß da seyn, damit das Vernunftwesen seine Unabhängigkeit kund thun und sich handelnd darstellen könne." Wir waren mit der Richtigkeit dieser Behauptung, die man als das Thema der ganzen Abhandlung betrachten darf, vollkommen einverstanden; wir hielten die Grund-Idee des Verfassers mit andern Ideen über das Wesen und den Zweck der tragischen Kunst zusammen, und sie erschien uns als die erschöpfende; wir prüften an ihr den Gehalt mehrerer Trauerspiele, und ihre Wahrheit bewährte sich überall. Auch Wallenstein, auch Maria Stuart erkannten wir als Beyspiele zur Regel, und erwarteten um so viel mehr ein Gleiches von der Jungfrau von Orleans. Wir haben sie gelesen und aufführen sehn, haben uns beyde gestanden, daß sie uns die Foderungen

einer Tragödie nicht zu erfüllen scheine, und uns von der Ursache unserer Empfindung Rechenschaft zu geben versprochen. Ich will versuchen, Ihnen das Resultat meiner Prüfung in wenigen Worten mitzutheilen.

Die Jungfrau von Orleans ist offenbar ein Wesen, das unter doppelten Bedingungen, unter sinnlichen und übersinnlichen, steht und das ganze Stück hindurch in einer doppelten Beziehung erscheint. So lange ihr Herz sich der Eindrücke der Liebe erwehrt, ist sie der Menschheit gleichsam entnommen und an die Schranken der irdischen Natur nicht gebunden. Sobald sie der Liebe unterliegt, weicht die höhere Kraft plötzlich von ihr; die Menschheit macht alle ihre Rechte und Ansprüche geltend, und die Meisterinn des Schicksals tritt zurück in den Kreis der beschränkenden Nothwendigkeit. Allmählig wird sie ihrer Leidenschaften wieder Herr und durch Reue und Büßung ausgesöhnt mit dem Himmel. Von dem Augenblicke an stellt sich ihr altes Verhältniß von neuem her. Sie genießt der Unterstützung der Gottheit, überwältigt mit starkem Arme die Feinde Frankreichs und besiegt selbst die Schrecknisse des Todes auf eine Art, die uns die Theilnahme einer unsichtbaren Macht ahnden läßt. Welchen Einfluß hat dieser zwiefache Charakter der Heldinn auf das Stück, als Tragödie?

Mich dünkt, einen solchen, wie Schiller selbst, seinen Aeußerungen gemäß, weder wünschen noch beabsichtigen konnte. In den drey ersten Aufzügen, in denen Johanna unter dem Schutze Mariens handelt, sind in der That alle Quellen des Pathetischen gänzlich verschlossen. Wir sehen in ihr nichts, als die Kriegerinn, die, des Beystandes von oben geniessend, sich mit ihrem unüberwindlichen Schwerte überall freye Bahn macht, alle Heere und Feldherrn, die sich ihr zu widersetzen erdreisten, niederwirft und ihrem Ziele, den König der Franken in Rheims zu krönen, ungehindert mit raschen Schritten entgegeneilt. Hier offenbart sich nirgends ein Kampf oder ein Widerstand der innern Natur gegen den Andrang der äußern. Wir erblicken nur ohnmächtige Versuche physischer Kräfte gegen ein fast überirdisches Wesen, eine Reihe von Gefechten und Schlachten, deren Erfolg uns nicht einmahl lebhaft beschäftigt, weil er, so lange Johanna, die Heilige und Reine, an der Spitze steht, weder zweifelhaft ist, noch zweifelhaft seyn kann.

Dieser durchaus epische Gang des Stücks ändert sich nach der Scene mit Lionel, oder mit dem Anfange des vierten Aufzugs. Johanna, von irdischer Liebe überwunden, hat ihre Ansprüche auf höhern Schutz verloren. Das Band zwischen ihr und dem Himmel ist aufgelöst; sie

steht ganz unter sinnlichen Bedingungen und erscheint von nun an als eine gewöhnliche hülflose Sterbliche. Ihre, wie sie glaubt, durch das Gefühl der Liebe befleckte Unschuld dünkt ihr ein Verbrechen und erzeugt einen innern immerwährenden Kampf, der ihr unsre ganze Aufmerksamkeit und Theilnahme erwirbt. Wir erkennen „das moralische Selbst, das sich der blinden Gewalt des Instinkts entzieht, und fühlen jenen verbissenen stummen Schmerz, der bey der Natur keine Hülfe findet, sondern zu etwas, das über alle Natur hinausliegt, seine Zuflucht nimmt. Das Pathos und die tragische Kraft offenbaren sich von diesem Augenblicke an in der Hinweisung auf das Uebersinnliche."

Aber beydes verschwindet auch, sobald Johanna wiederum aus dem Bezirke der Sinnenwelt in das Gebieth des Romantischen und Uebernatürlichen eintritt. Eine fremde Kraft erhebt sie von neuem über sich selbst. Jede schmerzliche Empfindung hört auf und der innere Kampf verliert sich in dem Gefühle der zurückkehrenden Gnade der höhern Mächte. Selbst ihr Tod steht mit der ganzen Handlung und mit allem, was Johanna nach dem Zusammentreffen mit Lionel erfahren und geduldet hat, in gar keiner Beziehung und unterstützt die tragische Wirkung so wenig, daß es zweifelhaft bleibt, ob wir ihn für zufälliges

Ereigniß oder für eine Belohnung, welche die Himmlischen ihrer Heldinn angedeihen lassen, zu nehmen haben.

Sie sehen, wenn Schiller dem Zwecke der tragischen Kunst, wie er ihn selbst bestimmt, in der Jungfrau von Orleans genügen wollte, er ihm nur in den beyden letzten Akten des Stücks und auch hier nur unvollkommen genügt hat: denn hoffentlich wird man doch den Zusammenhang zwischen den frühern und spätern Akten nicht darein setzen, daß die Auszeichnungen des Glücks, die Johanna in jenen genießt, den Leiden, welche in diesen über sie kommen, zur Folie dienen sollen.

Vierter Brief.

„Aber, sagen Sie, wie? wenn es dem Dichter gar nicht in den Sinn kam, uns ein wahres Trauerspiel zu geben? wenn er dieses Wort absichtlich vermied und dafür das zweydeutigere Tragödie brauchte? wenn er vielleicht selbst den Zusatz romantisch wählte, um anzudeuten, daß seine Heldinn zur Hälfte einer andern Welt angehöre, und nicht ganz nach den Bedingungen der sinnlichen Natur zu beurtheilen sey?“

Ich glaube allerdings, daß diese Ansicht die richtige ist. So wenig es Schiller dem Kunstrichter einfallen wird, den Maßstab des Pathos an alle Stücke seines großen Vorbil-

des Shakspeare zu legen, so wenig kann Schiller des Dichters Meinung seyn, sich diesem Maßstabe unbedingt unterwerfen zu wollen. Wer seinem Genius trauen darf, mag immerhin den gewöhnlichen Pfad verlassen. Er wird nicht an dem Ziele, wo man ihn erwartet, anlangen, aber er wird sicher ein anderes finden, dessen Entdeckung seine Anstrengung belohnen wird. Mich dünkt, dieß ist der Fall mit der Jungfrau von Orleans. Ich will mich erklären.

Wenn wir in Schillers jüngsten Drama eine eigentliche Tragödie zu finden hofften, so gaben zu dieser Hoffnung unstreitig seine beyden frühern Stücke die erste Veranlassung. Wallenstein und Maria Stuart genügen der Foderung, deren Erfüllung man Jedem, der eine tragische Aufgabe zu lösen verspricht, zunächst anmuthet, der Erregung des Pathos, in einem so vorzüglichen Grade, daß sie von der Seite nur wenig zu wünschen übrig lassen. Wir bewundern in Wallenstein den Mann, der, obgleich von verderblichem Ehrgeize hingerissen und eines Verbrechens schuldig, dennoch dem Schicksale eine unbezwinglich große Seele entgegensetzt und unter allen Verfolgungen und Widerwärtigkeiten des Glücks unerschüttert sein Haupt emporträgt, so wie wir in Maria Stuart unsre ganze Theilnahme einer Königinn schenken, die, von Liebenswürdigkeit und Ju-

gend geschmückt, und zu den Ansprüchen auf Krone und Scepter berechtigt, mit Würde und Standhaftigkeit alle auf sie gehäuften Kränkungen und Leiden erträgt und noch im letzten entscheidenden Augenblicke uns das Bild einer Ehrfurcht gebiethenden Entsagung vorhält. Mag die ins Einzelne gehende Kritik an beyden Stücken noch so viele Unvollkommenheiten und Mängel ausspähn; nie wird sie umhin können zu gestehn, daß beyde dem Zwecke der Kunst entsprechen, — daß sie das Gemüth beherrschen und stimmen, und es so stimmen, wie die tragische Kunst beabsichtigt. Eine solche Stimmung erhalten wir denn freylich durch die Jungfrau von Orleans nicht: allein ist es die Schuld des Dichters, wenn wir von ihm erwarten, was er uns nicht zu geben gedachte? Gerechter Tadel würde ihn dann erst treffen, wenn uns sein Stück gar nicht stimmte, oder die Stimmung, die es hervorbrächte, unentschieden und unsicher bliebe. Beydes ist Schillers Fall nicht.

Johanna von Orleans bringt, wie ich glaube, gerade die Stimmung hervor, die das Romantische in der Natur und das Romantische in der Kunst, wenn letzteres rechter Art ist und geschickt behandelt wird, hervorbringen muß. Die kühnen Schöpfungen der Natur und der Zeit, — wild neben einander gethürmte Felsen, zerfallene Festen auf steilen Höhen, Trümmer, durch vulkanische Ausbrüche

bewirkt, erfüllen mit Bewunderung und Erstaunen: aber wenn jene Felsen, Ruinen, Trümmer von einladenden freundlichen Gegenständen umgeben werden, wenn der Felsen der Eingang zu einem reizenden Thale ist, die Ruinen in klarem Gewässer sich spiegeln, und zwischen Lavatrümmern reiche Fruchtbäume und wallende Saaten sich hinschlängeln, so mildert der Eindruck des Anmuthsvollen und Lieblichen den des Erhabenen und Schauerlichen, und es entsteht eine gemischte Empfindung, der wir uns mit Wohlgefallen und Theilnahme überlassen.

Ganz so ist es mit der Jungfrau von Orleans. Diese höhere Gestalt, die den Göttlichen verwandt ist, erschüttert auf mannigfaltige Weise. Das Geheimnißvolle, das auf ihrer Erscheinung ruht, die Härte, mit der sie gegen die Engländer wüthet, die Kälte des jugendlichen Herzens, das, wie sie selbst sagt, nichts von Liebe weiß und wissen darf, das Fremde, Unbegreifliche, Strenge in ihrem Handeln und Benehmen, — alles verräth ein Wesen, das von uns nicht gefaßt werden kann und erfüllt mit einer gewissen schauerlichen Empfindung. Aber eben dieses uns fliehende Wesen gehört wieder in so vielen andern Hinsichten der Menschheit an. Aus dem Hirtenstande entsprossen, vergißt sie auch in der Rüstung nicht und erinnert sich mitten auf dem Schlach-

felde, daß ihre Hand einst den unschuldigen Hirtenstab geführt und ihre Brust an der eines theuren Vaters und lieber Schwestern geruht habe. Weit entfernt, sich auch nur das kleinste Verdienst von dem, was durch sie geschehen ist, zuzueignen, führt sie alles in heiliger Demuth, auf die erhabene Jungfrau, die Mächtiges in ihr wirke und den unkriegerischen Arm mit Kraft ausrüste, zurück. Gegen die Engländer allein unerbittlich, biethet sie ihre ganze Beredtsamkeit auf, um Friede und Freundschaft zwischen den Franzosen zu stiften, und versöhnt Karl mit Philipp und diesen mit du Chatel. Endlich findet auch die Liebe den Zugang zu ihrem Herzen und ihr nach stürmt ein ganzes Gefolge von Leiden, — falsche Anklage, Verbannung, Menschenhaß und Gefangenschaft und knüpft sie immer enger und fester an uns. Durch diese milde Mischung des Rührenden und des Erhabenen mit dem Gefälligen ist es dem Dichter gelungen, einen Charakter von eigner zarter Haltung zu bilden und durch ihn jene entschiedene, nicht pathetische aber romantische Stimmung zu begründen, der sich das Gemüth so willig öffnet und hingiebt.

Fünfter Brief.

„Und Sie wären also, fragen Sie mich, durch die Jungfrau von Orleans vollständig befriediget worden? vollständiger vielleicht sogar,

als durch Wallenstein und Maria Stuart? Der glücklich durchgeführte Charakter Johannens und der durch ihn erzeugte Eindruck hätten also alle andern Betrachtungen in Ihnen verschlungen und Ihnen keine Zeit gelassen, Ihre Aufmerksamkeit auf die Anlage, den Gang und die übrige Ausführung des Stückes zu richten? Oder sind Sie der Meinung, daß das Ganze durchaus vortrefflich sey? oder leben Sie des Glaubens, daß ein Dichter, der sich einmahl von den Gesetzen der Wirklichkeit entbunden habe, sich schon auch von den herkömmlichen des Drama entbinden dürfe?"

Erlauben Sie mir zuvörderst alle Vergleichung zwischen den beyden frühern Stücken des Dichters und dem jüngsten Erzeugnisse seiner Muse abzulehnen. Ueberlassen wir es denen, sich in die Entwickelung von Aehnlichkeiten und Unähnlichkeiten zu verlieren, die es bequemer finden, einen einmahl fertigen Maßstab an ein poetisches Werk anzulegen, als einen neuen dafür zu suchen. Was Wallenstein und Maria Stuart sind, sind sie durch die Absicht des Dichters, und wenn Johanna etwas anderes ist, als beyde, so ist sie es sicher, weil sie es seyn sollte.

Aber auch nur die vorgeschlagene Vergleichung lehne ich ab, nicht das Eingehn in die Frage überhaupt. Sie vermissen also in der Jungfrau von Orleans, was andere vor Ihnen ver-

vermißten, — das in einander Greifen der einzelnen Theile, das Vorbereitende und Fortschreitende der Handlung, das Hinwirken zu einem Ziele. Es scheint Ihnen, der Dichter habe dießmahl, wider seine Gewohnheit, die einzelnen Begebenheiten mehr neben einander gestellt, als unter einander geordnet, und in seinem Stücke mehr eine historische Folge beachtet, als eine dramatische Beziehung beabsichtigt. Sie möchten, mit einem Worte, gern sein eigenes Beyspiel, die Regel des Aristoteles und das totum ponere nescit Horazens gegen ihn geltend machen.

Ich gestehe Ihnen unverholen, daß ein dramatisches so wie überhaupt jedes poetische Kunstwerk mir ebenfalls dann erst alle Befriedigung gewährt, wenn es mit seinen übrigen Tugenden auch die der formellen Zweckmäßigkeit verbindet. Ein großer Theil unseres Wohlgefallens an der Iphigenia Göthens entsprang aus keiner andern Quelle, als dieser. Alles in dem genannten Stücke ist zweckmäßig in hohem Grade. Ueberall herrscht strenge Nothwendigkeit, nirgends Willkühr. Es läßt sich nichts hinzusetzen, ohne den ruhigen Einklang des Ganzen zu stören, nichts hinwegnehmen, ohne die Einhelligkeit in dem freyen Spiele der Gemüthskräfte zu unterbrechen. Dem Dichter genügte sein Gegenstand so durchaus, und er fand in ihm alles, was er zur

Entwickelung seiner dramatischen Handlung bedurfte, so vollständig, daß er nirgends gezwungen oder auch nur versucht ward, ihr etwas Fremdartiges beyzumischen und von dem Stoffe zu entlehnen, was eigentlich nur der Form verdankt werden soll.

So ist es allerdings nicht in der Jungfrau von Orleans, und so, (setze ich, eingedenk, daß ich jeden auf Vergleichung gegründeten Maßstab verworfen habe, so gleich, um aller Mißdeutung vorzubeugen, hinzu,) so konnte es auch in ihr, so kann es vielleicht in keinem Schauspiele seyn, das, von einer wirklichen Thatsache ausgehend und auf sie gegründet, die Freyheit der dichterischen Einbildungskraft beschränkt und ihr unaufhörlich historische Ansichten unterschiebt. Ein Schauspiel der Art wird nothwendig vieles von der Wirklichkeit, aus der es genommen ist, und je treuer es ihr bleibt, um so mehr von ihr in sich überleiten. Die Ereignisse werden immer an die Zufälligkeit der wirklichen Welt und die Anordnung derselben an die Abhängigkeit des Dichters von ihr erinnern. Ein reichgestaltetes Leben von außen wird den Mangel der Uebereinstimmung im Innern, und die Anschaulichkeit der Gestalten den Mangel der formellen Zweckmäßigkeit übertragen müssen, beydes aber zu geben, nur einem vorzüglich ausgestatteten Geiste möglich seyn.

Und in der That in die Erfüllung jener Forderungen setze ich das eigenthümliche Verdienst, welches sich Schiller um die dramatische Bearbeitung der Geschichte der Jungfrau von Orleans erworben hat. Es ist schlechterdings nicht zu läugnen, daß in der Anordnung des Ganzen, vorzüglich in der ersten Hälfte, keine feste Verkettung der einzelnen Theile, keine nothwendige Beziehung des einen auf den andern sich offenbart. So gar die entschiedenen Lobredner des Dichters haben gestanden, daß mehrere Scenen der dramatischen Wirkung Eintrag thun, und der Verfasser selbst hat für gut gefunden, sein Stück, zum Behuf der scenischen Darstellung, vielfältig zu verändern und zu verkürzen. Aber so gewiß das alles ist, so wahr ist es auch, daß die Menge merkwürdiger, hier in Bewegung gesetzter Individuen, die Art, wie der Dichter jedes derselben zur Anschauung bringt, die Erfindungskraft, die sich in der Herbeyführung der Situationen und Scenen äußert, — ein Lob, welches ich jedoch auf die einförmigen Schlachtscenen nicht ausgedehnt wissen will, — endlich der Einfluß einer andern Welt, der von Anfang an die Erwartung spannt und dem Charakter der Hauptperson eine so eigenthümliche Bedeutsamkeit giebt, kurz, daß das gestaltreiche Leben, das sich vor uns entfaltet, indem es sich der Phantasie bemächtigt, hier, wie in so manchen

Stücken Shakspeares, den Sieg über die Reflexion davon trägt und sie nicht zur Thätigkeit kommen läßt. Gewiß sind Sie mit mir einstimmig, daß nur ein Geist von eigner Kraft und Anlage eine dramatische Darstellung, wie Johanna ist, wagen dürfe, und warlich mehrere Beyspiele haben bereits gezeigt, wie sich beschränktere Geister, wenn sie ähnliche Wagnisse zu bestehen meynen, verirren. Indem sie in der Kunst sich von allen technischen Rücksichten entbinden zu können glauben, und den Mangel an Zweckmäßigkeit durch keine wahrhaft ästhetischen Eigenschaften vergüten, rauben sie ihren Dramen das Einzige, was ihnen noch einigen Anspruch auf den Nahmen von Kunstwerken giebt, ohne den Leser und Zuschauer auf irgend eine Art für die Einbuße zu entschädigen.

Sechster Brief.

Ich bin Ihnen noch auf einige Fragen, die unser Briefwechsel in Anregung gebracht hat, und die ich aufgespart habe, um mich in meiner Gedankenreihe nicht zu unterbrechen, meine Antwort schuldig und eile, sie Ihnen in diesem Briefe zu geben.

Sie verlangen zu wissen, ob ich von der Objectivität der Schillerschen Tragödie eben so lebhaft überzeugt sey, wie andre Kritiker. Wenn man ein Gedicht objectiv nennt, in so fern es

die Einbildungskraft nöthigt, thätig und erzeugend zu seyn, und jedem fremden aus Empfindung oder Reflexion entspringenden Nebeninteresse den Zugang verwehrt, so sehe ich nicht ein, was mich abhalten könnte, jenen Kunstrichtern im Allgemeinen beyzutreten; auch glaube ich bereits in dem Vorgehenden darauf hingedeutet zu haben. Aber darum kann ich doch nicht umhin, zu bekennen, daß die Objectivität, wie ich sie in Göthens Iphigenia finde, mir ungleich höher und vollendeter zu seyn scheint, als die, welche sich in Schillers Tragödie offenbart. Was ein Denker, den wir beyde schätzen, von Homer und Ariost, in Hinsicht dieses Punktes, behauptet, das paßt so vollkommen auf unsre beyden Landsleute, daß ich seine Worte unverändert beybehalten kann. „Beyde besitzen einen hohen Grad der Objectivität, beyde zeichnen sinnliche und lebendige Gestalten; aber nur in Göthe leuchtet das Streben nach der vollendeten Darstellung e i n e s Gegenstandes hervor. Beyde sind treue Mahler der Welt und Natur, aber Schiller gefällt mehr durch den Glanz und den Reichthum seiner Farben; Göthe zeichnet sich mehr durch die Reinheit der Formen, durch die Schönheit der Composition aus. Der eine behandelt seine Gruppen mehr als Ganze, der andere mehr als Massen; dem einen liegt mehr daran, daß die Einbildungskraft bestimmt dieses oder jenes

Bild erzeuge, der andre ist zufrieden, daß sie überhaupt Bilder in einem gewissen Ton und Rhythmus erzeuge. Der erstere wirkt mehr bildend oder plastisch, der andre mehr stimmend oder musikalisch."

Diese Bemerkung gilt dem Ganzen; die, welche ich Ihnen itzt mitzutheilen habe, beziehen sich auf das Besondere, — auf die plötzliche Verliebung Johannens in Lionel, und auf die Anklage ihres Vaters. Man hat jene als durchaus unnatürlich verworfen und diese für eine unglückliche Erfindung des Dichters erklärt, indem dadurch völlig zweifelhaft werde, ob Johanna schuldlos sey, oder nicht. Vielleicht läßt sich die Gültigkeit der ersten Rüge, wenn nicht läugnen, doch beschränken. Johanna, könnte man sagen, schon als Hirtinn immer sinnig in sich gekehrt, von jeher in den Träumen einer idealischen Welt lebend, und — was hauptsächlich hieher gehört, — noch vor ihrem Berufe zur Retterinn Frankreichs, der Liebe ihr Herz verschließend, hatte sich längst in ihrer Einsamkeit ein Bild von dem Manne, der ihr Herz rühren sollte, entworfen, fand es unvermuthet in Lionel und fühlte sich so, wie von einem unerwarteten Zauber, ergriffen. Indeß hat diese Auflösung freylich den Fehler, daß sie nicht unmittelbar aus dem Charakter Johannens hervorgeht, sondern erst durch Reflexion über ihn gewonnen wird. — Gründlicher läßt sich

dem zweyten Einwurfe begegnen. Thibaut, Johannens Vater, ist nach allem, was wir durch den Dichter von ihm erfahren, ein ängstlich frommer Mann, abergläubisch in hohem Grade und in nicht geringerm argwöhnisch auf seine, ihm und ihren Schwestern an Gesinnung und Sitten so ganz ungleiche, Tochter. Wenn er Johannen beschuldigt, daß sie um Mitternacht Wurzeln grabe, Tränke bereite und Zeichen in den Sand schreibe, so folgt ja aus alle dem nicht (wenigstens hat der Dichter zu dieser Behauptung keine Veranlassung gegeben) daß die Anklage Wahrheit sey; es folgt bloß, daß der Vater es glaube, und mehrere, gewiß schuldlose, Handlungen seiner Tochter mißdeute, wie denn auch, zum deutlichen Beweise, daß dieß die eigentliche Meinung des Dichters sey, dem Alten gegen über, der heller sehende Raimond unerschütterlich an ihrem bescheidenen tugendlichen Sinne festhält und ihren Gehorsam, ihre Demuth und die treue Erfüllung ihrer Pflichten geltend zu machen sucht. Sollte der Vater in der Folge Johannen öffentlich vor König und Volk beschuldigen und der Zauberey verdächtig machen, so konnte dieß schlechterdings, ohne Verletzung aller Natur und Wahrscheinlichkeit, nicht geschehen, wenn sein Charakter nicht gleich von allem Anfange an so gefaßt und seine Gesinnung so dargestellt wurde. Nicht also den Dichter trifft der Tadel;

er fällt auf die Kunstrichter, die seine Absicht verkannten, zurück. Und was will man vollends mit dem Verstummen Johannens im Angesicht des Vaters, mit diesem, wie man meynt, deutlichen oder doch höchst verdächtigen Kennzeichen ihrer Schuld? Gerade von ihr, der zerknirschten, tief verwundeten, reinigen Sünderinn, erwartet man in dieser Situation, daß sie, das Gericht des Himmels in der väterlichen Anklage erkennend, dulde und schweige, und von dem Dichter, daß er nicht muthwillig gegen sich selbst wüthe und das tragische Pathos zerstöre.

Und itzt noch ein Wort über den Gebrauch des lyrischen Sylbenmaßes in Schillers Tragödie, oder vielmehr über die Einmischung der in das Gebieth der lyrischen Poesie gehörenden Stellen. Ich bin allerdings von der Schönheit mehrerer derselben nicht weniger durchdrungen, als Sie, allein ich zweifle, daß sie in dem Drama an ihrem Orte sind. Als ich Maria Stuart las, ward ich von keiner Scene lebendiger ergriffen, als von der ersten des dritten Akts, in welcher sich die Königinn dem Gefühle der neuen Freyheit überläßt und in frohen Erinnerungen und Ahnungen schwelgt. Ich versprach mir von ihr eine ungemein glückliche Wirkung auf der Bühne, und diese um desto sicherer, da ich hoffen durfte, sie mit Wahrheit und Wärme vortragen zu hören. In der That ward ich auch von Seiten der Künstlerinn nicht ge-

täuscht, aber ich fühlte mich dennoch bey weitem so nicht erwärmt und begeistert, als ich es innerhalb dem Bezirke meines einsamen Zimmers gewesen war. Alle die zarten Ideen und regen Bilder, alle die Nähen und Fernen, die meine lyrisch gestimmte Phantasie nach den bekannten Gesetzen geschäfftig ausgemahlt, mit andern verknüpft und vielfach verschönert hatte, zerflossen in dem kältenden Nebel der Gegenwart, oder verloren doch ihren rosigen Schimmer. Eine ähnliche Täuschung habe ich bey mehrern lyrischen Stellen in der Jungfrau von Orleans, und gewöhnlich bey den gelungensten, erfahren, ob durch meine, ob durch der Darstellenden, oder durch des Dichters Schuld, wage ich nicht zu entscheiden. Aber vielleicht hat hier die Schauspielkunst ihre Gränze gefunden; vielleicht eilt in der höchsten Region, zu der die Poesie sich zu erheben vermag, der innere Mensch dem äußern zu weit voraus, als daß dieser jenen erreichen und fassen könnte, oder vielleicht ist dieß zu leisten einzelnen glücklichern Naturen allein, und nur in einzelnen heitern Lebens-Momenten vergönnt.

Doch wie dem auch sey, in Hinsicht der lyrischen Stellen darf wenigstens die Mimik sich nicht über den Dichter, sondern einzig über die Unzulänglichkeit ihrer Mittel beklagen. Nicht so in denen, die an die schlimme Manier des Euripides erinnern, ich meyne in den

rhetorischen. Wenn hier die Schauspielkunst ihre Kräfte vergebens anstrengt, so ist das Mißlingen unstreitig die Schuld des Dichters, der nicht tief genug in seinen Gegenstand eingedrungen ist. Indeß hat glücklicher Weise auch von der Seite über die Jungfrau von Orleans ein wachsamerer Genius gewaltet, als über Maria Stuart, in der man, und vorzüglich in den beyden ersten Acten, bey aller Anstrengung des Künstlers, den Dichter nur zu oft vorhört.

VIII.

Sydenham's Tod und Stiftung des literary fund.

Sie fragen mich, ob der mit Recht geschätzte Englische Übersetzer des Plato, Floyer Sydenham noch lebt. Er ist schon seit mehrern Jahren todt. Ich theile Ihnen mit, was unser Freund, der Pr. LR. B. in London, mir im September 97 von dort her schrieb. Seine Nachricht ist hauptsächlich gezogen aus der Flugschrift: Account of the institution of the Society for the establishment of a literary fund, published London 1796. Diese Gesellschaft wurde gestiftet, um verdiente Schrift-

steller und ihre Familien bey eintretender Dürftigkeit zu unterstützen. Sydenham's Tod gab zu der menschenfreundlichen Anstalt die nächste, traurige Veranlassung. Der Uebersetzer des Plato starb gleich Chatterton, Otway, Butler, Spenser und manchen andern Britten von schriftstellerischem Verdienst im äußersten Mangel.

Gegen den Herbst des J. 1788, sagt die erwähnte Schrift, fand ein Ereigniß Statt, welches ten Charakter der Brittischen Opulenz und Humanität befleckte, und die Verehrer der Wissenschaften tief betrübte. Floyer Sydenham, der rühmlich bekannte Uebersetzer des Plato; ein Mann verehrt wegen seiner Kenntnisse und geliebt wegen der redlichen Gradheit seines Wesens und der sanften Anmuth seiner Sitten, starb an den Folgen einer Arretirung und Gefangenschaft wegen einer Schuld an einen Speisewirth, der ihm eine Zeitlang sein frugales Mittagsbrod besorgt hatte.

Nach dieser Erzählung von Sydenham's Tod wird in der Schrift weiter berichtet, wie er die Stiftung des literary fund veranlaßte. Ich setze noch einige Verse des Capitän Morris her, die dieser in London Tavern bey der jährlichen Versammlung der Gesellschaft den 21. April 1795 recitirte:

— — — — — —

On ſcatter'd roſes Plato's child reclin'd

Poor Syd'nham, once the pride of human kind;
Whose depth of science all the learn'd approv'd;
Whom every son of Virtue sought and lov'd:
While this meek soul, unfit to bustle here,
Dvelt with his master in the highest sphere.
Press'd for a paltry debt, yet loath to crave,
Despair and honour sunk him to the grave.
More than one tongue the mournful tale can tell,
How Syd'nham languish'd and how Sydn'ham fell.
His shade it was that spread the joyful news
Of this Society's propitious views;
Unusual rapture seiz'd the spectre throng.
They sang; on this the burden of the song:
„The reign of British cruelty is o'er
„And starving authors curse the land no more."
'T was Syd'nham's fate that mov'd each gentle breast
To tend'rest sympathy with worth distrest;
To plead the cause of self-devoted men
And save from death the martyrs of the pen.

Mst.

IX.

Anna Amalia, verwittwete Herzogin von Sachsen-Weimar, gemahlt von Angelika Kauffmann. *)

In edler Attitüde sitzt Amalie da. Ihr weißes Gewand umschlingt ein mit antikem Bildwerk geschmückter Gürtel. Die eine Hand ruht auf einem Tisch; die andere hält ein Buch. Es sind Herder's Ideen. Auf dem Tisch liegt ein Notenblatt. Ohne Mühe liest man darauf die Worte: d. 24. Oct. in Rom. 1788.

Sey gegrüßt, schöne Sonne, sey willkommen, Tag der Wonne,
In der Musen Heiligthum.

Jeder kennt den vier und zwanzigsten October als den Geburtstag der Herzogin aus Wieland's Werken.

*) Bekanntlich gehört dieses Oelgemählde seit einigen Jahren zu den vornehmsten Zierden des Römischen Hauses im Weimarischen Park. Im Flug' erwähnt ist's hie und da; beschrieben, meines Wissens, nirgends. Mögen diese bey meinem letzten vorjährigen Aufenthalt in Weimar nur zur eignen Erinnerung hingeworfene Zeilen einen Kunstkenner an Ort und Stelle zu einer Beschreibung und Würdigung veranlassen!

Eine halb aufgerollte Zeichnung läßt die Umrisse einer knieenden Figur bemerken, der eine andere den Kranz aufsetzt. Am Rande steht: Angelica Kauffmann pinx. Romae 1789. Hat nicht in der weiblichen Figur voll Demuth Angelika sich selbst angedeutet, und in der andern die durch ihren Beyfall reichlich lohnende Fürstin?

Der Blick der Herzogin ist sinnend, voll heitern Ernstes. Sie denkt über die Geschichte der Menschheit, vornämlich über ihre Bildung durch die Kunst. Denn die Saite, die Herder's Ideen angeschlagen haben, tönet fort. Wo reizte auch die Umgebung kräftiger zu Betrachtungen dieser Art, als auf Hesperiens redendem Boden? Denn die Herzogin lebt nicht bloß in Gedanken zu Rom. Den Hintergrund erfüllt das Colisäum.

An die vor ihr stehende antike Büste — mich dünkt, einer Minerva — lehnt sich ein Zeichenbuch und Göthe'ns Schriften. Wieland's Gedichte liegen unter den Noten. Alles an seinem Platz. Denn Herder's Ideen beschäftigen gerade hier am würdigsten die Fürstin. Göthe'ns Schriften, des Kunstkenners, in dessen Gesellschaft sie das Schönste Italiens sah, gehörten neben das Zeichenbuch und die antike Büste. Die Poesien dessen, der Amalien oft als Olympia, in einer Sprache, die er

zu Musik schuf, besang, liegen ganz recht neben den Musikalien; doch bescheiden etwas im Schatten, aber Amaliens Herzen am nächsten. Sogar im Einband der Werke jener drey Genien könnte jemand etwas Gedachtes finden. Göthe ist in herrlichen Marroquin gebunden; Herder in Englischen, Wieland in Franzband.

Als Idee des bis ins kleinste Detail bedeutend ausgeführten Ganzen geht hervor: Amalie, Freundin, Kennerin, Beschützerin der Musen, dargestellt im Heiligthum dieser zu Rom.

Morgenstern.

Leipzig.

Herr Bause hat zwey Familien-Bildnisse verfertigt; d. h. Bildnisse, die er nicht selbst verkauft, sondern welche diejenigen verschenken, die sie haben verfertigen lassen.

a) Herzog Friedrich von Holstein Beck, nach einem Gemälde von Mounier, einem französischen Künstler, der sich zu Hamburg aufhält. Ein Kniestück.

b) D. Quirin Gottl. Schacher, Haered. Wachau, Fac. Jur. Senior, Civ. Lips. Consul design. nach einem Gemälde von Graff.

Herr Geyser hat das Hauptaltarblatt in der hiesigen katholischen Kapelle von seinem Schwiegervater dem verdienten Oeser, welches die Nachtmahlsfeyer Jesu darstellt, in der Manier von Schmidts beliebten Blättern nach Rembrandt, in Kupfer gebracht.

Solche Blätter bedürfen keines Lobes: wer wünscht nicht, sie zu besitzen, oder wenigstens zu sehen, sobald er nur erfährt, daß sie erschienen sind?

Ende des ersten Stücks.

Neue Bibliothek
der schönen
Wissenschaften
und
der freyen Künste.

Sechs und sechzigsten Bandes zweytes Stück.

Leipzig,
In der Dyckischen Buchhandlung,
1802.

Digitized by Google

I.

Ueber die allmähligen Fortschritte der zeichnenden Künste bey den Griechen; von Peter Karl Levesque. *)

Wenn man erforschen will, wie sich die zeichnenden Künste bey den Griechen aus dem Zustande der Barbarey zur Vollkommenheit erhoben haben, wie sie durch verschiedene Verfahrungsarten erweitert wurden und sich in mehrere Gattungen abtheilten, so muß man die Epochen auffinden und festsetzen, in welchen die Meister blühten, die vom Anfange der Kunst an die Praktik ihrer Vorgänger vervollkommneten. Zwar wäre der Versuch, eine vollständige Chronologie aufstellen zu wollen, vergeblich, da wir

*) Aus den Memoires de l'institut national des sciences et arts, pour l'an IV. de la republique. Litterature et beaux-arts. (Paris, an VI.) T. I. p. 374. f.

nichts als zerstreute und oft mangelhafte Materialien dazu besitzen: immer aber können sie uns, wenn auch nicht zur sichern Kenntniß, doch zur Vermuthung führen, in welchem Zustand sich, in gewissen Perioden, die Kunst befunden habe. In dieser Hinsicht muß uns der Bestand unserer Schätze eher das demüthigende Gefühl der Armuth, als Stolz auf Reichthum einflößen; er verpflichtet uns die Sprache der Bescheidenheit zu führen, welche der Dürftigkeit angemessen ist.

Die Quellen, aus denen wir schöpfen können, bestehen hauptsächlich in einigen Stellen des Cicero, Quintilian, Plutarch, Lucian und Aelian, welche der Kunst nur beyläufig gedacht haben; in der Beschreibung oder trocknen Angabe einiger Gemählde durch den Pausanias, und vornehmlich in einigen Kapiteln des Plinius, welche eine gedrängte Geschichte der Kunst umfassen. Aber diese Geschichte, wie äußerst kurz, wie unvollständig ist sie nicht für unsern Gegenstand! Bald sind die Künstler nach der Chronologie, bald nach dem Grade ihres Werthes, oder vielmehr ihres Ruhms, bald wieder nach der Gattung, die sie bearbeiteten, geordnet. Wie wenig solche Materialien hinreichend sind, die chronologische Folge, der wir nachspüren, vollständig zu machen, ist leicht zu begreifen.

Man erwäge ferner die Schwierigkeiten, die sich entgegenstellen, wenn man aus dem Plinius den eigenthümlichen Charakter der Künstler, deren er gedenkt, und die Vervollkommnungen genau bestimmen will, die einige darunter der Kunst verschaffen mochten! Die außerordentliche Kürze dieses Schriftstellers; seine Ausdrücke, denen er einen eignen Sinn unterlegt, — denn unter allen übriggebliebnen lateinischen Scribenten hat er allein solche Gegenstände behandelt, worauf diese Ausdrücke anwendbar waren — ein unheilbarer Text, von Abschreibern kopirt, die ihn nicht verstanden — so verderbt, daß auf manchen Seiten, in jeder Periode, ein oder mehrere Ausdrücke vorkommen, die verschiedentlich verändert worden sind; endlich der nicht ungegründete Zweifel, ob Plinius in Kunstsachen sehr ausgebreitete Kenntniß besessen habe, wenn er schon sonst ein Mann von Genie war und sich um die Nachwelt nicht geringe Verdienste erworben hat, — dieß sind die Hindernisse, die sich uns bey jedem Schritte in den Weg stellen.

Wir wollen nur einen Blick auf das Leben des Plinius werfen. Nachdem er mit Ehren die Waffen getragen hatte, wurde er als Prokurator in Spanien angestellt, in das Collegium der Auguren aufgenommen, zum Liebling des Vespasian und des Titus erhoben, von

diesen beyden Kaysern zu wichtigen Geschäften gebraucht, mußte täglich an ihrem Hof erscheinen, und fand noch überdieß ein Vergnügen daran, als Sachwalter Prozeße zu führen. Mitten unter diesen Arbeiten und Zerstreuungen, arbeitete er, wie uns sein Neffe berichtet, außer seiner Naturgeschichte, noch eine große Menge Werke in 65 Büchern aus, wozu man noch 160 andere voll fein geschriebenen Auszüge, die er auf beyden Seiten der Pergament-Rollen aufgezeichnet hatte, rechnen muß. *) Woher gewann denn dieser Mann, der sein Leben nur auf 56 Jahr brachte, die Zeit, alle die Gegenstände, die in seiner Naturgeschichte, oder vielmehr Encyklopädie enthalten sind, zu studieren, Gegenstände von so großer Mannigfaltigkeit, daß sie die Natur und alle Künste umfassen, und das lebenslängliche Studium mehrerer Gelehrten erfordert zu haben scheinen?

*) Electorumque commentarios centum sexaginta mihi reliquit, opisthographos quidem, et minutissimis scriptos, qua ratione multiplicatur hic numerus. (Plin. Epist. III. 5. Die Pergament-Rollen, welche die Alten statt des Papiers brauchten, wurden gewöhnlich nur auf einer Seite beschrieben, ihre Concepte aber auf beyden Seiten gebraucht. (recto und verso.)

Aut summi plena jam margine libri
Scriptus est in tergo, necdum finitus, Orestes.

Juvenal. Sat. I, 5. 6.

Dieses Werk, das seinem Gegenstande nach unermeßlich, und in seinem Umfange beträchtlich genug ist, zu welchem der beharrlichste Fleiß eines einzelnen Mannes nicht hinreichen kann, wurde, wie uns sein Verfasser lehrt, in Nebenstunden, und vorzüglich bey Nacht, ausgearbeitet. *) Der jüngere Plinius macht uns mit der Methode bekannt, wie sein Oheim arbeitete. Beständig von Sekretären und Vorlesern umgeben, ließ er sich bey Tisch, im Bade, beym Spazierengehen, ja sogar, wenn er auf Reisen war, in der Sänfte vorlesen; sehr ungern hörte er eine Stelle, welche etwa nicht ganz richtig gelesen worden war, wiederholen. Aus einer nur einmal und so eilig angestellten Lectüre wählte er also die Stellen aus, die er nutzen zu können glaubte, und ließ Auszüge oder Uebersetzungen daraus machen. **) Solche Materialien waren es, aus welchen er seine Naturgeschichte und seine übrigen Werke zusammen setzte.

Niemand wird dem Eifer und den Talenten des Plinius seine Bewunderung versagen, niemand aber auch den Nachtheil verkennen, den diese Art zu arbeiten mit sich führt.

Bey dieser in so großer Eile gemachten

*) Subsecivis temporibus ista curamus, id est nocturnis, ne quis vestrûm putet his cessatum horis. (Praef. ad Vespasianum.)

**) Plin. Epist. l. I.

Auswahl, war es auch unmöglich die Kritik gehörig zu Hülfe zu nehmen. Seine Schreiber mußten in ihren Auszügen Fehler machen, und gewiß begingen ihrer die Uebersetzer auch, wie verschiedene falsche Uebersetzungen griechischer Stellen beweisen. Denn er selbst verstand diese Sprache vermuthlich sehr gut, da zu seiner Zeit gebildete Römer ihrer eben so mächtig waren, als ihrer Muttersprache.

Was ihn aber hauptsächlich zu groben Irrthümern verleiten mußte, war der Umstand, daß er den Stoff, den er behandelte, größtentheils nur aus Büchern kannte. Er war kein Astronom, und doch schrieb er über Astronomie, er hatte das Pflanzenreich nicht beobachtet, und sprach von der Botanik; er schrieb von der Zoologie, ohne die Natur und Eigenschaften der Thiere untersucht zu haben; und eben so handelte er auch, ohne Praktik zu besitzen, die Künste ab. Gleichwohl dürfen nur Künstler über die Künste urtheilen, wie der jüngere Plinius sehr richtig bemerkt. *) Wie könnte man auch gut und belehrend über einen Gegenstand schreiben, ohne ihn gehörig beurtheilen zu können?

Wahr ist es, für unsern gegenwärtigen Zweck haben wir Ursache uns Glück zu wün-

*) De pictore, sculptore, fictore, nisi artifex judicare potest. Epist. I, 10.

schen, daß uns wenigstens dieses Werk des Plinius erhalten worden ist, da die Zeit sonst Alles verschlungen hat, was die Alten über die Künste geschrieben haben. Dabey aber dürfen wir ihm nicht ohne Mißtrauen folgen, und unsre Untersuchungen bleiben um so unbefriedigender, da zu den Fehlern, welche Plinius begehen konnte, sich, wenigstens in den frühern Zeiten, noch die Mangelhaftigkeit der Materialien gesellt, die er benutzte.

Er selbst ist mit den Nachrichten unzufrieden, die ihm zu Führern dienten. Gleich zu Anfange seiner Geschichte der zeichnenden Künste, meldet er, daß die Griechen in diesem Punkte von ihrer gewöhnlichen Genauigkeit abgewichen, und von den Mahlern viele Olympiaden später als von den Bildhauern und Künstlern im Basrelief, *) nehmlich zuerst in der neunzigsten Olympiade, zu reden angefan-

*) Non conſtat ſibi in hac parte Graecorum diligentia, multas poſt olympiadas celebrando pictores quam ſtatuarios ac toreutas, primumque olympiade nonageſima. [Hiſt. Nat. XXXV. c. 8. ſ. 34.] Viele Ausgaben leſen ſtatuarios auctores, eine abſurde Verbeſſerung. Bekanntlich ſchrieben mehrere Copiſten zuſammen die nämliche Handſchrift ab. Einer diktirte, die andern ſchrieben, und keiner von Allen verſtand zuweilen den Autor. In dieſer Stelle ſprach der Diktirende alle Buchſtaben aus: ac toreutas, die andern ſchrieben actore ut has, eine Lesart, die man in einigen Handſchriften findet. Weil ſie keinen Sinn giebt, ſo wagte ein

gen hätten. Freylich muß man diese Worte des Plinius nur von den griechischen Geschichtsschreibern und Chronographen verstehen, welche die Künstler unter die hergebrachten Perioden und in die festgesetzten Olympiaden ordneten. *) Denn Plinius selbst spricht von gewissen Perioden der Kunst, welche lange vor die neunzigste Olympiade fallen, und hierin folgt er vermuthlich den Griechen; er versucht es sogar bis in die Zeiten zurück zu gehen, wo die Zeichenkunst, fast noch in der Wiege und nur in Linien bestehend, sich auf den Schattenriß eines Menschen einschränkte. Diesen ursprünglichen Versuch, setzt er hinzu, suchten einige bey den Einwohnern von Sicyon, andre bey denen von Korinth. Graeci autem alii Sicyone, alii apud Corinthios repertam; omnes umbra hominis lineis circumducta. (Lib. XXXV. cap. 3. sect. 5.)

Wenn man aber von der Mahlerey in diesem Zustande der Kindheit redet, wo sie in bloßen Linien und Monogrammen bestand, so schreibt sie sich weder aus Korinth noch aus

verständigerer Abschreiber die Lesart auctores; Pintianus stellte die glücklichere Lesart ac toreutas wieder her, die in meinen Augen so viel Glaubwürdigkeit hat, als schriebe sie sich von Plinius selbst her.

*) M. s. Hr. Heyne's Abh. über die Künstlerepochen beym Plinius. [In dess. Samml. antiquar. Aufsätze, 1. St. S. 165. fg.]

Sicyon ausschließend her, vielmehr entsproß sie überall aus dem natürlichen Hange zur Nachahmung, den man an Kindern und gemeinen Leuten wahrnimmt. Auf Wände, auf Papier, in den Sand mahlen sie unförmliche Figuren, wodurch sie Menschen oder Thiere ausdrücken wollen. Diese rohen Versuche ersetzten gewissermaaßen bey wilden Völkern den Mangel der Schreibkunst, und aus Figuren ohne bestimmte Form entstanden ihre Chroniken. Mit einiger Verbesserung behielten die nämlichen Zeichen dieselbe Bestimmung bey polizirten Völkern. Die Priester, welche stets fest an alten Gewohnheiten hängen, hielten auf diese dunkle Manier, Gedanken zu mahlen, und man nannte die Schrift Hieroglyphen, d. h. heilige Bilderschrift.

Von der Periode an, die man darum die fabelhafte nennt, weil die historischen Facta, die sich blos durch Tradition erhielten, durch mündliche Erzählungen mit Mährchen überhäuft wurden, bekamen die Griechen durch den Kadmus Buchstaben. Wenn sie also in diesen so entfernten Zeiten auch in der Mahlerey rohe Versuche gemacht haben, so bedienten sie sich derselben nur zum Vergnügen. Deshalb müssen sie schnellere und sicherere Fortschritte gemacht haben, weil man von Werken des Vergnügens verlangt, daß sie gefallen sollen, da man hingegen von nutzbaren Gegenständen nichts weiter

als Nützlichkeit erwartet. Auch kennen wir unter den Völkern des Alterthums außer den Griechen kein Volk, welches die zeichnenden Künste bis zur Vollkommenheit gebracht hätte.

Es würde ein fruchtloses Unternehmen seyn, eine bestimmte Epoche auffinden zu wollen, in welcher sich diese Künste in Griechenland in der Kindheit befanden: so viel scheint ausgemacht, daß die Mahlerey schon in einem sehr hohen Alterthum bekannt war.

Das Wort Mahlerey darf hier nicht in dem eingeschränkten Sinne genommen werden, den man ihm jetzt beyzulegen pflegt, nämlich als eine Darstellung durch verschiedene, in Oel, oder in Gummi oder in Leimwasser aufgelößte Farben. Wir verstehen unter Mahlerey nicht blos, mit Plinius, die einfache Zeichenkunst, sondern, mit Scheffer, einem Manne, der eben so viel Gelehrsamkeit als in der Kunst praktische Erfahrung besaß, die verschiedenen Manieren, sichtbare Gegenstände der Natur mit trocknen Farben darzustellen, *) wohin auch die Stickerkunst gehört, deren Erfindung Plinius den Phrygiern um den Berg Ida zuschreibt, weshalb diese Arbeiten auch phrygiones heis-

*) Joannis Schefferi Argentoratensis graphice i. e. de arte pingendi liber singularis. Norimb. 1669. (§. 10. sq.) Ein Werkchen, das sich selten zu machen scheint.

sen. *) Auch kann man die Muster in gewürkten Stoffen als Mahlerey ansehen, welche man ursprünglich den Babyloniern beylegt. **) Mit demselben Namen möchte man zwar vielleicht die überlegten und damascirten Arbeiten, welche die Griechen εμπαιςα nannten, und die zu Homers Zeiten üblich waren, ***) nach Scheffers Beyspiele, nicht belegen wollen: aber die Zeichnungen aus bunten, künstlich zusammengefügten Steinen, wodurch man die Formen und Farben von Gegenständen nachahmte, würden doch gewiß dahin gehören. Kunstwerke dieser Art wurden bey den Alten unter den Namen lithostrata, †) opus tessellatum, ††) musivum, †††) emblematicum, vermiculatum ††††) in verschiedene Gattungen eingetheilt, und von den neuern Römern in der

*) Pictas vestes acu facere Phryges invenerunt, ideoque phrygiones appellatae sunt. (Plin. VIII. c. 49.) Einige Handschriften lesen Idaei Phrygii.

**) Colores diversos picturae intexere Babylon maxime celebravit. Plin. VIII. c. 45.

***) Casaubonus ad Athen. XI. 12.

†) Plin. L. XXXVI. cap. 25.

††) Sueton. in Julio. [cap. 46.]

†††) Spartian. in Pescennio. [cap. 6.]

††††) S. August. lib de Ord. cap. 1.

Peterskirche geweiht, um die Gemählde ihrer größten Meister gewissermaaßen zu verewigen. Man findet noch eine Mahlerey von gleicher Art in der eingelegten Arbeit, welche dem Plinius nicht unbekannt war, und worin geschickte Handwerker Figuren in Holz, aus Elfenbein, Holz oder buntgemalter Baumrinde zusammengesetzt, verfertigten. *) Endlich giebt es auch auf Tapeten vortrefliche Mahlereyen. Vergebens würde man vielen Werken der Art einen Platz unter den Gattungen der zeichnenden Künste aus dem Grunde entziehen wollen, weil es nur Copien sind, die durch mechanische Vorrichtungen, nach wirklichen Kunstwerken gemacht worden; denn ein Künstler, der die mechanische Procedur einer solchen Tapeten-Arbeit versteht, und Geduld genug besitzt sie zu verfertigen, kann gewiß auch ein Original-Werk in dieser Art hervorbringen. Die Operation der Mosaik ist nicht weniger mechanisch, die Procedur ist gewissermaaßen die nämliche, gleichwohl nennt man sie mosaische Mahlerey. **)

*) Haec prima origo luxuriae, arborem alia integi, et viliores ligno, pretiosiores cortice fieri, ut una arbor saepius vaeniret. Excogitatae sunt et ligni bracteae. Nec satis; coepere tingi animalium cornua, dentes secari, lignumque ebore distingui, mox operiri. Plin. L. XVI. cap. 43.

**) Die Mosaik und die Tapetenwürkerey haben viel Aehnlichkeit mit einander. Die Procedur ist die

Wenn man nun die Tapetenwürkerey oder Stickerey für eine Art von Mahlerey anerkennen muß, so ist der Beweis leicht geführt, daß, bey den Griechen, die zeichnenden Künste bis in sehr frühe Zeiten aufsteigen.

Die Geschichte des Pandion, Königs von Athen, seiner beyden Töchter, und des Tereus, Königs von Thrazien, seines Schwiegersohns, ist mit Fabeln ausgeschmückt, die sich von den Dichtern herschreiben. Für uns ist es genug zu wissen, daß Pandion mehrere Jahrhunderte vor dem Trojanischen Kriege lebte, und Philomele, um Prognen von ihrem Unglück zu unterrichten, sich der Stickerey statt der Schreiberey bediente. Oder wollte man diese Geschichte selbst, daß Philomele ihre Leiden in Stickerey schrieb, als eine Fabel betrachten? Wenigstens schreibt sich die Fabel aus dem grauen Alterthume her, sie fand sich wahrscheinlich in den Cyklischen Dichtern, sie wird uns vom Apollodor erzählt, dessen Werk man als einen Auszug aus diesen Poeten betrachtet. *)

nämliche, in so fern der Umriß genau bestimmt, und der Raum, welchen Steine oder Fäden nach den verschiednen Farben einnehmen, sorgfältig abgemessen ist. Die bunten Steine der Mosaik sind wie die bunten Stiche in der Stickerey.

*) Ἡ δε ὑφηνασα ἐν πεπλῳ γραμματα, και δια τουτων εμηνυσε Προκνῃ τας ιδιας συμφορας. Apollodor. Bibl. L. III. p. 271. ed. Heyn. Man sehe Larcher's Uebers. des Herodot, Th. VI. S. 391.

Es ist wahr, daß, diesem schätzbaren Mythologen zu Folge, Philomele ihre traurige Geschichte nicht mahlte, sondern sie nur in Buchstaben auf ein Tuch stickte; allein diese Erzählung beweiset wenigstens das hohe Alter der Stickermahlerey, denn gewiß machte man von derselben nicht blos zum Sticken der Buchstaben, sondern gewöhnlicher zum Zeichnen Gebrauch.

Ferner sehen wir aus dem Homer, daß sich durch die Weberkunst selbst historische Gegenstände mahlen ließen. *) Im dritten Buche der Iliade findet Iris die Helena beschäftigt, die Unfälle, welche Troer und Griechen ihrenthalben in den Schlachten erlitten, in gewebter Arbeit auszudrücken. **) Dergleichen Gegenstände,

und Salmas. ad Solin. p. 847. und über die Cyklischen Dichter Heyne's ersten Excurs zum 2ten Buche der Aeneis. [Vergl. mit Lévesque note sur le cycle épique, in den Mem. de l'instit. nat. An IV. T. I. p. 337. f.]

*) [Hier bemerkt der Verfasser, daß die Griechen und Römer die Wände ihrer Zimmer nicht austapezirt hätten, und daß, wenn er das Wort tapisserie von dem Alterthume brauche, nur von Fuß- oder andern Teppichen die Rede sey, welche die Griechen ταπητες nannten. Im Deutschen drücken wir es durch Würken und Weben aus.]

**) Η δε μεγαν ἱςον ὕφαινε
διπλακα πορφυρεην· πολεας δ' ενεπασσεν αεθλους
Τρωων θ' ἱπποδαμων και Αχαιων χαλκοχιτωνων,
οὓς ἑθεν εἱνεκ' ἐπασχον ὑπ' Αρηος παλαμαων.

stände, gut dargestellt, würden schon eine grössere Vollkommenheit der Kunst voraussetzen, aber wie unvollkommen auch Helenens Arbeit gewesen seyn mag, so muß man doch so viel einräumen, daß die Kunst bereits einige Fortschritte gemacht hatte. Wollte man annehmen, diese gewebten Figuren wären nur einfarbig gewesen, und dadurch den damaligen Zustand der Kunst herabzusetzen glauben, so würde man ihr, wie wir anderwärts darthun werden, eher eine größere Vollkommenheit beymessen, als sie haben konnte. Aber die Frauen in Troja machten bunte Webereyen. Als Andromache von dem Tode ihres Gemahls benachrichtigt wurde, arbeitete sie an einem Gewande, in das sie bunte Blumen webte. *)

Sie webt' ein Gewand in der Kammer,
Groß und doppelt und hell, durchwirkt mit mancherley Kämpfen
Rossebezähmender Troer und erzumschirmter Achaier,
Welche sie ihrethalb von Ares Händen erduldet.

Ilias III. 125. fg.

*) Αλλ' ἡγ' ἱστον ὑφαινε, μυχῳ δομου ὑψηλοιο,
διπλακα πορφυρεην, εν δε θρονα ποικιλ' επασσε.
Sondern sie webt' ein Gewand, im innern Gemach des Palastes,
Doppelt und blendend weiß, und durchwirkt mit mancherley Bildwerk.

Ilias XXII. 440.

[ποικιλα θρονα übersetzt der Verf. fleurs de couleurs differentes: aber ποικιλος kann auch nur mannigfaltig bedeuten. Voß, welcher auch statt

Wenn Blumen oder historische Gegenstände eingewürkt werden sollen, so muß vorher eine Zeichnung auf den Grundstoff gemacht werden. Also war seit dem Trojanischen Kriege, wahrscheinlich auch in den vorhergehenden Jahrhunderten, zuverläßig aber seit Homers Zeiten, die Art von Mahlerey, welche Plinius linearis nennt (französisch dessin au simple trait) üblich, ja vielleicht war diese erste Stufe des mahlerischen Fleißes schon übersprungen. Denn da man sich bereits verschiedenfarbiger Wollenfäden bediente, und solche zusammensetzte, da man so mannigfaltige Gegenstände, wie Schlachten, darstellte, so mußte die Arbeiterinn eine farbige Zeichnung, als Model, vor sich haben, oder diese auf den Grundstoff selbst gebracht seyn. Daher setzt diese Würkerey, diese Art von Mahlerey in trocknen Farben, nothwendig eine Mahlerey mit Farben, die im Nassen aufgelöset worden, voraus. Die Kunst erhob sich damals weit über den ersten Zustand der Kindheit, worin man einen Kopf durch einen Zirkel, den Körper durch ein längliches Viereck, und Arme und Beine durch gerade Linien bezeichnete. Ja sie scheint sogar damals, gegen

πορφυρεην, liest μαρμαρεην, übersetzt daher: mancherley Bildwerk. Auch zeigt Hr. Böttiger, in den Griechischen Vasengemälden, 1. B. 3. Heft, S. 39. Anm. daß alle homerischen und frühern Gewebe gewöhnlich nur von zweyfarbigen Fäden waren.]

die Periode unter den ersten Künstlern gehalten, deren Namen Plinius aufbewahrt hat, einem Ardices aus Korinth, und Telephanes aus Sicyon, welche unter ihre Figuren schrieben, was sie bedeuten sollten, schon Fortschritte gemacht zu haben. *) Dieß war die Periode, in welcher, wie Aelian sagt, die Kunst noch in den Windeln lag, und die Gegenstände so plump nachgeahmt wurden, daß man darunter schreiben mußte: dieß ist ein Ochs, dieß ein Pferd, dieß ein Baum. **)

Zu bemerken ist, daß dieser Ardices und Telephanes, welche der Unbehülflichkeit ihrer Kunst durch beygeschriebene Erklärungen zu Hülfe kommen mußten, doch schon die zweyte Kunstepoche ausmachten. In der ersten Periode nämlich begnügte man sich, den Schatten eines Menschen mit Linien zu umfassen, ***)

*) Primi exercuere Ardices Corinthius et Telephanes Sicyonius, sine ullo etiamnum colere, jam tum spargentes lineas intus, ideo et quos pingerent adscribere institutum. Plin. L. XXXV. cap. 5.

**) Ὁτε ὑπηρχετο ἡ γραφικη τεχνη, και ἠν τροπον τινα εν γαλαξι και εν σπαργανοις, οὑτως αρα ατεχνως εικαζον τα ζωα, ὡςε επιγραφειν αυτοις τους γραφεας, τουτο Βους, εκεινο Ιππος, τουτο Δενδρον. (Var. hist. L. X. cap. 10.)

***) Graeci autem alii Sicyone, alii apud Corinthios repertam (adfirmant), omnes umbra hominis lineis circumducta. Plin. l. l cap. 3.

wie in den Silhouetten; dahingegen in der zweyten Epoche Ardices und Telephanes, welche zuerst die Kunst als Profession trieben, (primi exercuere,) ihren Arbeiten schon einen künstlichern Anstrich gaben, und an der innern Seite der Linie einige Schattirung anbrachten; (jam tum spargentes lineas intus,) eine Manier, die wir bey unsern Zeichnungen mit Silberstift oder der Feder noch anwenden. Wenigstens halte ich dieß für die Meynung des Plinius, denn hätte er damit die Striche gemeynt, mit welchen man innerhalb des Conturs die Augen, den Mund und dergl. bezeichnete, so würde er diesen Gedanken wohl deutlicher ausgedrückt haben.

Eine dritte Epoche, die Plinius als die zweyte ansieht, weil er die beyden ersten in eine zusammenfaßt, war diejenige, worin man anfing, mit einer Farbe zu mahlen, welche Mahlerey die Griechen monochromaton nennen, (camaïeu). Diese Manier, sagt er, sey noch zu seiner Zeit üblich, wenn gleich eine mannigfaltigere und mühsamere bereits erfunden worden. Dieß ist auch bey den Neuern der Fall; noch jetzt mahlt man mit einer Farbe, wie grau in grau, obschon Titian, Rubens und Andre sich als Meister im Colorit gezeigt haben. Plinius bezeichnet diese Epoche mit dem Namen zweyer Künstler, wagt aber nicht zu entscheiden, welcher der Erfinder davon sey;

nämlich Philokles aus Aegypten und Kleanthes aus Korinth. *)

Die Erfindung, in dieser letztern Manier zu mahlen, war viel wichtiger, als diejenigen glauben werden, welche die Kunst nicht kennen. Ja wenn man auf den natürlichen Gang, welchen die Alten machen mußten, Acht hat, und von den einfachsten und rohsten Versuchen ausgeht, so muß man, meines Erachtens, diese Erfindung — nach der von mir anzugebenden Ordnung — in eine fünfte Epoche setzen. Man wird mir hoffentlich nicht den Vorwurf allzugewagter Hypothesen machen, denn ich werde mich bestreben der Natur Schritt vor Schritt zu folgen, und, um nicht in Irrthü-

*) Secundum, singulis coloribus, et monochromaton dictum, postquam operosior inventa erat, duratque etiam nunc. Inventam dicunt a Philocle Aegyptio, vel Cleanthe Corinthio. Plin. l. l. sect. 5. Die gemeine Lesart heißt: Inventam linearem dicunt; ich ziehe aber die Venetianische Ausgabe, die nach einer Handschrift gedruckt ist, und das, wie mir scheint, eingeschobene Wort linearem nicht hat, vor. Die Erfindung des einfachen Umrisses gehört in die Kindheit der Kunst; der Urheber desselben wird schwerlich bekannt seyn: wichtiger aber war die Erfindung der Monochromen In dem Worte Aegyptio steckt vermuthlich ein Fehler, der Name Philokles ist griechisch, nicht ägyptisch, und wäre dieser Künstler aus Aegypten gewesen, so würde seine Erfindung nicht in eine Geschichte der griechischen Kunst gehören.

mer zu verfallen, mich stets an Beyspiele halten.

Anfangs begnügte man sich die Gegenstände durch einen sehr unvollkommnen Umriß anzudeuten; dieß ist die erste Epoche, deren Existenz man nicht läugnen kann, da sie täglich von Kindern und von allen denjenigen erneuert wird, welche etwas zeichnen wollen, ohne von der Zeichenkunst irgend Kenntniß zu haben.

In der zweyten Epoche, wovon ich die Denkmäler bey den Griechen selbst, bey den Indianern, in Thibet und bis zu den Kalmuken finde, machte man diesen Umriß mit größerm Fleiß, und um ihn mehr hervorzuheben und bis zu einer gewissen Entfernung unterscheiden zu können, wurde das Innere schwarz gemacht, wie man bey uns einen schwarzen Papierbogen unter die Patronen ausgeschnittener Bildnisse legt. Mit einem Worte, man schloß den Schatten in den Umriß, wie Plinius erzählt; und — wovon er nichts erwähnt, — man gieng auch noch weiter, und zeichnete auf diesen Schatten den Contur der Augen, der Augenbraunen, die Nase, und den Anfang der Haare. Ich spreche hier nicht blos aus Muthmaaßung, sondern nach noch übriggebliebenen Werken, besonders einer alten Vase des Ritters Hamilton, welche in seiner Sammlung die erste ist. Die Jagd auf den Kaly-

donischen Eber, die Homer im neunten Buche der Ilias beschreibt, findet sich darauf abgebildet. Die Namen der Jäger sind den Figuren, bis auf die von Meleager und Ancäus, welche berühmt genug waren, um keiner Bezeichnung zu bedürfen, an der Seite beygeschrieben. Die Form der Buchstaben beweiset ihr Alter, sie gleichen denen auf der Sigäischen Inschrift, ja sie scheinen sogar noch älter zu seyn, und die Zeilen sind βουστροφηδον gesetzt, d. h. auf eine Zeile von der linken zur rechten geschrieben, folgt eine zweyte von der rechten zur linken. Die Figuren auf der Vase hingegen können nicht aus der Kindheit der Kunst seyn, sie sind in richtiger, lebendiger Handlung, die Formen nicht ängstlich und steif; der Schwan, der Adler und der Eber erheben sich über erste Versuche, die Pferde sind zart gezeichnet und in vieler Bewegung. Kurz ich halte dieses Stück, so unvollkommen es auch ist, doch für neuer als aus der zweyten Epoche, nur daß man vielleicht die Manier derselben darin nachzuahmen strebte.

Noch muß es eine *dritte* Epoche gegeben haben, von welcher Plinius nicht redet, welche aber die wahlerische Industrie, wie mir scheint, nothwendig hat durchlaufen müssen, und die ich schon durch die angeführten Homerischen Verse angedeutet zu haben glaube. Ich meyne die, welche die Asiatischen Völker, von deren

Kunst wir das Meiste wissen, erreicht haben, und auf welcher sie stehen geblieben sind; die immer von denen wiederholt werden wird, die, ohne die Mischung und Schattirung der Farben zu verstehen, mahlen wollen, mit einem Worte die Epoche des anfangenden und unvollkommnen Colorits, die wir das Illuminiren nennen. Da die Griechen schon den Schatten der Gegenstände in einen Umriß eingeschlossen hatten, so unterließen sie gewiß nicht, auch die Farben, mit den Farbestoffen, die sie besaßen, nachzuahmen. Wollten sie also z. B. einen Mann darstellen, der eine blaue Tunica und darüber einen rothen Mantel trug, so überzogen sie vermuthlich den Theil des Umrisses, der die Tunica vorstellen sollte, mit einem blauen, und den des Mantels mit einem rothen Grunde, aber schwerlich werden sie auf das Helldunkel Rücksicht haben nehmen können, wozu weit feinere Beobachtungen erfordert wurden, als zu der eigenthümlichen, plump aufgetragenen Farbe. Zu diesem Grade war die Kunst vermuthlich gestiegen, als Andromache Blumen von verschiedenen Farben in das Gewand webte, und es ist wahrscheinlich, wiewohl es Homer nicht sagt, daß sich Helena auch verschiedener Farben bediente, um den Kampf der Griechen und der Trojaner darzustellen.

Hier kommen wir wieder auf den Plinius zurück. Er giebt uns die vierte Epoche an,

die bey ihm die zweyte ist. Ihre Entstehung war, meines Erachtens, folgende. Man bemerkte endlich doch, daß die platt aufgetragenen Farben, eine der merkwürdigsten Erscheinungen der Natur, das Runde und das Erhabene, nicht ausdrückten: alle Gegenstände blieben eben so flach, wie der Grund, worauf sie gezeichnet waren, dahingegen die Objekte in der Natur sich wenden, vor oder zurücktreten, und sich von einander absondern.

Diejenigen, welche diese Beobachtung zuerst machten — Plinius nennt sie Ardices und Telephanes, wahrscheinlicher ist es aber, daß ihre Namen vergessen worden — dachten von ihrer Kunst nicht so groß, um sich auch die Fähigkeit zuzutrauen, die Farben in ihren Abstufungen, und die Würkungen von Licht und Schatten zugleich darstellen zu können. Indem sie die plumpe Täuschung der flach aufgetragenen Farben verließen, thaten sie zugleich auf das Colorit Verzicht, und sie begnügten sich, zwey Phänomene der Natur nachzuahmen, das eine, wodurch sie uns die Gränzen der Gegenstände vermittelst der Linien zeigt, welche die Conture beschreiben, und das andere, wodurch sie ihnen das Erhabene giebt. Mit Linien ahmten sie diese Erscheinungen der sichtbaren Natur nach, indem sie die Conture durch eine fortlaufende Linie, und durch mehr oder weniger feine Striche, die sie über einander setzten, (spargentes

lineas intus) das Erhabene ausdrückten. Dieß war die vierte Epoche der Mahlerey.

Wenn man von dieser Zeit an keine Meisterstücke hervorbrachte, so lag die Ursache in der Kunst, nicht in der Verfahrungsart. Man hat in dem schönsten Zeitalter der neuern Kunst gesehen, wie Polidoro da Caravaggio, einer der gelehrtesten Schüler Raphaels, der auch seine Fähigkeit in colorirten Gemählden dargethan hat, diese Gattung erneuerte, deren Erfindung man dem Ardices und Telephanes zuschreibt, und Gebäude zu Rom mit seinen gekratzten Gemählden verzierte, die man al sgraffitto nannte. Wenn er aber eine Verfahrungsart anzunehmen affektirte, welche in die erste Jugendzeit der Griechischen Kunst gehört, so wurde er dafür in allem Uebrigen einer der schätzbarsten Nachahmer der vervollkommneten griechischen Kunst unter den Neuern.

So sehr auch dieser Künstler durch die Schönheit und Richtigkeit seiner Zeichnung Bewunderung erweckte, und so sehr seine Werke als vortrefliche Muster für das Studium galten, so empfand man doch die Härte in dieser Manier, und er erhielt keine Nachahmer. Ardices und Telephanes mußten, bey geringerer Geschicklichkeit, nothwendig noch weit härtere Werke hervorbringen, weil die Schraffirungen einer gegen den Hintergrund abstechenden Farbe, wenn sie nicht sehr künstlich behandelt

werden, schneidend ausfallen. Das Verfahren dieser Künstler hatte freylich den großen Vortheil, das Spiel des Lichts und Schattens darzustellen, und den Objekten Erhabenheit, Rundung und das Zurückweichende zu verleihen; hingegen war aber auch der Fehler unvermeidlich, daß die Gegenstände hart erscheinen mußten, da doch die Natur in ihren Würkungen sanft ist. Wiewohl dieß nur der erste Versuch war, so mußte er dennoch bald zu einer andern Manier führen, welche mit gleichen Vortheilen viel Sanftheit vereinigen, ja noch eher, als die kolorirte Mahlerey, zur Harmonie führen kann, weil es leichter ist, Töne allein, als Töne und Farben zugleich, in Uebereinstimmung zu setzen. Diese Manier ist das vom Philokles oder Kleanthes erfundene Monochromaton; eine Benennung, die zwar nur den Gebrauch einer einzigen Farbe anzeigt, jedoch mit dem Zusatze des Weißen, welches nicht unter die Farben gerechnet wird. Wenn der Künstler z. B. ein monochromisches Gemählde in Schwarz verfertigen will, so macht das Weiße das stärkste Licht; das Licht verschmilzt, indem es sich sanft über den Gegenstand verbreitet, und dieses allmählige Verschmelzen entsteht, wenn man dem Weißen einen kleinen Zusatz von Schwarz giebt; in den Mitteltinten wird das Schwarze vermehrt, rein Schwarz giebt den dunkelsten Schatten;

mit Weiß wird es wiederum versetzt, um den Reflex zu mahlen, in diesen Reflex aber, wenn er auch noch so pikant ist, wird doch weniger Weiß beygemischt werden, als in die stärksten Mitteltinten. Auf diese Art kann man durch Benutzung einer einzigen Farbe, der schwarzen, oder jeder andern, entweder unvermischt, oder mehr oder weniger mit Weiß versetzt, das ganze Spiel des Lichts nachahmen, die Abnahme desselben und alle Abstufungen der Luft-Perspective, die ganze Würkung der umfließenden Luft, mit einem Worte die ganze Magie des Helldunkeln darstellen. Auch haben die Italiener dieser Manier zu mahlen den Namen Chiaroscuro beygelegt. Diese Epoche, die wir als die fünfte in der Kunst betrachten, ist demnach eine der wichtigsten. Die Mahlerey, grau in grau, (camaïeu oder en clair-obscur) giebt, wenn sie so vollkommen als möglich ist, der bunten Mahlerey, wie man sie in einem großen Theile der Werke eines Michael Angelo, Raphael und andrer Meister der Schulen, die sich durch die Farbengebung nicht ausgezeichnet haben, findet, sehr wenig nach. Dazu kommt, daß sie in dieser Vollkommenheit, wovon die ersten Erfinder weit entfernt waren, darum, weil sie alle Erfordernisse der Gattung erfüllt, untadelhaft ist, statt daß man, bey der mittelmäßigen Ausführung der bunten Mahlerey, das verlorne Bestreben eines Künstlers

wahrnimmt, der eine Schwierigkeit vergebens zu überwinden trachtet.

Auf diese Epoche folgte eine sechste, welche Plinius mit dem Namen des Kleophantus aus Korinth bezeichnet. Dieser colorirte zuerst seine Gemälde mit dem Staube von Scherben. Wenn er, nach der Voraussetzung des Herausgebers der Hamiltonschen Vasen, aus diesen Scherben nichts als Schwarz, Weiß und Roth, das dem Röthel gleich kam, ziehen konnte, so war es nur der erste Schritt zur colorirten Mahlerey, und man kann diesen Versuch mit unsern Zeichnungen à trois crayons vergleichen.

Plinius läßt es unentschieden, ob Kleophantus, der Erfinder dieser Manier, derselbe gewesen sey, der, nach Cornelius Nepos, dem Demaratus, Vater des ältern Tarquinius, nach Italien gefolgt sey, als dieser, der Grausamkeit des Cypselus zu entgehen, aus seinem Vaterlande flohe. *) Dieser Tyrann unterjochte, nach der Bemerkung unsers gelehrten Collegen Larcher, sein Vaterland sechshundert drey und sechszig Jahre vor dem Anfange unsrer Zeit-

*) Primus invenit eas colorare, testa, ut ferunt, trita, Cleophantus Corinthius. Hunc aut eodem nomine alium fuisse, quem tradit Cornelius Nepos secutum in Italiam Demaratum, Tarquinii Prisci, romani regis, patrem, fugientem a Corintho injurias Cypseli tyranni, mox docebimus. [Lib. XXXV. cap. 3. sect. 5.]

rechnung. *) Noch zu Pausanias Zeiten sah und bewunderte man den Kasten, in welchem ihn seine Mutter als Kind eingesperrt hatte; er war aus Cedernholz, theils mit Figuren aus Gold und Elfenbein eingelegt, theils mit erhobener Arbeit aus Cedernholz selbst. Nach der einfachen Beschreibung, die wir davon haben, kann man die Arbeit dieses Kunstwerks, dessen Urheber unbekannt ist, nicht würdigen; wahrscheinlich aber war die Kunst daran größer, als man sie zu der Zeit voraussetzen kann, worin die höchste Erfindung der Mahler darin bestand, ihre Bilder mit Farben aus zerriebenen Scherben zu coloriren. Ich sollte daher glauben, daß der Kleophantus, von dem sich diese Erfindung herschrieb, früher lebte, als der Begleiter des Demaratus.

Plinius benimmt uns selbst allen Zweifel darüber, wenn er erzählt, daß Kandaules, König von Phrygien, ein Gemählde des Bularchus mit Gold aufwog, und hinzusetzt, dieser König sey in der achtzehnten Olympiade gestorben, d. i. siebenhundert und zwey Jahre vor unsrer Zeitrechnung, und neun und dreyßig vor der Herrschaft des Cypselus. **) Werke

*) M. s. dessen 219. Anm. zu Herodot, B. V. und das 16. Cap. der Chronologie.

**) Quid, quod in confesso perinde est, Bularchi pictoris tabulam in qua erat Magnetum proelium, a Candaule, rege Lydiae,

einer angenehmen Kunst wiegt man mit Golde nicht auf, wenn die Kunst, noch im Zustande der Rohheit, nichts Angenehmes darbietet. Ueberhaupt geschieht dieß selten mit Werken lebender Künstler; sie um einen so hohen Preiß anzuschlagen, muß erst die Zeit den Ruf des Künstlers nach seinem Tode bewährt, und der Neid aufgehört haben, ihn zu verfolgen. Also zu Kandaules Zeiten hatte die Mahlerey schon einige Reize. Bularchus, dessen Werke er so theuer bezahlte, scheint mithin vor ihm gelebt zu haben. Man kann demnach, mit Plinius, annehmen, daß die Kunst, obschon noch nicht ganz vollkommen, *) dennoch sehr geschätzt

Heraclidarum novissimo, qui et Myrsilus vocitatus est, repensum auro? tanta iam dignatio picturae erat. Id circa aetatem Romuli acciderit necesse est; duo enim de vicesima olympiade interiit Candaules. (Lib. XXXV. cap. 8. sect. 34.)

*) Man hat hier den Plinius eines Widerspruchs beschuldigt, als ob er behauptet habe, die Kunst sey schon auf dem Gipfel gewesen, da er doch selbst die Fortschritte, die sie in der Folge gemacht, auseinandergesetzt, und dadurch ihre vormalige Unvollkommenheit bestätigt habe. Wir wollen durch Hülfe der verschiedenen Lesarten dieser Stelle, eine Rechtfertigung des Autors versuchen. Manifesta jam tum claritate artis adeo non absolutae. So liest die Handschrift des Voßius, dem Brotier folgt. Das Manuscript in der Nationalbibliothek hat: Claritate artis adeo absolutiore (s. Brotier, in der 9. Anm. zum 8. Kap.) woraus man abnehmen könnte, daß

wurde, und, was ich nochmals wiederhole, um sehr hoch geschätzt zu werden, mußte sie schon im Stande seyn, zu gefallen.

Uebrigens war es eitler Nationalstolz, wenn sich Plinius einbildete, die Mahlerey habe in Italien weit schnellere Fortschritte gemacht, als in Griechenland; weit wahrscheinlicher ist es, daß die Künste, die in dem eigentlichen Griechenland entstanden, und nach Groß-Griechenland übergegangen waren, sich nach Latium, Lanuvium, Ardea, verbreitet haben, wo man, zu den Zeiten der Kayser, sehr wohl erhaltene Ge-

die Kunst sich zu vervollkommnen anfinge. In der Handschrift, die Dalechamp sah, stand: Claritate artis tantum non absolutae; was eine Kunst, die sich ihrer Vollkommenheit sehr nähert, andeutet. Hier sind also drey Lesarten, in welchen Plinius gerechtfertigt wird. Freylich liest man in Hardouins, und in der Leipziger, von Franz besorgten Ausgabe: Manifesta jam tum claritate artis atque absolutione; soll man aber einen Autor für die üble Wahl in der Lesart, die seine Herausgeber treffen, verantwortlich machen? Ja wenn man auch die Hardouinsche annähme, so könnte man sie immer noch so erklären, daß, nach Plinius, alle Parthien der Kunst bereits erfunden, und daß die Kunst schon in allen ihren Theilen vollständig gewesen sey, ohne darum eine Vollkommenheit derselben anzunehmen. Alle Parthien der Kunst waren zu Peruginos Zeiten bekannt; aber Raphael, Titian und Correggio erwarben ihr neue Vollkommenheiten, indem sie einige dieser Parthien auf einen höhern Grad erhoben.

Gemählde sah und noch bewunderte, welche älter als Rom waren. *) Plinius selbst, der uns die Inschrift aufbewahrt hat, welche auf den Gemählden in dem Tempel der Juno zu Rom stand, reicht uns die Waffen gegen sich in die Hände, da wir daraus sehen, daß sie von einem Aetolier, Namens Ludius Helotas, herrührten. **) Es war der nämliche Ludius, der zu Lanuvium die schönen Figuren der Atalanta und Helena gemahlt hatte, die Caligula rauben wollte. †) Die Kunst hatte also in Grie-

*) Jam enim absoluta erat pictura etiam in Italia. Extant certe hodieque antiquiores urbe picturae Ardeae in aedibus sacris, quibus equidem nullas aeque demiror tam longo aevo durantes, in orbitate tecti, veluti recentes. Similiter Lanuvii, etc. (Cap. III. sect. 6.) — Ardea, zwanzig Meilen von Rom gelegen, war die Hauptstadt der Rutuler, nachher der Lateiner, berühmt durch ihre Schwefelquellen. Lanuvium: jetzt Civita Indovina, lag funfzehn Meilen von Rom, an der Appischen Straße.

**) Dignis digna loco picturis condecoravit
Reginae Junonis supremi conjugis templum
Marcus Ludius Helotas Aetolia oriundus,
Quem nunc, et post semper, ob artem hanc
Ardea laudat.
(Cap. X. sect. 37.)
Digne doctiloqueis picturis, etc. (Gruteri inscript.)
Hardouin liest: Dignis digna loca, etc.

†) Similiter Lanuvii, ubi Atalante et Helena cominus pictae sunt nudae ab eodem artifice, utraque excellentissima forma, sed altera ut virgo, ne ruinis quidem templi concussae.

chenland schon Fortschritte gethan, ehe Kleophantus den Demaratus auf seiner Flucht begleitete. Um zu beweisen, daß die Kunst schon in Italien vollendet gewesen sey, beruft sich Plinius auf Werke, die, nach seinem eignen Geständniß, von griechischer Hand verfertigt waren. Deshalb also gebührt Griechenland der Ruhm, den er Italien beylegen will.

Diese Bemerkung beweiset, daß sich die zeichnenden Künste bey den Griechen seit der zwanzigsten Olympiade, ich will nicht sagen, zur größten, aber doch zu keiner geringen Vollkommenheit erhoben; und wir haben Ursach, uns mit dem Plinius über die Nachläßigkeit der Schriftsteller zu beschweren, die erst in der vier und zwanzigsten Olympiade von der Mahlerey zu reden anfangen. Auch hätte er sie über das Stillschweigen, das sie von den Bildhauern vor Phidias beobachteten, mit Recht tadeln können; gleichwohl beruht Bianconi's *)

Cajus princeps eas tollere conatus est, libidine accensus, si tectorii natura permisisset. (Cap. III. sect. 6.) Die Worte: ab eodem artifice sind so zu verstehen, daß sie von dem nämlichen Künstler herrührten, der den Tempel zu Ardea gemahlt hatte. Denn hätte Plinius sagen wollen, die Statüen der Atalanta und der Helena wären von einem Meister verfertigt gewesen, so würde er gesagt haben, ab uno artifice. Gleichwohl haben die Uebersetzer die Stelle im letztern Sinne genommen.

*) Parere intorno a una medaglia di Siracusa.

System auf diesem Stillschweigen, welcher der Meynung ist, die Kunst habe lange in Sicilien geblüht, ehe sie in Griechenland irgend ein Aufsehen gemacht. Zum Beweise seiner Behauptung führt er Münzen der Stadt Gela an, auf welchen man, nach der Zeitfolge, in der sie geprägt worden, die Kindheit so wie das männliche Alter der Kunst wahrnimmt, ob diese Stadt gleich zu Anfange der sechs und neunzigsten Olympiade zerstört worden ist. Kann man aber aus den Gründen, daß die Kunst schon vor der achtzigsten, oder auch vor der sechs und neunzigsten Olympiade in Sicilien blühte, und daraus, daß sie sich in frühern und ungewissen Zeiten im Zustande der Kindheit befand, den Schluß ziehen, daß sie aus Sicilien nach Griechenland gekommen sey, da

In Bologna 1763. Bianconi's System zerfällt durch eine Stelle des Pausanias. Dieser erzählt, daß der erste Dädalus, aus dem Gefängnisse in Kreta sich nach Sicilien flüchtete, und sein Name daselbst, so wie in einem großen Theile Italiens, berühmt wurde. (L. VII. [cap. 4. II. 247. f. Fac.)] Weit entfernt also, daß die Künste in Sicilien entstanden und von da nach Griechenland übergegangen wären, war es vielmehr Sage, der erste Meister unter den Sicilianern sey Dädalus gewesen. Freylich hatte er ihnen die Kunst noch sehr unvollkommen, und gleichsam im Entstehen zugeführt, aber die Zöglinge seiner in Sicilien gestifteten Schule vervollkommneten sich nach und nach eben so, wie ihrer Seits die Künstler in Griechenland.

man sieht, daß die Griechen seit der zwanzigsten Olympiade einen Mahler hatten, dessen Werke in sehr hohem Preiße standen; da uns die Geschichte einen Griechen bekannt macht, der schon vor der Gründung von Rom, die man in die sechszehnte Olympiade, (d. i. sieben hundert drey und funfzig Jahre vor unsrer Zeitrechnung) setzt, in Lanuvium Gemählde verfertigte, die noch zu den Zeiten des Caligula bewundert wurden? Wenn ein griechischer Mahler schon in der sechszehnten Olympiade in Italien mit glücklichem Erfolge arbeitete; so hat die Kunst wahrhaftig Zeit genug gehabt, vor der Zerstörung von Gela nach Sicilien zu kommen.

Ohne uns bey diesen alten Epochen allzulange aufzuhalten, dürfen wir die Bildsäulen des Harmodius und Aristogiton als durchaus verächtliche und ungestaltete Versuche der Kunst betrachten? Diese Statüen, deren Alter unbekannt ist, wurden im ersten Jahre der fünf und siebzigsten Olympiade (480 Jahr vor unsrer Zeitrechnung) vom Xerxes aus Athen weggeführt, von Alexander in Susa erobert und mit Ehren wieder nach Athen zurückgebracht, wo man sie noch zu Arrians Zeiten sah. *) Thu-

*) Πολλα δε και αλλα κατεληφθη αυτȣ, ὁσα Ξερξης ἀπο της Ἑλλαδος ἀγων ἠλθε· τα τε ἀλλα, και Ἁρμοδιȣ και Ἀριστογειτονος χαλκαι εἰκονες· και ταυτας Ἀθηναιοις πεμπει ὀπισω Ἀλεξανδρος, και νυν κεινται

cydides giebt uns von dem blühenden Zustande der Kunst bey den Atheniensern vor dem Einfall des Xerxes einen Begriff, wenn er erzählt, daß sie nach dem Rückzuge der Perser die Säulen und ausgehauenen Steine ihrer alten Denkmäler gebraucht hätten ihre Mauern wieder aufzubauen. *) Also erhoben sich die Künste Athens erst wieder mit den Mauern der Stadt, und weil der größte Theil der Kunstwerke, auf Themistokles Rath, mit den Mauern zerstört, oder vom Xerxes weggeführt worden war, so sprach man von diesen Werken und ihren Urhebern weiter nicht. Dieß ist die Ursache des von den Griechen beobachteten Stillschweigens, welches Plinius tadelt; aber nimmermehr glaublich ist es, daß ein Phidias habe erscheinen können, wenn ihm nicht eine Menge schätzbarer Künstler voraus gegangen wären.

Wie kommt es, daß man keine guten griechischen Münzen aus einem Zeitalter findet, wo sie in Gela besser waren? Diese Frage

Αθηνησιν εν Κεραμεικῳ αἱ εικονες. (Arrian de exped. Alex. L. III. [cap. 16.])

*) Οἱ γαρ θεμελιοι παντοιων λιθων ὑποκεινται, και ȣ ξυνειργασμενων ἐςιν ᾗ, αλλ᾽ ὡς ἑκαςοι ποτε προσεφερον· πολλαι τε ςηλαι απο σηματων, και λιθοι ειργασμενοι εγκατελεγησαν. (Thucyd. L. I. [cap. 93.]) Der Scholiast fügt die Erklärung bey: απο σηματων, ἀπο βασεων ανδριαντων· ειργασμενοι, οἱον γεγλυμμενοι, τυπȣς τινας και προσωπα εχοντες.

könnte einigermaaßen verlegen machen, wenn es nicht bekannt wäre, daß die Münzen zuweilen vernachläßigt wurden, ob man gleich die andern zeichnenden Künste vervollkommnete. So wandten die Athenienser auf ihre Münzen selbst in demjenigen Zeitalter keine Mühe, in welchem ihre größten Bildhauer blühten.

Aber wieder auf den Bericht des Plinius zu kommen. Nachdem er vom Bularchus gesprochen, springt er über mehr als 200 Jahre hinweg, ohne nur einen Künstler oder ein Kunstwerk zu erwähnen. Es könnte daraus die Vermuthung entstehen, die Kunst sey, nach dem Bularchus, in einen Zustand der Unthätigkeit, oder gar in Nichts zurück gefallen, wenn uns die Zeit nicht einige Gedichte des Anakreon aufbewahrt hätte. Dieser Dichter, ein Freund des Polykrates, des Tyrannen von Samos, der im dritten Jahre der vier und sechszigsten Olympiade (522 vor unsrer Zeitrechnung) *) starb, entdeckt uns eine Mahler-Schule, die auf der Insel Rhodus blühte. Er redet einen Künstler an, und nennt ihn den König der rhodischen Kunst, (d. i. den treflichsten Mahler in Rhodus). **) Die Verse des Anakreon

*) Nach der chronologischen Tabelle des gelehrten Larcher.

**) Αγε, ζωγραφων αριςε,
γραφε, ζωγραφων αριςε,
Ῥοδιης κοιρανε τεχνης.

— — — — — —

erwähnen — und dieß muß man wohl bemerken — vier Farben, schwarz, weiß, blau, und roth. Erst, sagt der Dichter, zum Mahler, von dem er ein Bild seiner Geliebten verlangt, mahle ihr weiches, schwarzes Haar, und unter das schwarze *) Haar eine Stirne von Elfenbein. — Schwarz sey die Augenwimper. Den Blick ihres Auges mahle mir aus Feuer, es sey blau, wie Athene's, schwimmend wie Kythere's Auge. Um Nase und Wangen zu mahlen, mische Milch und Rosen. — Sie selbst umgieb mit einem purpurfarbnen Ge-

γραφε μοι τριχας το πρωτον
απαλας τε, και μελαινας.
— — — — — —
γραφε δ' εξ ὁλης παρειης
ὑπο πορφυραισι χαιταις
ελεφαντινον μετωπον.
— — — — —
βλεφαρων ιτυν κελαινην.
Το δε βλεμμα νυν αληθως
απο τα πυρος ποιησον,
ἁμα γλαυκον, ὡς Αθηνης,
ἁμα ὑγρον, ως Κυθηρης.
Γραφε ῥινα, και παρειας,
ῥοδα τῳ γαλακτι μιξας.
— — — — — —

Στολισον το λοιπον αυτην
ὑποπορφυροισι πεπλοις.
— — — — — —
Απεχει· βλεπω γαρ αυτην·
ταχα, κηρε, και λαλησεις.

Ode 28. und im Vatikanschen Manuscript die 15te.

*) [Πορφυραισι übersetzt der Verf. pourprée; hier aber scheint es schwarz zu bedeuten. M. s. Fischer zu d. Stelle.]

wand." — Nun nimmt der Dichter an, der Mahler führe sein Bild eben so schnell aus, als er es angiebt. „Es ist gut!" setzt er hinzu, schon erblick' ich sie; bald wird das Wachs reden."

„Diese letzten Worte darf man nicht übersehen. Sie sind wichtig für die Geschichte der Kunst. Plinius sucht den Ursprung der Wachsmahlerey oder der Enkaustik in den Zeiten nach dem Anakreon, und der Dichter sagt uns, daß die Rhodischen Mahler sich schon zu seiner Zeit derselben bedienten. Und wenn er in einem andern Liede dem Mahler das Bild des Bathyllos mit sprechender Aehnlichkeit zu mahlen aufträgt, so sagt er: „Auch schweigend müsse das Wachs zu sprechen scheinen." *)

Der Graf Caylus, der sich durch seine Liebe zu den Künsten, und seinen Eifer, die Künstler auf den reinen und richtigen Geschmack des Alterthums zurückzubringen, berühmt gemacht hat, glaubte die Enkaustik der Alten wieder gefunden zu haben, hat aber in der That nichts weiter als eine neue Art mit Wachs zu mahlen erfunden, eine Methode, worin verschiedene Künstler mehr oder weniger glückliche Versuche gemacht haben, die aber

*) Το δε παν, ὁ κηρος αὐτος
εχετω λαλων σιωπη.
(29 Ode, oder nach der Vatikanschen Handschrift die 16te.)

bald wieder aufgegeben worden ist. Von der Enkaustik der Griechen ist uns so wenig bekannt, daß wenn sie auch wieder gefunden würde, man dennoch nicht zu der Ueberzeugung gelangen könnte, es sey würklich die verlorne. Allein es ist bewiesen, daß der Graf Caylus, welcher die Procedur der Mahler zu erneuern glaubte, würklich nichts weiter als eine Manipulation fand, die vielleicht derjenigen ziemlich nahe kam, welcher man sich beym Anstreichen der Schiffe bediente. Wir wollen hierüber den Plinius hören, der uns allein davon Auskunft geben kann, so unvollständig sie auch ist. „Es ist ausgemacht, sagt er, daß es vor Alters zwey Arten von enkaustischer Mahlerey gab, die eine mit Wachs, die andre in Elfenbein, durch das cestrum, (d. i. Griffel, oder Grabstichel,) bis man auch die Flotten mahlte. Alsdann kam nämlich eine dritte Manier hinzu, Wachs an Feuer zerschmolzen mit dem Pinsel aufzutragen, und diese Mahlerey widersteht auf Schiffen der Sonne, dem Meerwasser und den Winden.“ *)

*) Encausto pingendi duo fuisse antiquitus genera constat, cera, et in ebore, cestro, id est viriculo, (Cod. Vet. veruculo) donec classes pingi coepere. Hoc tertium accessit, resolutis igni ceris penicillo utendi; quae pictura in navibus nec sole, nec sale, ventisque corrumpitur. (Cap. XI. sect. 41.) [M. s. v. der enkaustischen Mahlerey Hrn. Rode zur Uebers. des Vitruv, Th. 2. S. 125. Hrn.

Hier haben wir drey sehr verschiedene Arten von enkaustischer Mahlerey. Nach der ersten wurde auf Wachs gemahlt. Wie aber? das sagt Plinius nicht; nur dieß lehrt er, daß man sich des Griffels oder Grabstichels bediente. Nach der zweyten wurde auf Elfenbein, und auch mit dem Griffel gearbeitet, aber ohne Wachs. Also war dieß nicht sowohl eine eigentliche Mahlerey, als eingegrabene Arbeit, (gravure) die man mit einem glühenden Grabstichel auf Elfenbein machte. *) Die eingeschnittenen Linien waren gelblich schwarz, und machten sich von dem Weißen des Elfenbeins los. Zu der dritten Methode der Enkaustik,

Böttiger's Geschichte der Enkaustik der Alten, und der Versuche sie wieder herzustellen. Im Mode-Journ. 1794. Monat Okt. Nov. Dec. und: Commentarios de la pintura encaustica del pinceal, von D. Pedro Garcia de la Huerta; welche Fischer in s. Reise nach Madrid (S. 307. 2te Ausg.) anführt.]

*) Deinde alterum picturae huius genus sic se habuisse certum est. Stylo ferreo, igne candefacto, inurebant ebori aut cornibus lineas, quibus quas vellent imagines exprimerent. — Hoc intererat, quod linearum ductus in ebore cornuve minus essent profundi, uniusque tantum coloris, fusci scilicet aut nigri: plane sicut ante paucos annos, in thecis corneis, quibus pulverem recondebant tormentarium, in manubriis ensium aut cultrorum corneis osseisve fieri consueverat: atque ita quidem haec pictura se habebat in ebore cornuve. (Scheffer, Graphice, §. 16.)

die man bey den Schiffen anwendete, bediente man sich geschmolzenen Wachses und des Pinsels, und gerade eine Manier, mit dem Pinsel zerschmolzenes Wachs aufzutragen, ist es, welche der Graf Caylus eher erfunden als wieder gefunden hat. Es ist also nicht die Manier der Rhodischen und so vieler andern großen Mahler des Alterthums.

Plinius selbst berichtet, daß man sich des Pinsels nicht bediente, wie Scheffer sehr wohl bemerkt hat: In prioribus duobus ergo non est usus penicilli, sed veruculi. Auch erzählt jener Schriftsteller, daß Pausias, ein Mahler in der Enkaustik zu Thespiä oder Theben, mit dem Pinsel von Polygnotus verfertigte Gemählde aufgemahlt, und sich dazu gleichfalls des Pinsels bedient habe; bey angestellter Vergleichung aber blieb er hinter diesem weit zurück, weil es nicht sein Fach war, worin er mit ihm gewetteifert hatte. *)

Wenn also Graf Caylus viererley Manieren in Wachs und mit dem Pinsel zu mahlen gefunden hat, so ist er nur der Methode, welche die Alten anwendeten, um ihre Schiffe anzustreichen, nahe gekommen.

*) Pinxit et ipse penicillo parietes Thespiis (al. Thebis), cum reficerentur quondam a Polygnoto picti; multumque comparatione superatus existimabatur, quoniam non suo genere certasset. (Cap. XI. sect. 40.)

Die vierte Methode des Grafen Caylus ist diese: zuförderst mit Wasserfarben zu mahlen, und das Gemähldе mit Wachse zu überziehen; man bediente sich ihrer, um den Zinnober (minium) auf die Wände fest zu gründen; der, ohne diese Vorsicht, in kurzem seinen Glanz völlig verlor. Man machte punisches Wachs mit etwas Oel an, und überzog damit die gefärbte Wand mit Hülfe des Borstpinsels; dann wurde dieses Wachs, sammt der Mauer, durch Kohlen in einem eisernen Becken erwärmt, bis es schwitzte, und sich über und über gleich vertheilte, und endlich das Ganze mit Wachslicht und reinen leinenen Lappen gebohnt, wie man mit den nackten marmornen Bildsäulen zu verfahren pflegt. Dieß war die Methode, welche Plinius und Vitruvius beynahe in denselben Ausdrücken angeben, und die von der Methode der eigentlichen Mahler (peintres de tableaux), abwich. *) Es war nicht einmal eine Enkaustik,

*) At si quis subtilior fuerit, et voluerit expolitionem miniaceam suum colorem retinere, cum paries expolitus et aridus fuerit, tum ceram puniceam, igni liquefactam, paulo oleo temperatam, seta inducat. Deinde postea carbonibus in ferreo vase compositis, eam ceram apprime cum pariete calefaciendo, sudare cogat, fiatque ut peraequetur. Postea cum candela linteisque puris subigat, uti signa marmorea nuda curantur. Haec autem καυσις graece dicitur. (Vitruv. Lib. VII. cap. 9.)

weil das Brennen nur auf der Oberfläche geschah; es war Brennen, aber nicht Einbrennen, auch nennt es Vitruvius καυσις, nicht εγκαυσις.

Ein Gelehrter, der, nach seiner eignen Erzählung, die Mahlerey von seiner Kindheit an geübt, und, als er sein Buch, das er Graphice überschrieb, ausarbeitete, mehr Zeit auf diese Kunst als auf die Wissenschaften verwendet hatte, *) Johann Scheffer, glaubt, das Verfahren bey der Enkaustik für Gemählde habe mit der bey der Mosaik üblichen Methode einige Aehnlichkeit gehabt. Er nimmt an, der Mahler habe mit dem glühenden Grabstichel die Linien, welche die nachzuahmenden Gegenstände darstellten, auf hölzerne Tafeln eingegraben, sie sodann mit gefärbtem Wachse aus-

Solis atque lunae contactus inimicus; remedium, ut parieti ſiccato cera punica, cum oleo liquefacta, candens ſetis inducatur, iterumque, admotis gallae carbonibus, aduratur ad ſudorem usque; poſtea candelis ſubigatur ac deinde linteis puris, ſicut et marmora niteſcunt. (Plin L. XXXIII. cap. 7.)

*) Ut opusculum hoc ſcriberem, plura me impulerunt: initio ars ipſa, inde a prima pueritia, inſtinctu naturae ſolius, amata mihi plurimum et exercita; dein tempus, quod in ea collocavi, non profecto minus, ſi non maius, quam in litteris. In Praefat. Scheffer war 1621 in Strasburg geboren, und, als er diese Vorrede zu Upsala 1669 schrieb, 48 Jahr alt.

gefüllt, und endlich die Oberfläche des ganzen Werks mittelst Feuer geebnet. *) Vielleicht glättete man das Bild ungefähr auf eben die Art, wie man beym Glätten der Wände verfährt.

Nun kommen wir auf die Stelle des Plinius, die man als eine kurzgefaßte Geschichte der Mahlerey ansehen kann. Obgleich die Ordnung dieser Geschichte mit der Zeitfolge nicht durchgängig übereinstimmt, so wollen wir doch soviel möglich allen den Künstlern, die sich durch ihre Talente oder durch besondere Erfindungen ausgezeichnet haben, ihre Plätze darin anzuweisen suchen.

Nach dem Bularchus nennt Plinius keinen Mahler, der älter wäre als Phidias; dieß ist derselbe, der unter den größten Bildhauern des Alterthums einen so ansehnlichen Rang behauptet. Mit der Mahlerey machte er den Anfang, und die Zeit, wo er sich durch diese Kunst bekannt machte, **) kann in die neun und siebzigste Olympiade fallen, deren erstes

*) In tabulis ligneis, vel alterius materiae, urebantur ductus lineares, qui figuram referebant futurae picturae. Ductus illi postea implebantur cera diversi coloris, pro ratione imaginis, quae mox aequabantur tabulae, admotis ignibus. (Graphice, §. 16.)

**) Als Bildhauer setzt ihn Plinius in die 83 Olympiade.

Jahr mit dem 464sten unsrer Zeitrechnung übereinstimmt. In Athen mahlte er einen Jupiter Olympius. *) Vossius, **) und nach ihm andre Gelehrte, worunter auch der Abbé Brotier ist, behaupten, dieß Gemählde habe den Perikles vorgestellt, und ersterer führt eine Menge Stellen zum Beweise an, daß dieser bekannte Demagog den Beynamen des Olympiers geführt habe. Diese Behauptung wird nicht geläugnet, daran aber kann man mit Herrn Heyne zweifeln, †) daß unter dem Worte Olympius allein, ohne nähere Bezeichnung, Perikles verstanden worden, und noch mehr daran, daß Phidias schon in seiner Jugend das Bild des noch unbekannten Perikles gemahlt, und man dasselbe mit dem Namen des Olympiers bezeichnet habe, den Perikles noch gar nicht führte. Hierzu kommt, daß in Dalechamp's Handschrift Olympiumque Jovem stand, und diese Lesart reicht hin uns vor der Erneuerung einer falschen Erklärung zu bewahren, die schon an sich widersinnig ist.

*) Cum et Phidiam ipsum initio pictorem fuisse tradatur, Olympiumque ab eo pictum. (Plin. l. l. sect. 34.)

**) [Oder vielmehr Gronov zu dieser Stelle des Plinius.]

†) In der angeführten Abh. [Th. 1. S. 217.]

Panänus, des Phidias Bruder, wird in die drey und achtzigste Olympiade (448 J. vor unsrer Zeitrechnung) gesetzt. Er verfertigte für die Athenienser ein bedeutendes Werk, die Schlacht bey Marathon. Die Mahler, sagt Plinius, hatten bereits so viel Fertigkeit im Gebrauch der Farben erworben, daß er darin die Porträts der Heerführer dargestellt haben soll, nämlich von Atheniensischer Seite den Miltiades, Callimachus und Cynegirus, von Persischer den Datis und Artaphernes. *) Man muß hierbey bemerken, daß die Ausdrücke des Plinius nicht ganz precis sind, und der geringste Verstoß gegen die Genauigkeit des Ausdrucks ist von nachtheiligen Folgen, wenn die allmähligen Fortschritte der Kunst angegeben werden sollen. Zu des Panätius Zeiten konnte man wohl die Portraits ähnlich machen, ohne eben mit dem Gebrauche der Farben sehr bekannt zu seyn; denn obschon die Farben zur Aehnlichkeit beytragen, so entsteht sie doch hauptsächlich aus des Richtigkeit des Contours. So wie Bildnisse durch Bildhauerarbeit, durch Kupferstich und Zeichnung sehr ähnlich gemacht wer-

*) Adeo jam colorum usus increbuerat, ut, in eo praelio, iconicos duces pinxisse tradatur, Atheniensium Miltiadem, Callimachum, Cynegirum; Barbarorum Datim, Atαphernem. Cap. VIII. sect. 34.

werden können, so konnte es auch durch Monochromen, und ehe die Farben bekannt wurden, geschehen. Nimmt man aber an, daß die Bildnisse der Heerführer getroffen gewesen, so muß man auch zugestehen, daß damals die griechischen Mahler schon eine mehr als mittelmäßige Präcision im Zeichnen erworben hatten. Und dieses Verdienst konnte den Zeitgenossen des Phidias nicht fehlen.

Es ist bekannt, daß man zu Athen, selbst in dem schönen Alter der Kunst, die Gemählde in der Pöcile schätzte, an welchen Panänus Theil hatte. *) Er hatte einen Nebenbuhler, der seiner würdig war, den Timagoras aus Chalcis. Die Wettstreite in der Mahlerey wurden zu ihrer Zeit in Korinth und in Delphi gehalten; in letzterer Stadt siegte Timagoras in den Pythischen Spielen über Panänus; und zu Plinius Zeiten war noch ein Gedicht bekannt, worin er selbst seinen Sieg besungen hatte. **) Diese mahlerischen Wettkämpfe

*) Πανωινος μεν δη ουτος αδελφος τε ην Φειδιου, και αυτου και Αθηνησιν εν Ποικιλη το Μαραθωνι εργον εστι γεγραμμενον. Pausan. L. V. [cap. 2. p. 47. T. II. Fac.]

**) Quinimo certamen picturae, etiam florente eo, institutum est Corinthi ac Delphis; primusque omnium certavit cum Timagora Chalcidense, superatusque ab eo Pythiis: quod et ipsius Timagorae carmine vetusto apparet, chronicorum errore non dubio. Cap. IX. sect. 35.

mußten zu den Fortschritten der Kunst nicht wenig beytragen.

Es ist bedenklich, auf des Plinius Zeugniß, anzunehmen, daß Polygnotus aus Thasos, der vor der neunzigsten Olympiade blühte, *) und wiewohl etwas jünger als Panänus, doch als dessen Zeitgenosse angesehn werden kann, zuerst den Physiognomien ihre alte Steifheit genommen, und, ihnen den Mund zu öfnen, und die Zähne zu zeigen, angefangen habe. **) Wenn Panänus in seinem Gemählde der Schlacht bey Marathon, nur rohe Gesichtsbildungen gemahlt, wenn er an keiner den Mund offen dargestellt hätte, so würde er nicht weiter gewesen seyn, als unsre gothischen Mahler. Aber Griechenland besaß schon große Bildhauer, und Bildhauerey und Mahlerey müßen in ihren gemeinschaftlichen Parthien, ziemlich gleichen Schritt halten. Bey denen Parthien, die jeder Kunst ausschließend eigenthümlich sind, ist dieß der Fall nicht, und man würde ein ungegründetes Mistrauen gegen den Plinius zeigen, wenn man seine Behauptung, daß dieser nämliche Polygnotus zuerst helle weibliche

*) Alii quoque post hos clari fuere, ante nonagesimam olympiadem, sicut Polygnotus Thasius. Ibid.

**) Siquidem instituit os adaperire, dentes ostendere, vultum ab antiquo rigore variare. Ibid.

Gewänder und bunte Kopfzierathen gemahlt habe, *) in Zweifel ziehen wollte, denn diese Parthien gehören in das Gebiet der Mahlerey allein. Raphael, den man für den größten Mahler hält, der seit der Wiederherstellung der Künste gelebt, weil er, wie Poussin sagt, in den wichtigsten Parthien der Mahlerey Meister war, und nur sehr unbedeutende Fehler hatte, Raphael hat die blos angenehmen Parthien, solche, von denen hier die Rede ist, zu keiner so hohen Vollkommenheit gebracht, als einige seiner Nachfolger.

Polygnot arbeitete in der Pöcile, wo Panänus zu mahlen angefangen hatte, unentgeltlich. **) Seine Stücken bestanden fast in lauter Compositionen von großem Umfange; z. B. die Versammlung der griechischen Feldherrn, welche über die der Kassandra vom Ajax zugefügte Schmach richteten, ***) in der Pöcile; die Einnahme von Troja, ****) und Ulysses, die in der Unterwelt steigt, †) zu Delphi. Noch zu Lucians Zeiten wurde zu Delphi, in

*) Primus mulieres lucida veste pinxit, capita earum mitris versicoloribus operuit, plurimumque picturae primus contulit. Ibid.

**) Plin. l. l.

***) Pausan. L. I. [Cap. 15.]

****) Ebenders. L. X. [cap. 25.]

†) Ebenders. [cap. 28.]

der Lesche, seine Kassandra wegen der Grazie in den Augenbraunen und der auf ihren Wangen verbreiteten Schamröthe bewundert. †)

Zu Cicero's Zeiten rühmte man an den Werken dieses Mahlers, so wie an denen des Zeuxis, die Richtigkeit der Zeichnung und die Schönheit der Formen. ††) Aristoteles nennt ihn einen guten Sittenmahler, eine Eigenschaft, die er dem Zeuxis abspricht. †††) Er versteht hier unter Sitten, was die Mahler Charakter, nicht das, was sie Ausdruck nennen. Man betrachte einen Menschen, dessen Leidenschaften in Ruhe sind: in seiner Physiognomie wird man einen stolzen, edeln, großen, oder einen kleinen, unedeln, niedrigen Charakter finden. Michael Angelo übertraf den Raphael im Charakter, erreichte ihn aber im Ausdrucke nicht. Polygnotus kann mit Michael Angelo verglichen werden. Durch die Schönheit der Zeichnung und durch den Charakter macht Polygnotus in der Geschichte der griechischen Mahlerey Epoche. Dieß sind die wesentlichen Parthien der Kunst: die angenehmen können nur allmälig ausgebildet werden.

†) Lucian. Imag. [c. 7.] Ο Πολυγνωτος οφρυων το επιπρεπες, και παρειων το ενερευθες, όιαν την Κασσανδραν εν τη Λεσχη εποιησε τοις Δελφοις.

††) Formas et lineamenta laudamus. Brut. [c. 18.]

†††) Ὁ μεν γαρ Πολυγνωτος αγαθος ἠθογραφος, ἡ δε Ζευξιδος γραφη ὐδεν εχει ηθος. Poet. cap. 6.

Mikon, ein Nebenbuhler des Polygnotus, wurde diesem ohne Zweifel von seinen Zeitgenossen gleich gesetzt. Man kann dieß daraus abnehmen, daß jenem der Auftrag gegeben war, Gemählde in der Pöcile zu verfertigen; ja Polygnot gelangte zu der Ehre, auch in derselben arbeiten zu dürfen, nur durch das Anerbieten, umsonst zu mahlen. *) Auch Mikon behandelte, gleich dem Polygnotus, Gegenstände von großer Composition. Er mahlte in dem Tempel der Dioskuren, deren Verheyrathung mit den Töchtern des Leucippus, jener die Gefährten des Jason auf seinem Zuge nach Kolchis. In dem Gemählde des Mikon bemerkte man noch zu Pausanias Zeiten besonders die Pferde des Akastus. **) Kenner wissen, wie schwer und selten die Kunst ist, diese stolzen Thiere gut abzubilden; sie ist die Frucht eines langen Studiums, das selbst berühmte Meister vernachläßigt haben. Dieses Mikons und seines Kampfs der Amazonen, eines Gemähldes in der Pöcile, gedenkt Aristophanes in der Lysistrata, zum Beweise, wie berühmt dieser Künstler auch nach seinem Tode blieb. †)

*) Plin. cap. IX. sect. 35.

**) Pausan. L. I. [cap. 18.]

†) Τας δ' Αμαζονας σκοπει,
'Ας Μικων εγραψ' εφ' ἱππων μαχομενας τοις ανδρασιν
Lysistr. v. 678. 9.

Mit ziemlicher Gewißheit können wir wohl auch den Pauson oder Passon, und den Dionysius von Kolophon ungefähr in Polygnotus Zeiten setzen, weil Aristoteles sie neben einander nennt, weil er von ihnen nicht als von noch lebenden Künstlern zu sprechen scheint, und er selbst im ersten Jahre der neun und neunzigsten Olympiade geboren ward, d. i. zehn bis eilf Olympiaden später als die Epoche, die Plinius als die blühende Periode des Mahlers aus Thasus angiebt. Der Philosoph sagt, Polygnotus habe die Menschen, besser, Pauson schlechter, und Dionysius, so dargestellt, wie sie sind. *) Wenn von der Mahlerey und besonders zu einer Zeit die Rede ist, wo, wie wir sehen werden, das Colorit noch nicht vervollkommnet war, so kann das Gut nur von den Formen verstanden werden. Die Stelle des Aristoteles würde also so zu erklären seyn, daß Polygnotus in die Formen, in die Zeichnung seiner Figuren, mehr Charakter legte, als die Natur darbietet, worin wir ihn eben mit Michael Angelo verglichen haben. Dionysius, der rein und richtig zeichnete, begnügte sich die Menschen abzubilden, wie sie waren; und hierin könnte er dem Dominichino an die Seite gestellt werden. Wenn endlich Pauson die Menschen schlechter darstellte, als sie sind, so gab

*) Οἱ γραφεις, Πολυγνωτος μεν κρειττους, Παυσων δε χειρους, Διονυσιος ὁμοιους εικαζε. Poet. c. 2.

es mehr als eine Manier, die Natur zu entstellen, indem entweder seine Zeichnung überladen, unkorrekt und unedel, oder sein Styl ärmlich und kalt war.

An einem andern Orte sagt Aristoteles, junge Leute sollten die Gemählde des Pauson nicht betrachten, wohl aber die des Polygnotus, oder andrer Mahler und Bildhauer, welche Sitten dargestellt hätten. *) Troz seiner Fehler mußte demnach Pauson kein ganz verächtlicher Künstler seyn, weil es noch einer Warnung für die Schüler bedurfte, ihn nicht zum Muster zu nehmen. Jezt würde man junge Mahler wohl vor der Nachahmung des Anton Coypel warnen, weil bey allen Verdiensten doch sein Styl fehlerhaft war, allein man würde ihnen nicht ausdrücklich einschärfen, einen unrichtigen Zeichner nicht nachzuahmen.

War nun Pauson eines Ranges in der Schule, welche die Talente eines Panänus, Polygnotus, Timagoras und Mikon so berühmt machten, nicht unwerth, was soll man von folgender Erzählung denken, die uns Plutarch und Aelian aufbewahrt haben? „Pauson hatte für Jemand ein Pferd zu mahlen versprochen, das sich auf der Erde wälzte, und er mahlte es laufend. Der Besteller war darüber unwillig.

*) Δει μη τα Παυσωνος θεωρειν τȣς νεȣς, αλλα τα Πολυγνωτȣ, κ'αν ει τις αλλος των γραφεων η των αγαλματοποιων εςι ηθικος. Polit. L. VIII. cap. 5.

Kehre das Bild um, erwiederte der Mahler, und das laufende Pferd wird sich wälzen." *)

Wer kann sich überreden, daß es zu einer Zeit, wo sich die Kunst nicht mehr im Zustande der Barbarey befand, einem — wenn auch nicht berühmten, doch genannten — Mahler habe in Sinn kommen können, es sey, um aus einem laufenden Pferde ein sich wälzendes zu machen, nichts weiter nöthig, als das Bild umzukehren? Wie konnte Aristoteles wohl besorgen, es möchten junge Leute einen Mahler zum Muster nehmen, der ein Pferd mahlte, ohne ihm Schatten zu geben, und der die Erde nicht anders darstellte, als den Himmel? Man könnte vielleicht antworten, es sey schon damals üblich gewesen, die Gemählde eben so zu mahlen, wie man sie in Herkulanum gefunden, nämlich Figuren auf schwarzem Hintergrunde, ohne Schatten, die in der Luft zu schweben scheinen. Allein hinreichen würde diese Antwort dennoch nicht; denn zwischen den Bewegungen eines laufenden und eines sich wälzenden Pferdes ist ein großer Unterschied.

Sollte denn aber der Mahler, von welchem wir hier reden, nicht der nämliche Pauson seyn,

*) Ὁμολογησαντα προς τινα γραψαι ἱππον καλινδουμενον, τον δε γραψαι τρεχοντα. Αγανακτουντος ουν του το πινακιον εκδοντος, ως παρα τας ὁμολογιας γραψαντος, αποκρινασθαι τον ζωγραφον ὁτι στρεψον το πινακιον, και ὁ καλινδουμενος εσω σοι ὁ τρεχων. Aelian. Var. Hist. Lib. XIV. cap. 15.

den Aristophanes seiner Armuth halber mehrmal verspottet? *) Dieß angenommen, läßt sich jenes Geschichtchen wohl erklären; der Arme ist ein Gegenstand des Spottes, der Verachtung; noch bey seinem Leben wird man von dem unglücklichen Pauson ungereimte Anekdoten verbreitet haben, die bis zu Plutarchs und Aelians Zeiten von Mund zu Mund gingen. Pauson, der, als Polygnotus blühte, noch jung war, lebte vielleicht noch, als ihn Aristophanes dem Gelächter der Athenienser Preis gab.

Ausgezeichnetere Talente besaß Dionysius. Er scheint kleine Figuren verfertigt zu haben. Wenigstens mahlte er sie, nach Aelians Berichte, **) kleiner als Polygnot, ahmte diesen aber in mühsamen Fleiße, in dem Pathetischen, dem Sittlichen, der Wahl der Stellungen, und der Leichtigkeit der Drapperie nach. Auch

*) Ουδ' αυθις αν σε σκωψεται Πουσων ὁ παμπονησος.
Acharn. v. 854.
Ὁταν οργια σεμνα θεαιν ἱεραις ὡραις ανεχωμεν, ἁπερ και
Παυσων σεβεται, και νηστευει
Πολλακις, αυταιν εκ των ὡρων
Ες τας ὡρας, ξυνεπευχομενος
Τοιαυτα μελειν θαμ' ἑαυτῳ.
Thesmoph. v. 948. f.
Pauson, wie Bergler bemerkt, feyerte die Thesmophorien nicht aus Frömmigkeit, sondern weil er nichts zu essen hatte; denn man fastete an diesem Feste. Vergl. Plutus, v. 602.

**) Τα δε Διονυσιȣ πλην τȣ μεγεθους, την τȣ Πολυγνωτȣ τεχνην εμιμειτο, εις την ακριβειαν, παθος, και ηθος, και σχηματος χρησιν, ἱματιων λεπτοτητας, και τα λοιπα. Aelian. Var. hist. L. IV. cap. 3.

Plutarch gesteht diesem Künstler Talente, und seinen Gemählden Kraft und Geist zu, nur findet er diese etwas mühsam und gezwungen. *)

Wenn es wahr ist, was Aelian meldet, daß er den Polygnot nachahmte, so folgt, daß er um etwas jünger war, als dieser.

Eben das gilt auch vom Apollodor aus Athen, der, nach dem Plinius, in der vier und neunzigsten Olympiade, 404 Jahre vor unsrer Zeitrechnung, lebte. Diesem Künstler verdankt die Mahlerey neue Fortschritte. Er war, wie Plinius berichtet, der erste, welcher die Erscheinungen der Natur richtig darzustellen wußte, und vor ihm sah man kein Gemälde, welches die Augen auf sich gezogen hätte. **)

Diese Worte könnte man leicht unrecht, und zum Nachtheile der Vorgänger des Apollodor verstehen, wenn nicht eine Stelle des Plutarch eine richtige Erklärung davon gäbe. Dieser Mahler, sagt er, erfand zuerst die Kunst, die Farben zu verschmelzen, und ihre Abnahme in

*) 'Η Αντιμαχȣ ποιησις, και Διονυσιȣ ζωγραφηματα, των Κολοφωνιων, ισχυν εχοντα και τονον, εκβεβιασμενοις και κατaπονοις εοικε.
Plutarch. in Timoleont. [cap. 36.]

**) Hic primus species exprimere instituit. — Neque ante eum tabula ullius ostenditur, quae teneat oculos. Plin. l. l. sect. 36.

den Schatten auszudrücken. *) Er fing also an, ein besseres und wahreres Colorit zu geben, als seine Vorgänger, denn die Wahrheit kann nur durch die Brechung und Verschmelzung der Farben hervorgebracht werden, wodurch allein die Erscheinungen der Natur richtig auszudrücken sind. (Species exprimere.) †) Er

*) Απολλωδοϱος ὁ ζωγϱαφος ανθϱωπων πϱωτος εξευϱων φθοϱαν, και αποχϱωσιν σκιας. Plutarch. de gloria Athenienſ. [c. 2. T. IX. p. 83. Hutt.]

Das Wort αποχϱωσις ist von drey Uebersetzern des Plutarch nicht genau ausgedrückt worden. Der eine, den Junius anführt, übersetzt: exactam umbrarum expreſſionem; der andre, Xylander, et umbrae coloribus exprimendae rationem; ein dritter, von Hardouin angezogen, wenn er es nicht selbst ist: et umbrae uſum, als ob χϱησις da stände; allein αποχϱωσις heißt decoloratio, Wegnehmung der Farbe, worin der Charakter des Schattens besteht. Man findet im Pollux, B. VII. Kap. 28. die Wörter: χϱωσαι, επιχϱωσαι, αποχϱωσαι, färben, mit Farbe überziehen, die Farbe wegnehmen.

Hesychius berichtet unter dem Worte σκια, daß Apollodor ausschließungsweise σκιαγϱαφος geheißen habe, allein er weicht von dem alten Gebrauche der griechischen Sprache ab, wenn er hinzusetzt: Σκιαγϱαφος, αντι τȣ σκηνογϱαφος, und Σκιαγϱαφιαν, την σκηνογϱαφιαν ȣτω λεγουσι. Die Skiagraphie, oder die Kunst Schatten zu mahlen, ist das, was wir Hell-Dunkel nennen; die Scenographie ist die Dekorationsmahlerey, vom Wort σκηνη, Scene, und in weiterer Bedeutung heißt Scenographie so viel als Perspektive. M. s. Vitruv, B. I. K. 2. [Obige Erklärung von αποχϱωσις, durch decoloratio, so wie von φθοϱα gab schon längst unser Gesner, Chrestom. Plinian, n. 118. not. 24.]

†) [Species sind die Erscheinungen, wie sie sich in

bediente sich zuerst einer dunkeln Tinte zur Färbung oder vielmehr Entfärbung der Schatten, αποχρωσιν σκιας, da hingegen seine Vorgänger wahrscheinlicherweise sich begnügten, die Farbe, wenn sie Schatten machen wollten, in aller ihrer Stärke zu halten, und so wie sie sich dem Lichte näherte, sie heller zu machen. Die nämliche Methode, die einige italienische Mahler in fresco seit der Wiedergeburt der Künste ausgeübt haben, die, wie Cochin sagt, *) „eine blaue oder rothe Draperie mit demselben Blau und Roth schattirten, und nur weniger Weiß beymischten.“ Durch jene beyden Hülfsmittel, mit einer geschicktern Handhabung des Pinsels verbunden, **) brachte nun Apollodor Werke von größerer, lebendigerer Würkung hervor, als seine Vorgänger, und ward der erste, der die Blicke auf sie zu ziehen und festzuhalten verstand. Die Mahler vor ihm hatten, wie Michael Angelo und Raphael, die Schönheiten der Zeichnung und des Charakters in

der Natur durch die Beleuchtung finden. Büsching, im Entwurfe einer Geschichte der zeichnenden Künste, S. 72. giebt es viel zu allgemein durch Schönheit in den Figuren; ihm folgt Hr. Große in der Plinianischen Anthologie, S. 301.]

*) Lettres à un jeune peintre, p. 41.

**) Primusque gloriam penicillo contulit. Plin. l. l.

ihrer Gewalt, Apollodor aber vereinigte noch diejenigen damit, welche dem Auge wohl thun, wie auch Correggio und Tizian thaten. Es giebt, sagt Cochin, *) eine große Anzahl von Werken Raphaels, die auf den ersten Anblick dem Auge mißfallen müssen. Also besaß dieser große Mahler die Eigenschaften nicht, wodurch man die Blicke auf sich ziehen und fixiren kann, quae teneant oculos. So verstanden benehmen die Worte des Plinius dem Polygnot und seinen Zeitgenossen nichts von ihrem eigenthümlichen Werthe, und bestimmen nur, was den Apollodor vor ihnen auszeichnete.

*) Oeuvres de Cochin, T. III. de l'illusion de la peinture.

(Die Fortsetzung im nächsten Stück.)

XI.

K. W. Ramlers poetische Werke. Erster Theil. Lyrische Gedichte. Zweyter Theil. Vermischte Gedichte. Mit Kupf. Berlin, bey Sander. 1800.

Noch ist wohl das Andenken an jene Zeit nicht erloschen, in welcher für die deutsche Poesie der neue Tag anbrach, wo Männer, wie Hagedorn, Cramer, Klopstock, Uz, Lessing, u. a. als Priester Apollo's auftraten, und den alten Musen-Dienst wieder herzustellen versuchten. Dieß Unternehmen belohnte der Beyfall der Nation, und selbst die Menge von Nachahmern, und alle, welche die Bahn betraten, die jene höhern Genieen gebrochen hatten, wurden davon nicht ausgeschlossen. Denn wagt es erst ein Geist, der über sein Zeitalter empor ragt, die Bearbeitung eines noch nicht angebauten Gebiets im Reiche des Schönen und des Wahren zu unternehmen, und gelingt es ihm, die Theilnahme seines Volkes darauf hinzulenken,

so nimmt auch das zahlreiche Heer seiner Jünger, und bey geringer Mühe, an dem Ruhm des Anführers Theil. Der größern Zahl ihrer Zeitgenossen erscheinen auch sie neu, und als Mitwerber um das ferne Ziel, das sie doch vielleicht kaum ahnden; auch ihnen rechnet man die Mühe an, auf der neuen Bahn zu wandeln, die sie nicht gebrochen haben, und indem man in den Werken des Meisters den höhern Geist nicht verkennt, glaubt man auch in den Schriften der Schüler sein Wehen zu fühlen, indeß diese meistens nur den Schatten desselben aufgefaßt haben. Diese Gutmüthigkeit, welche Schein für Wesen, fremde, angenommene Kraft für eigene ansieht, hat, in ältern und neuern Zeiten, oft über Männer und Schriften einen ephemerischen Glanz verbreitet. Die Geschichte unsrer Litteratur giebt die Beweise.

Daher entscheidet aber auch selbst eine allgemeine Zufriedenheit noch wenig über den Werth eines Schriftstellers, wenn dieser zu einer Zeit auftritt, wo die Kunst, der er sich weihte, eine bedeutende Revolution erlitten hat. — Ramler trat zu einer solchen Zeit auf, wo man, endlich der gereimten Prosa aus der Gottschedischen Schule müde, diese nicht mehr wie bisher für Poesie nehmen, sondern ein höheres Ziel erringen wollte; auch er schloß sich

an jene oben genannten Männer an, und auch ihn belohnte der laute Beyfall seines Volks.

Ohne daß wir hier untersuchen, ob er diesen Beyfall nur jenem angeregten Gefühle für Dichter und Dichtkunst verdankt, dessen Befriedigung Bedürfniß geworden war; oder ob er ihn blos dadurch erwarb, daß seine Oden nicht unter der Anforderung seiner Nation, nicht unter der Polhöhe des allgemeinen Geschmacks waren; oder ob er ihn dadurch verdiente und fordern konnte, weil er, als ein eigener schöpferischer Geist, im Gebiet der Poesie neue Bahnen ausspähete, und auf eine neue, ihm eigenthümliche Art auf sein Zeitalter wirkte, — ohne dieß alles hier zu untersuchen, werden wir uns doch von selbst schon zu der letzten Meinung hingezogen fühlen, nach welcher Ramlers Werth nicht blos durch das Zusammentreffen gewisser Umstände, sondern durch etwas Höheres begründet wurde.

Diese Behauptung wird um so wahrscheinlicher, wenn wir bedenken, wie viele Dichter aus jenem Zeitalter kaum noch die Geschichte der Poesie nennt, wiewohl sie damals fast eben so allgemein als Ramler geehrt wurden. Sie mußten untergehen, wie das Zeitalter unterging, für das sie einzig lebten, und alle Gesänge von Ramler müssen und werden fortleben, die nicht den Geist seines Zeitaltrs allein,

son-

sondern auch einer wahren Poesie darstellen. Mögen dann immer neue Ansichten für die letzte sich öfnen, möge jetzt selbst ein kräftigerer Geist in ihr herrschen, mögen unsere Empfindungen höher gehoben, oder tiefer erschüttert werden, — auch R. wird noch seinen Weg zum Gemüthe des Lesers finden, oder der Poesie müßte nur ein einziger Weg zum Herzen offen stehn: — eine Behauptung, der jeder Dichter widersprechen müßte.

Daß Ramler selbst für seine Oden eine längere Fortdauer gehofft und sie ihnen gewünscht hat, beweist die Sorgfalt, mit welcher er sie ausstattete, und die Mühe, die er sich nahm, auch kleine Flecken zu vertilgen. Wir schränken uns deshalb darauf ein, dieser Mühe nachzuforschen, und es muß uns um so mehr genügen den Verbesserer zu prüfen, da der Dichter auch in dieser Bibliothek früher seinen Beurtheiler (an Hrn. Prof. Engel) gefunden hat.

Wir wollen zuerst auf diejenigen Oden Rücksicht nehmen, denen man schon bey ihrem ersten Erscheinen lauten Beyfall zollte. Die erste sey die zehnte, welche in der Ausgabe von 1772 auf einen Granatapfel überschrieben ist. Es entging dem Dichter bey der neuen Ausgabe nicht, daß die alte Ueberschrift die Tendenz seiner Ode nicht ausdrückte; daher heißt sie viel besser und richtiger itzt: Uraniens Lob Berlins. Wenn wir vordem lasen:

> Find' ich dich hier in deiner grünen Krone?
> Zerspaltest du die purpurrothe Brust u. s. w.

so erinnern wir uns nicht irgendwo einen Tadel gegen diesen Anfang gefunden zu haben. Der Dichter, durch die glückliche Veränderung, die er mit diesen Versen vornahm, hat uns jetzt erst den Stoff zur Kritik der vorigen Lesart gegeben. Wir sehen ein, daß in dem Begriff des Findens nicht die Hauptursache zu der Verwunderung der Göttinn liegt, und daß sie erst in dem 2. und 3ten Vers angedeutet wird, da sie doch, als leitende Idee, zuerst stehen müßte. Weit lebendiger und bestimmter erscheint durch die neue Lesart uns jenes Erstaunen, indem der Dichter im ersten Vers die zwey Hauptgründe desselben ausspricht:

> Hier blühst du, hier in dieser kalten Zone,
> Hier öffnest du die purpurrothe Brust ꝛc.

Also den Anblick der Blüte, in Bezug auf die kalte Gegend, in welcher solche Blüten nicht gedeihen, dieß, was jedes unbefangene Gemüth beym Anblick einer seltenen ausländischen Blüte empfindet, das Natürlichste daher hat jetzt unser Dichter am glücklichsten zum Eingang seiner Ode gewählt. Ferner ist für das Zerspalten der Brust, und wie uns dünkt mit zarterem Sinne, öffnen gesetzt worden; oder hat vielleicht nur die Wiederkehr desselben Wortes in der 5ten Strophe „zerspaltet Sonnen-

strahlen" die Veränderung herbeygeführt? Auch wird niemand die Verbesserung verkennen, welche die Verse:

Die mit Lust
Und Wollust deine Körner
Im Reich des Höllen-Gottes aß

dadurch erhalten haben, daß wir jetzt lesen:

Die mit Lust
Und ohne Reue deine Körner
Selbst in des Orkus Gärten aß.

Denn die Monotonie und der Pleonasmus in dem „Lust und Wollust„ war zu auffallend, und das Reich des Höllen-Gottes rief zu harte und der von dem Dichter beabsichtigten Stimmung nicht entsprechende Nebenideen hervor.

Ohne alle Verbesserungen der Art durchzugehen, mit welchen vorzüglich diese Ode reichlich ausgestattet ist, sey es uns vergönnt, eine Veränderung heraus zu heben, in der wir das Bessere nicht bestimmt erkennen können. Die erste Hälfte der zweyten Strophe bietet nichts dar, was wir anders wünschten: aber sollte nicht die alte Lesart:

In dir kann Flora, nach Begehren,
Sich tausendfache Kränze drehn;

der neuen „Aus allen Blumen Kränze drehn" vorzuziehen seyn? Wir glauben gerne, daß es des Dichters Wille war zu sagen: Es gebe keine Blume, die Flora nicht in Berlin finden könne, und daß also die neue Lesart reichhaltiger, als

die alte, erscheint, die nur tausendfache Kränze darbietet. Aber dagegen, dünkt uns, ist die neue Lesart zu allgemein, und hebt den Gedanken des Dichters nicht so hervor, als die ehmalige Darstellung. Was man noch zur Vertheidigung der neuen Lesart sagen könnte, wäre, daß Ramler das Wort tausendfach nur in dem Sinn genommen habe, nach welchem es nicht mehr als tausendmal bedeutet. Aber da wir das Wort tausendmal schon haben, auch Fach mit Art synonym ist, — z. B. dieß Wort hat eine vielfache Bedeutung, d. i. es erlaubt mehr als Eine Art von Deutung — so glauben wir, daß auch der Sprachgebrauch unsrer Kritik beytreten wird. Auch gegen die klugen Künste läßt sich die Bemerkung machen, daß Ramler das Wort klug in einer Beziehung gebraucht hat, die dem Leser nicht mehr nahe genug liegt, denn, falls sich dieß Beywort bey Kunst überhaupt rechtfertigen läßt, so kann dieß nur nach seiner alten Bedeutung geschehen, wo es mit sinnreich synonym ist.

Aber für diese kleine Flecken hält uns reichlich die Verbesserung schadlos, die wir in der vierten Strophe wahrnehmen. Statt der grauen Rücken der Felsen, stellt uns die neue Lesart diese Felsen schon als Palläste entgegen. Der 3te Vers dieser Strophe, wo es sonst hieß:

„Die rund umher der Phyrrha Kinder schmücken"

hat durch die Veränderung:

Der Pyrrha Kinder stehn umher, dem kalten
Geburtsstein halb noch gleich, und halb beseelt;

schon an Wohlklang viel gewonnen, weil nun nicht mehr die vielen einsylbigen Worte am Anfang den Rhythmus stören; noch mehr aber gewinnt sie, wenn wir bemerken, um wie viel lebendiger und anschaulicher die Darstellung geworden ist.

Wir kommen endlich zu einer Veränderung in der vorletzten Strophe, indem wir es dem Leser zu bemerken überlassen, wie glücklich R. hier die vielen Und verdrängt hat, die, beyher seys gesagt, auch aus andern Oden, wo sie zu oft vorkommen, verschwunden sind, um über den letzten Vers:

„Hängt, hangen wird, und hing"

noch etwas zu sagen.

Was bestimmte wohl den Verf., daß er die bey weitem wohltönendere alte Lesart: „zu seinen Füssen hing," mit der neuen vertauschte? Bey einem Dichter, wie Ramler, der die Gesetze der Sprache in allen ihren Theilen kannte, und sie für unverletzlich hielt, muß man bey seinen Veränderungen zuerst darauf sehen, ob nicht etwa die frühere Lesart gegen eine Regel der Sprache und des Rhythmus verstieß; denn wo dieß der Fall ist, da haben wir auch

den bestimmten Grund der Veränderung gefunden. Nun ist nicht zu zweifeln, daß für das hing, in der vorigen Ausgabe, die Grammatik eigentlich hängte fordert, und man kann glauben, daß Ramler, um nicht eine grammatikalische Regel zu übertreten, jene Lesart verworfen habe. Indeß diese so eben angeführte Ursache scheint uns doch nicht allein zu jener Veränderung hinreichend zu seyn. Denn sollte es Ramlern nicht eingefallen seyn, daß es neben jenem Verb. act., dessen Imperfect. allerdings hängte ist, noch ein verb. neutr. giebt, welches schon mehrere Dichter, vor und nach ihm, activisch, und ohne Anstoß, gebraucht hatten? Sollte ihn daher, wenn er auch noch eine Bedenklichkeit in Hinsicht der Sprache hatte, nicht vorzüglich der Gedanke, den er darlegen wollte, bey der neuen Lesart bestimmt haben? Was uns vorzüglich in dieser Meinung bestärkt, ist der Uebelklang, den jetzt jedes gebildete Ohr empfindet, und in den Ramler wahrlich nicht gerathen wäre, falls er blos jener grammatikalischen Regel hätte genug thun wollen.

Der Hauptgedanke der Strophe ist, denken wir, der Zuruf der Muse an die Gelehrten Berlins, in einer Stadt, die der Sitz der Weisheit ist, mit ihren gelehrten Untersuchungen fortzufahren, und den Ursachen der Dinge, selbst bis zu ihrem Entstehen, nachzuspüren, ungeachtet dieses freylich durch alle Zeiten den

Sterblichen verborgen bleibt. Diese Andeutung des Unerforschlichen scheint uns in jenem Vers zu liegen, und nicht der bloße Begriff der Dauer der Dinge, wie man da und dort geäußert hat.

Wir verlassen diese Ode, indem wir noch bemerken, daß die folgende Strophe: „Wohl dir o du ꝛc.“ da sie die sanfte Gattung des Ganzen unterbrach, schicklich weggeblieben ist. Aus gleicher Ursache hat auch Kalliope der Urania weichen müssen. Denn ob man wohl scheinbar sagen könnte: Urania sey nicht minder, wie Kalliope, eine Muse, und es gelte daher gleich viel, durch welche der Dichter seinen Gesang aussprechen lasse; so glauben wir doch den Grund angeben zu können, der Ramlern auch zu dieser kleinen Veränderung bewog. Wir finden, daß er bey seinen mythologischen Anspielungen stets eine große Genauigkeit beobachtete, um selbst in den kleinsten Zügen die Wahrheit nicht zu beleidigen. Eben so sorgsam finden wir ihn auch hier. Es entging ihm nicht, daß, ob wohl alle Musen in Beziehung auf die schönen Künste gedacht werden, man doch auch einer jeden ihren bestimmten Wirkungskreis zugeeignet hat, daß demzufolge Kalliope, welche die Schlachten besingt, nicht die stillen Künste des Friedens lobpreisen kann, wohl aber Urania, die zwar auch, als Muse der Sternkunde, ein ihr eigenes Gebiet hat,

aber, als solche, doch in keinem bestimmten Verhältnisse zur Poesie oder zu einer andern schönen Kunst steht. Sie also konnte der Dichter deshalb schon wählen, mehr aber noch darum, weil sie, als Muse des Himmels, Theil an den Künsten nehmen muß, die vom Himmel zu den Menschen herabgestiegen sind.

Wir beschließen unsre Bemerkungen mit einer doppelten Darstellung dieser Ode, einmal so wie sie der Dichter zuerst bekannt machte, und dann in der Gestalt, die er ihr zuletzt gegeben hat, weil wir glauben, dem Leser auf diese Art am anschaulichsten zeigen zu können, wie sehr unser Dichter in der Bildung seines Geschmacks und des Sinnes für das Schöne und Schickliche fortgeschritten ist.

Erste Lesart.

Auf einen Granatapfel.

O die du dich zur Königinn der Früchte
Mit deinem eignen Laube krönen mußt,
Aurorens Kind, an welchem Sonnenlichte
Zerspaltest du die purpurrothe Brust,
Die Proserpinen ihre Körner
Im Tartarus zu kosten trieb,
Und machte, daß sie ferner
In Plutos Armen blieb.

Der Erdball ändert sich: das Meer entfliehet
Und deckt uns Wunder auf, der Fels sinkt ein;

Und, o Berlin, dein dürrer Boden blühet;
Pomona füllt ihr Horn in dir allein:
Und Flora muß auf dein Begehren
Aus allen Blumen Kränze drehn,
Und mit gesunknen Aehren
Die blonde Ceres gehn.

Und zarte Bäume trägt, ihr Haupt umschoren,
Der Gott Sylvan, und zieht ein Labyrinth
Selbst irrend auf vor deinen offnen Thoren,
Die nicht umsonst den Künsten offen sind.
Die Künste nehmen Dädals Federn
Und kommen über Meer und Land
Mit Hebezeug und Rädern
In ihrer harten Hand.

Wer hat allhier der Vorgebürge Rücken
Zu Tempeln und Pallästen ausgehöhlt,
Die rund umher der Pyrrha Wunder schmücken,
Noch halb den Steinen gleich, und halb beseelt?
Ihr Götter! prächtig aus Ruinen
Erhebt sich euer Pantheon:
Die Weisen alle dienen,
Die Völker lernen schon.

Sagt, Sterbliche! den Sphären ihre Zahlen
Und lehrt dem tollen Winde seinen Lauf,
Und wägt den Mond, und spaltet Sonnenstrahlen,
Deckt die Geburt des alten Goldes auf,
Und steiget an der Wesen Kette,
Bis dahin, wo der höchste Ring
An Jovis Ruhebette
Seit Chaos Aufruhr hing.

Die Zwietracht, die mit Gift ihr Leben nährte,
Verliert den Hydra-Kopf mit einem Streich

Von der Gerechtigkeit beflammten Schwerte;
Der Aberglaube kämpft und flieht zugleich:
Wie vor den kühnen Sonnenpferden
Die blinde Nacht voll Selbstvertraun;
Denn tausend Städte werden
Ihm einen Altar baun.

Wohl dir, o du, durch meinen Freund regieret,
An Künsten reich, und groß wie Sparta war:
Es zog vom Schall der Flöte schön verführet
In seinen Tod mit wohlgeschmücktem Haar,
Und alle, die den Kampf verloren,
Bestättigten durch einen Eid:
Die Stadt sey nur geboren
Zu Waffen und zum Streit.

So sang Kalliope, die voll Entzücken
Umhängt mit ihrer goldnen Tuba kam,
Und, nicht gesehn von ungeweihten Blicken,
Den Weg zum Tempel des Apollo nahm,
Wo mit dem Pinsel und mit Saiten,
In Larven und im Lorbeerkranz,
Die Musen sich bereiten
Zum schönsten Reihentanz.

Lesart der letzten Ausgabe.

Uraniens Lob Berlins!

Hier blühst du? hier, in dieser kalten Zone?
Hier öffnest du die purpurrothe Brust?
Siegprangest hier in deiner goldnen Krone,
Du Liebling Proserpinens, die mit Lust
Und ohne Reue deine Körner
Selbst in des Orkus Gärten aß,

Und allen Nektar ferner
Und den Olymp vergaß? — —

Der Erdball ändert sich: dem alten Strande
Entflieht das Meer, Gebirge sinken ein;
Und hier? ein Tempe grünt auf diesem Sande;
Pomona füllt ihr Fruchthorn hier allein;
Hier kann sich Flora nach Begehren
Aus allen Blumen Kränze drehn,
Und ganz versteckt in Aehren
Die blonde Ceres gehn.

Und fremde Bäum', ihr junges Haupt umschoren,
Trägt hier Sylvan, und zieht ein Labyrinth
Von Büschen auf vor diesen stolzen Thoren,
Die nun den klugen Künsten offen sind,
Die schnell auf Flügeln Dädals eilen,
Hoch über Meer und Land,
Bleymaaße, Meissel, Feilen,
In ihrer harten Hand.

Urplötzlich seh ich Felsen in Gestalten
Ausonischer Palläste ausgehöhlt:
Der Pyrrha Kinder stehn umher, dem kalten
Geburtsstein halb noch gleich und halb beseelt.
Hier steigt ein Tempel aus Ruinen
Empor, entwichne Pallas dir;
Die Weisen alle dienen,
Die Völker lernen hier.

Wohlan ihr Sterblichen! erforscht die Zahlen
Der Sphären, sagt den Winden ihren Lauf;
Wägt euren Mond, zerspaltet Sonnenstrahlen,
Deckt die Geburt des alten Goldes auf;
Verfolgt der Wesen lange Kette
Bis an den allerhöchsten Ring

Der an Zeus Ruhebette
Hängt, hangen wird, und hing.

So sang Urania, die voll Entzücken
Jüngsthin zu Friedrichs hohem Wohnsitz kam,
Und, nicht gesehn von unentweihten Blicken,
Den Weg zu Phöbus neuem Tempel nahm,
Wo schon mit Lauten, und mit Flöten,
Verlarvt, und im Cypressenkranz,
Sich ihre Schwestern drehten
Im schönsten Reihentanz.

Ohne die Veränderungen, die wir in den andern Oden wahrgenommen haben, mit gleicher Ausführlichkeit zu prüfen, sey es uns vergönnt, noch über Einiges unsre Meinung zu sagen.

An der Ode auf ein Geschütz hatte man es sonst getadelt, daß der Dichter, und wie man glaubte, ohne Ursache die Bilder der Unterwelt dem Leser zu nahe gerückt habe. Man fand, daß das Rad Irions und die Brut des Danaus zu wenig dem individuellen Fall gemäß waren, und der Dichter bey seinem Eintritte in die Unterwelt zu lange verweile. Das Wahre in diesen Bemerkungen ist vielleicht Folgendes. Die Scenen aus dem Tartarus stehen hier etwas unschicklich, weil der fromme Dichter nur Elysium im Auge haben konnte. Also nicht die Bilder der Unterwelt

an sich scheinen verwerflich, vielmehr denken wir, wenn der Dichter Gegenstände gewählt hätte, die dem seeligen Schatten entgegen schwebten, so würden diese nicht anstößig seyn. Aber statt uns die Scenen Elysiums näher zu bringen, was auch die Empfindung des Dichters forderte, hat Ramler für gut gefunden, die Strophe:

Ganz nahe war ich schon dem Styx, ganz nahe
Dem giftgeschwollnen Cerberus,
Ich hörte schon das Rad Ixions rasseln, sahe
Die Brut des Danaus
Verdammt zum Spott bey bodenlosen Fässern,
Und Minos Antlitz, und das Feld
Elysiens. u. s. w.

zu vertilgen, und folgende dafür einzurücken

Schon wär ich diesen immer neuen Scenen,
Womit das Jahr den Erdkreis ziert,
Entrissen, und dem Arm der Freundschaft, und den schönen
Entwürfen, halb vollführt.
Schon säh ich, rings von Stygischen Gewässern
Umwunden, das geheime Feld
Elysiens rc.

Aber, wie uns dünkt, gehört diese Veränderung nicht zu den glücklichen. Ohne daß wir vergessen, was wir so eben selbst gegen die alte Lesart einwandten, ist doch so viel gewiß, daß diese weit mehr in das höchst aufgeregte Gefühl des Dichters, der den Tod ganz nahe und das Grab offen sieht, eingreift, als die neue

viel mattere Strophe, deren Kälte noch fühlbarer wird, da sie sich durch keinen neuen hervorstechenden Gedanken auszeichnet. Sie steht daher in einem zu großen Contraste mit der Begeisterung, die den vorhergehenden und den ganzen folgenden Theil des Gedichts belebt. Wenn uns also unser Gefühl nicht trügt, so wird man allgemein die alte Lesart der neuen vorziehen, die, als ein zu schwacher Ton, die Harmonie zerstört, der sich unsre Seele hingeben will.

Indeß wir aber diesen Veränderungen und Verbesserungen sorgsam nachforschen, und bis jezt gefunden haben, daß sie nur in Umschmelzung gewisser Züge, in Umarbeitung einzelner Strophen bestehen, drängt sich uns die Frage auf: Ob es unter allen Ramlerischen Oden keine giebt, die der Dichter entweder aufopfern mußte, oder welcher er durch eine gänzliche Umarbeitung mehr Gehalt hätte geben sollen? Wir denken dieser Fall trat bey Glaukus Wahrsagung ein.

Ohne daß wir hier in eine ausführliche Kritik derselben eingehn, da der gegenwärtige Zweck unserer Beurtheilung dazu nicht auffordert, bitten wir jeden Leser, der für wahre Poesie Sinn hat, diese Ode selbst nachzusehen, und er wird gewiß darin mit uns übereinkommen, daß, so manche vorzügliche Stelle auch in der ersten Hälfte des Gedichts sich finde, dennoch

das Ganze unverkennbare Spuren eines angestrengten Fleißes an sich trägt, und nicht die ungehemmte Freyheit des Geistes verräth, die man in den Werken der Dichtkunst erwartet. Um dieß allgemeine Urtheil zu begründen, verweisen wir auf die 18 — 20te und mehrere folgende Strophen. Sie offenbaren das Bestreben des Verf., eine Begeisterung in seine Ode zu legen, die er in sich selbst nicht fand, und führen zu dem Resultate, daß das Stück zu denjenigen gehöre, die Fleiß und Mühe zusammensetzte, aber Empfindung und Phantasie nicht belebte.

Als eine gewisser Maßen ganz neue Ode ist die dreyzehnte unsrer Ausgabe oder das Zueignungsgedicht an die Prinzessin Amalia anzusehn. Es sey uns erlaubt einige Strophen aus ihr anzuführen, um zu zeigen, welchen Einfluß die veränderte metrische Form der Darstellung auf den Gehalt des Ganzen haben kann. Nach der alten Lesart hießen die beyden ersten Strophen:

Vom ganzen Walde wählt mein Lied
Die Zeder, die gen Himmel blüht;
Die Rose von den Blumenbeeten,
Berlin von allen Königsstädten.
Ich will den Weisen und den Held,
Von allen Göttern dieser Welt,
Und von Göttinnen dieses Weisen
Nur dieses Helden Schwester preisen.

Mit allen Grazien hat Sie
Die ewig junge Harmonie
Des Himmels Tochter ausgeschmücket; 2c.

Jetzt lesen wir:

Die Zeder von den Bäumen des Waldes sey
Mein Lied, die Zeder die zu den Wolken steigt,
Die Rose von den Blumenmatten,
Unter den Städten Berlin-Augusta.

Von Göttern dieser Erde, der weise Fürst
Und Schöpfer seiner Brennen, des Helden-Volks:
Und von Göttinnen dieses Weisen
Schwester, gleich ihm in den Künsten mächtig,

Und von des Himmels Tochter der Harmonie
Gestimmt an Seel und Antlitz, und eingewiegt
Mit Wohllaut, aufgeweckt mit Wohllaut,
Bis sie der Oberwelt Töne faßte.

Was zuförderst bey dieser Gegeneinanderstellung in die Augen springt, ist: daß unser Verf. bey der Umänderung höhere Töne gegriffen hat, als vorher. Wir finden aber nicht, daß er jetzt erhabnere, an aesthetischen Ideen reichere Gedanken gewählt habe; der Stoff ist unverändert geblieben, und doch wirkt er jetzt mehr auf uns, als ehedem. Woher dieß? Zuerst wohl deshalb, weil das Ganze in der gegenwärtigen Form der mannichfachern Sylbenwechsel kräftiger einherschreitet, als bey der erstern viel ruhigern Gattung, die vorzüglich durch den sogleich wiederkehrenden Reim bewirkt

wirkt wurde. Denn, abgesehen von allem Inhalt, bieten die griechischen und römischen Versarten dem Dichter eine größere Freyheit dar, sich in ihnen zu bewegen, und es enthält hier die Form schon eine höhere Lebendigkeit, als unsre Jamben und Trochäen, denen, bey ihrem ununterbrochnem einfachern Gang, eine größere Ruhe eigen ist.

Diese Lebendigkeit der Form hat der Dichter noch dadurch unterstützt, daß er die Gedanken, oder, was hier zusammenfällt, den Ausdruck, nach der Wirkung, die er hervorbringen sollte, theils richtiger ordnete, theils mehr zusammendrängte, und durch andre Gedanken verstärkte. So führte er uns in der vorigen Ausgabe langsam zu dem Gegenstande seines Liedes, und durfte es auch. Bey der Ode aber soll die Thätigkeit des Lesers sogleich stark ergriffen und beschäftiget werden: darum beginnt jetzt der Dichter mit der Zeder, und da wir gewohnt sind, diesen Baum als den edelsten und schönsten der Bäume zu denken, so knüpft sich an dieß Wort unmittelbar die Vorstellung von etwas Edlem und Großem, und der Dichter hat seinen Zweck erreicht, — die Phantasie aufzuregen. In Hinsicht des Rhythmus sey uns bey dieser Ode eine Bemerkung über einen kleinen Fehler erlaubt, der mehrern Ramlerischen Gedichten bey ihrem ersten Erscheinen eigen war. Sie betrifft die

fünf Und, die wir in fünf Versen der oben angeführten zweyten und dritten Strophe finden. Vorzüglich dünkt uns jenes Wort nicht glücklich zum Anfang der dritten Strophe gewählt zu seyn: weil der Dichter, der mit dem vorhergehenden: „Und von Göttinnen dieses Weisen“ ꝛc. einen neuen Gegenstand aufführte, den er zu besingen gedenkt, durch den ähnlichen Anfang: „Und von des Himmels“ ꝛc. in dem Leser die Idee erregt, als ob wieder ein neues Object auftreten würde, eine Idee, wozu auch der Schluß der zweyten Strophe hinleitet, die aber nicht befriediget wird.

Wir übergehen den übrigen Theil dieser Ode, um an die jetzt gemachte Bemerkung eine andre anzuknüpfen, die sich ebenfalls auf eine, wie uns dünkt, nicht gelungene Veränderung der rhythmischen Form bezieht. Es ist der Anfang der 14ten Ode, wo es sonst hieß: „Ich sahe sie! — |mir zittern die Gebeine“| und jetzt: „Ich sah sie! — |noch erzittern die Gebeine!“|

Es ist leicht anzugeben, was Ramlern zu dieser Veränderung bewog. Das „e“ in sahe schien ihm blos durch das Metrum herbeygeführt, und gegen die Regeln der Sprache zu sehr herausgehoben zu seyn. Aber wir fragen: ob diese Veränderung nicht die größere Unbequemlichkeit herbeygeführt hat, daß nun nicht mehr das Ende des Fußes den lebhaften Aus-

ruf des Dichters beendet, daß Sinn und Numerus nicht mehr zusammenfallen? Auf unser Ohr macht wenigstens der Abschnitt hier eine üble Wirkung, die vielleicht dadurch noch vermehrt wird, daß die vier einsylbigen Worte dem Ohre fast gleiche Längen darbieten.

Diese Bemerkung, wenn sie, wie wir hoffen, gegründet ist, zeigt, wie bald auch der Dichter die Erfahrung des: incidit in scyllam etc. machen kann, und daß, so leicht es manchem dünkt Veränderungen vorzuschlagen, es dennoch schwer ist, in jedem Falle das rein Gute ohne irgend eine fehlerhafte Beymischung zu geben. Selbst unser Dichter, der das gebildetste Ohr für poetischen Numerus hatte, giebt, außer dem Beyspiele, das wir so eben anführten, noch andre, wo wir zwar gestehen müssen, daß er einen unserer frühern Wünsche befriedigte, aber dafür auch einen neuen in uns erregt hat. Wir führen, um nur einen Beweis aufzustellen, den 23ten Vers aus der Nänie auf den Tod einer Wachtel an, welches Gedicht gewiß eines der vollendetesten ist, die wir in dieser Art aufweisen können, und doch lesen wir:

— — — — — auch der Pallas
Vogel nicht, der nur altklug ist, nie scherzet.

Wer möchte hier klug, nach dem Metrum, als eine kurze, und ist als eine lange Sylbe

scandiren? Bey dem so ganz harmonischen Gange, der dieser Elegie eigen ist, fühlen wir aber den Miston um so stärker, und die alte, dem Sinn nach nicht so richtige Lesart:

Vogel nicht, der nur klug war, und nie scherzet

klingt dem Ohr immer angenehmer.

Desto gelungener sind die ersten Verbesserungen in der Ode: An die Stadt Berlin. So heißt es z. B. in der zweyten Strophe:

Vergönne mir Najade nachzuhallen
Was tief in meine Seele drang

da die Rede der Göttinn sonst nur das erstaunte Ohr durchdrungen hatte. Wenn es aber in der alten Ausgabe ferner hieß:

Und was dein Götter-Mund den Faunen sang, und allen
Hamadryaden sang.

Und wir jezt lesen:

Als dein entzückter Mund es allen Faunen, allen rc.

so geben wir zwar zu, daß der Götter-Mund nicht wohl passend war, weil wir schon wissen, daß die Redende eine Göttinn ist, allein der entzückte Mund will uns doch auch nicht gefallen: denn bey dem Worte entzückt denken wir uns einen exaltirten Zustand der Seele, der sich durch größere Lebendigkeit in Minen und Bewegung darstellt; und so scheint uns

dieß Prädicat, gesetzt daß es auch für begeistert steht, bey einem Munde nicht schicklich, weil wir uns einen entzückten Mund so wenig wie ein entzücktes Auge anschaulich denken können, wenigstens würden beyde, wenn sie schön sind, dabey verlieren. Wir glaubten dieß bemerken zu müßen, ob wir gleich wohl einsehen, was Ramlern zu dieser Veränderung veranlaßte.

Nicht so deutlich scheint die Ursache da zu liegen, warum der Dichter die Strophe:

Sah ich nicht jüngst, als er vom fernen Süden
Dem Riesen aus der Mitternacht
Sein Heer entgegenriß, ein kleines Heer von Müden.
Bereit zur zehnten Schlacht,

weggelassen hat, so sehr man auch die Verbesserung billigen muß, welche der folgenden zu Theil ward, wo es sonst hieß:

Wie das Pannier von seiner Hand gefasset
Zur drohenden Aegide ward?
Die Feinde sahn den Schild der Pallas, die sie hasset,
Und hafteten erstarrt, —

und jetzt lautet:

Ward nicht das Blutpannier, von ihm gefasset,
Zur drohenden Aegide? stand
Die Riesenhorde nicht, sie, die Minerva hasset,
Erstarrt an Haupt und Hand?

Aber, fragt man, konnten nicht diese Verbesserungen statt finden, und mit kleiner Veränderung doch jene Strophe beybehalten werden? Wir antworten, wenn Ramler sie verwarf, so geschah' es nicht, weil ihm ihre Verbindung mit der folgenden zu schwer, oder ihr poetischer Gehalt verwerflich schien, und wenn er sie doch aufgab, so muß ihn wohl die Stelle, die sie einnahm, dazu bestimmt haben. Schon bey der Beurtheilung von Uraniens Lob Berlins sahen wir, wie sorgfältig unser Dichter sich hütet, etwas stehen zu lassen, was die innre Harmonie der Ode stört. Eben dieß Gefühl, eben dieser feine Geschmack, denken wir, bestimmte den Dichter, auch dießmal die Strophe: „Sah ich nicht jüngst" u. s. w. zu vertilgen. Er zeigt uns die Göttinn des Stroms von dem Gedanken begeistert, daß selbst die Götter für Friedrich streiten: deshalb hielt er es für unschicklich, durch jene Verse, die eine Art von Zwischensatz bilden, die Ansicht zu unterbrechen, und darum läßt er sogleich nach Apollo auch Minerva als Schutzgöttinn seines Helden auftreten. Alle andre Veränderungen, die wir aus dieser Ode noch mittheilen könnten, sind eben so viele Verbesserungen, wodurch theils der Sinn, theils der Rhythmus gewonnen hat.

Gern würden wir noch bey einigen andern neuen, theils bessern, theils minder bessern,

Lesarten verweilen — zu welchen letztern, nach unserer Meinung, auch der Anfang der 26ten Ode gehört, die vordem anhub: „Der Held um den du bebtest;“ und itzt anfängt Er kömmt ꝛc. eine Veränderung, wodurch noch überdem die schöne Folge: der Held, dein König, dein Vater, und das herzliche, kehrt wieder in dein Land, vernichtet ist; — aber alle Veränderungen so zu würdigen, würde uns zu weit führen. Wir beschließen daher die Beurtheilung derselben, um noch ein Wort über die neu hinzugekommnen Gedichte zu sagen.

Der erste Theil enthält nur fünf neue lyrische Stücke; reichhaltiger aber ist der zweyte, wo man drey Kantaten, unter welchen sich die auf Mendelsohns Tod auszeichnet, das Opfer der Nymphen, ein musikalisches Vorspiel, und Cephalus und Prokris, Cyrus und Kassandane, zwey Singspiele, findet. Darauf folgen mehrere Reden, die, bey verschiedenen Veranlassungen, von Schauspielern gesprochen wurden, und eine Elegie, die diesen Abschnitt der Gedichte beschließt. An sie reihen sich die bekannten geistlichen Kantaten, die mit dem Lob der Gottheit nach dem 90. Pf. enden.

Alle diese genannten Poesien sind größtentheils Gelegenheits-Gedichte, wozu Ramlern sein Verhältniß zur Berliner Schaubühne auffoderte, die für den Augenblick ihren Zweck erfüllten, aber, davon abgesehen, doch nicht ge-

nug poetischen Werth haben, um neben den frühern Oden des Verf. eine Stelle zu verdienen. Man kann, so viel ist gewiß, bey den meisten den denkenden Kopf nicht verkennen, aber eben so wenig kann man es übersehen, daß ihm späterhin die Kraft mangelte, seinen Gedanken jene poetische Darstellung zu geben, mit welcher er, in frühern Zeiten, so glücklich seinen Lesern jede Spur eines angestrengten Nachdenkens zu entziehen wußte. Das einzige Gedicht, worauf größtentheils sein alter Geist ruht, ist der Schlacht-Gesang von 1778, den wir hier zum Schlusse mittheilen.

Auf, tapfre Brüder, auf ins Feld.
Gerecht ist unser Krieg;
Uns führet Deutschlands größter Held,
Uns folget Ehr und Sieg.

Ihr Feinde zittert! unser Heer
Hat Kriegeskunst und Muth,
Ist schneller mit dem Mordgewehr,
Und hegt der Väter Blut.

Wir streiten noch den alten Streit,
Ein Mann verjaget vier;
Wir fragen nicht, wie stark ihr seyd?
Wo stehn sie? fragen wir.

Auf Brüder! schlagt den stolzen Feind,
So kehrt ihr früh zurück:
Wer starb, wird dann mit Recht beweint,
Wer lebt, hat Ruhm und Glück.

Der Knabe wünscht sich seinen Stand,
Das Mädchen blickt ihn an:
„Der schützt, als Krieger, unser Land,
„Der schütz' auch mich als Mann!"

Hört ihr der Stücke Donnerschlag
So grüßt ihn mit Gesang:
Euch lohnet diesen einen Tag
Der Friede lebenslang.

Die Kugel treffe wer sich bückt
Und scheu zurücke fährt!
Und wer zur Flucht den Fuß nur rückt
Des Nacken treff' ein Schwert.

Nein! eh ich fliehe, stürz ich hin
Mit Waffen in der Hand.
Seyd Rächer wenn ich treulos bin,
Gott, König, Vaterland!

XII.

Cicero's Geist und Kunst. Eine Sammlung der geistreichsten, vollendetsten und gemeinnützigsten Stücke aus den Ciceronianischen Schriften, übersetzt und herausgegeben von J. C. G. Ernesti, Prof. in Leipzig. Erster Band. Leipz. bey Casp. Fritsch 1799. XXX S. Vorrede u. 362 S. 8.

Dieser erste Band enthält von S. 1 — 98 die Rede für M. Cölius, die drey ersten Bücher des Werks de Finibus Bon. et Mal. (S. 99 — 314) und den Brief an Quintus Cicero. Der Uebersetzer bestimmt seine Arbeit nicht für Anfänger, sondern für gebildete Leser, die aus alter Litteratur nicht ihr Hauptstudium gemacht haben. Darstellung des Sinnes, sagt er S. XIX, möglichst bestimmte Andeutung des Geistes und der jedesmaligen Gemüthsstimmung des Schriftstellers, welche das Original verräth, und durchgängige Deutschheit des Ausdrucks, dieß ist das dreyfache Ziel,

welches ich zu erreichen bemüht gewesen bin. Die Vorrede enthält, außer Bemerkungen über das Uebersetzen des Cicero, einige allgemeinere über deutsche Uebersetzungen der Alten überhaupt, und ist gut geschrieben, aber nicht frey von Sophismen, z. B. da wo von der Unmöglichkeit deutscher Uebersetzungen des Horaz, Tibull, Ovid die Rede ist. Ein Zeno beweist die Unmöglichkeit der Bewegung, und Philosophen gehn lächelnd vorüber. Nach des Rec. Ueberzeugung haben Voß, Ramler ꝛc. uns die angeführten Dichter ohne allen Vergleich vollkommener verdeutscht, als Hr. Ernesti den Cicero. Seine Apologie des deutschen Du, Sie, Er, Ihr, S. XXI ff. lassen wir auf sich beruhen; allein gegen seine Einführung dieser modernen Höflichkeit in den Cicero werden mit dem Rec. wohl alle die protestiren, die von einer antiken Consularstatüe, der jemand einen Modefrak umgehangen hätte, sich unwillig wegwenden würden. Durch die Uebersetzung soll allerdings die Aufgabe gelöst werden: Wenn Cicero deutsch geredet hätte: wie würd' er deutsch geredet haben? Aber nicht: wie würd' er deutsch geredet haben auf der Ostermesse in Leipzig im Jahr Christi 1800? sondern vielmehr: wie ein vierzig Jahr vor Christi Geburt auf Römischem Grund und Boden?

Rec. wird dießmal nur bey der angefangenen Uebersetzung des Werks vom höchsten Gut ꝛc. stehn bleiben, und die Beurtheilung der beyden andern Stücke andern Blättern überlassen. Aus einer Vergleichung des ersten Buchs mit der Urschrift wird sich ergeben, wie weit etwa, nach dem Ermessen des Rec., der Uebersetzer seinem Ziele nahe gekommen oder davon entfernt geblieben.

Im ersten Kap. heißt es: Qui autem, si maxime hoc placeat, moderatius tamen id volunt fieri, difficilem quamdam temperantiam postulant in eo, quod semel admissum coërceri reprimique non potest: ut propemodum justioribus utamur illis, qui omnino avocent a philosophia, quam his, qui rebus infinitis modum constituant, in reque eo meliore, quo maior sit, mediocritatem desiderent. Dieß wird übersetzt: „Die Freunde eines eingeschränktern und gemäßigtern Studiums der Philosophie thun eine sehr strenge Forderung, wenn sie verlangen, daß man einem Gegenstande, dessen einmal gekostete Reize so unwiderstehlich sind, nur mit halber Seele ergeben seyn solle. Ich finde es beynahe noch billiger, einem die Philosophie ganz zu widerrathen, als dem Genusse ihrer unerschöpflichen Schätze Schranken setzen, und beym Studium einer Wissenschaft, deren Wichtig-

keit durch ihren Umfang so sehr erhöhet wird, kalte Mittelmäßigkeit empfehlen zu wollen." Die Uebergangspartikel autem ist unbeachtet geblieben; wie denn überhaupt der Uebersetzer fast auf allen Seiten von Cicero's Uebergangspartikeln keine Notiz nimmt. Die unterstrichenen Worte sind ein bloßes Quid pro quo. Auf den sorgfältig gewählten, von Pferden entlehnten Ausdruck des Originals ist gar keine Rücksicht genommen. In den folgenden unterstrichenen Worten ist willkührlich manche Nebenbestimmung angebracht, wovon der Text nichts weiß. Am Schlusse des Kap. sagt Cicero: Nam, ut Terentianus Chremes non inhumanus, qui novum vicinum non vult . . . .

Fodere, aut arare, aut aliquid ferre denique:

(non enim illum ab industria, sed ab illiberali labore deterret) sic isti curiosi, quos offendit noster minime nobis injucundus labor, Ernesti: „Wenn Chremes beym Terenz seinem neuen Nachbar . . . .

Das Graben und das Pflügen und das Buckeln (?)

widerräth, so ist das von ihm nichts weniger als unmanierlich. Er will ihm ja damit nicht die Lust zum arbeiten, sondern nur den Geschmack an niedriger Sklavenarbeit verleiden. Wenn es aber gewissen Herrn nicht recht ist, daß ich mich mit Dingen abgebe, die mir

Vergnügen machen, so finde ich dieses Bekümmern um meinen Geschmack sehr überflüßig." Unmanierlich ist hier nicht das rechte Wort. Wie viel näher der Uebersetzer hätte bey der Urschrift bleiben können, werden wir weiterhin sehn. Uebrigens erklärt Bremi in seiner schätzbaren Ausgabe, (wovon der zweyte Band dem Rec. noch nicht zu Gesicht gekommen ist, dessen endlicher Erscheinung aber er mit Verlangen entgegen sieht.) die nicht ganz leichte Stelle, in der Lalemand gar keinen Sinn finden konnte: „Ut Terentianus Chremes non est inhumanus, quia vicinum ab illiberali labore deterret, ita isti curiosi sunt inhumani, quia me a labore mihi jucundo nec illiberali deterrent." Wäre es aber nicht einfacher und natürlicher, bey curiosi nichts weiter als sunt in Gedanken zu suppliren, eben so wie vorher bey inhumanus est zu suppliren war? „Ist gleich Chremes beym Terenz nicht inhuman" u. s. w.: so sind doch jene Herren curiosi, quos etc. Curiosi nämlich sind hier, wie auch Bremi es faßt, solche, die sich mit Richtermiene um Dinge bekümmern, die sie nichts angehn. Schon durch dieses Prädicat bezeichnet sie Cicero hinlänglich, allein mit Feinheit, als Fehlerhafte.

Am Schluß des zweyten Kap. hat Ernesti die Worte iisdem de rebus alia ratione compositis nicht übersetzt. Ob sie gleich in zwey

bekannten Handschriften, und außerdem auch in einem vom Rec. verglichenen noch wenig bekannten Codex fehlen: so hat doch Bremi hinreichend gezeigt, daß sie nicht fehlen dürfen. Freylich trifft diese Anmerkung mehr den Kritiker (was jedoch in einem gewissen Grade jeder Ausleger der Alten seyn muß) als den Uebersetzer. Um letzterm völlige Gerechtigkeit wiederfahren zu lassen, will Rec. die zwey ersten Kapitel seiner Arbeit hersetzen.

Ernesti.

„Ich habe mir's vorgestellt, Brutus, daß man meine Versuche, Ideen der scharfsinnigsten und einsichtsvollsten Philosophen Griechenlands in lateinischer Sprache darzustellen, in mancherley Hinsicht tadelhaft finden würde. Es gibt Leute, die sonst ganz gute Kenntnisse besitzen, aber dem Philosophiren überhaupt nicht hold sind. Andere finden es allenfalls nicht übel, so nebenbey einige Notiz von Philosophie zu nehmen; allein einer großen Anstrengung, eines hohen Grades von Enthusiasmus halten sie sie nicht werth. Liebhaber der griechischen Litteratur, denen die lateinische gleichgültig ist, werden philosophische Untersuchungen lieber in der griechischen Sprache lesen wollen; und ich dürfte es auch wohl noch erleben, daß man mir ein ganz anderes Fach anrathen, und meine gegenwärtige Liebhaberey, ohne sie gerade

für schlecht zu erklären, doch wenigstens unter der Würde meiner Person und meiner Verhältnisse finden wird. Ich halte für nöthig, diesen Tadlern in aller Kürze meine Meinung zu sagen. Jene erklärten Feinde alles philosophischen Wissens haben ihre Abfertigung bereits in der Abhandlung erhalten, worinne (worin) ich die Philosophie gegen Hortensius in Schutz nehme, und ihre Verdienste ins Licht setze. Der Beyfall, womit diese Schrift von Ihnen und mehrern Kennern aufgenommen wurde, und die Furcht vor dem Vorwurfe, daß ich dadurch wissenschaftliche Erwartungen erregt habe, ohne sie befriedigen zu können, veranlaßte mich, mehrere Arbeiten dieser Art zu unternehmen."

„Die Freunde eines eingeschränktern und gemäßigtern Studiums der Philosophie thun eine sehr strenge Forderung, wenn sie verlangen, daß man einem Gegenstande, dessen einmal gekostete Reize so unwiderstehlich sind, nur mit halber Seele ergeben seyn solle. Ich finde es beynahe noch billiger, einem die Philosophie ganz zu widerrathen, als dem Genusse ihrer unerschöpflichen Schätze Schranken setzen, und beym Studium einer Wissenschaft, deren Wichtigkeit durch ihren Umfang so sehr erhöhet wird, kalte Mittelmäßigkeit empfehlen zu wollen. Wenn wir wirklich im Stande sind, zur Weisheit zu gelangen, so müssen wir uns nicht

nur

nur in ihren Besitz, sondern auch in ihren vollen Genuß zu setzen suchen. Gesetzt aber auch, es wäre das mit großen Schwierigkeiten verbunden; so dürfen wir deswegen in unserm Streben nach Wahrheit doch nicht eher nachlassen, als bis wir endlich den Fund gethan haben; und es würde uns gewiß wenig Ehre bringen, des Suchens nach einem Gegenstande von unschätzbarem Werthe jemals müde zu werden. Macht uns die Schriftstellerey Vergnügen; warum will man uns dieses Vergnügen mißgönnen? Kostet sie uns Anstrengung: wer hat ein Recht dazu, dem Fleiße des andern die Grenzen zu bestimmen? Wenn Chremes beym Terenz seinem neuen Nachbar

Das Graben und das Pflügen und das Buckeln

widerräth, so ist das von ihm nichts weniger als unmanierlich. Er will ihm ja damit nicht die Lust zum arbeiten, sondern nur den Geschmack an niedriger Sklavenarbeit verleiden. Wenn es aber gewissen Herrn nicht recht ist, daß ich mich mit Dingen abgebe, die mir Vergnügen machen, so finde ich dieses Bekümmern um meinen Geschmack sehr überflüßig."

2) „Ungleich schwerer lassen sich alle diejenigen bedeuten, die sich als Verächter der lateinischen Sprache ankündigen. Das Betragen dieser Herrn befremdet mich in der That. Warum ekelt ihnen, wenn von sehr wichtigen

Dingen die Rede ist, vor ihrer Muttersprache? Sie lesen ja doch wörtlich aus dem Griechischen übersetzte lateinische Theaterstücke so gerne. Der Römer muß seinem Vaterlande herzlich gram seyn, der die Medea vom Ennius oder die Antiopa vom Pacuvius in den Winkel werfen, und nur die Euripideischen Stücke desselben Inhalts für vortreflich halten, hingegen es widerwärtig finden kann, die Synepheben und die Andria von Menander in der Sprache eines Cäcilius und Terentius zu lesen. Ich bin hierinnen (hierin) ganz verschiedener Meinung. Die Electra vom Sophokles ist gewiß ein Meisterstück. Aber ich lese die weit schlechtere Uebersetzung des Attilius doch auch. Licinius titulirt ihn ferreus scriptor; und er mag wohl Recht haben: aber er ist doch Scribent; (!) man soll ihn lesen. Unbekanntschaft mit unsern Dichtern verräth immer entweder die kälteste Stumpfsinnigkeit, oder den eigensinnigsten Ekel. Ich wenigstens traue einem Menschen, dem unsere Litteratur fremd ist, nie viel wissenschaftliche Bildung zu. Ich lese mein Utinamne in nemore etc. so gern, als im Griechischen nimmermehr. Und warum sollen nun Platonische Untersuchungen über menschliche Glückseligkeit, in lateinischer Sprache vorgetragen, ungenießbar seyn? Wenn ich keine wörtliche Uebersetzung liefere, sondern die Ideen meines Schriftstellers in eigenem Geschmacke be-

handle, und in meiner Sprache darstelle, warum soll denn das griechische Produkt vorzüglicher, als eine lateinische, weder schlecht geschriebene, noch auch bloß aus dem Griechischen übersetzte Darstellung, seyn? Sagt man, bey den Griechen sey das alles schon hinlänglich abgehandelt, so würde hieraus folgen, daß man selbst von diesen Griechen weit weniger zu lesen brauchte, als es in der That geschieht. Wer hat die Stoische Philosophie vollständiger vorgetragen, als Chrysippus? Aber wir lesen doch auch den Diogenes, *) Mnesarchus, Panätius, und unter mehrern andern vorzüglich unsern Freund Posidonius. Liest man den Theophrast deswegen weniger gern, weil er Gegenstände behandelt, worüber sich vor ihm schon Aristoteles erklärt hatte? Oder haben die Epicuräer (Epikureer) etwa aufgehört, über Dinge, die schon Epicur und noch ältere Philosophen vorgetragen hatten, in ihrer eignen Manier zu sprechen? Wenn nun Griechen ihre Landsleute lesen, warum sollen wir Römer die unsrigen nicht auch lesen?"

Diese Uebersetzung drückt den Sinn ziemlich treu aus, und liest sich, allein betrachtet, meist ohne Anstoß. Wer sich aber die Mühe nimmt, das Original zu vergleichen, wird finden, daß Hr. Ernesti sich sehr häufig, ganz ohne Noth, von dem Bau der Sätze und Perioden des

*) Antipater ist ausgelassen.

Originals entfernt, manche Nebenzüge verwischt, andere willkührlich anbringt, auch oft paraphrasirt, wo der kürzere Ausdruck der bessere war. Statt durch zu weitläufige Anmerkungen zu ermüden, will Rec. lieber gleich beyde Kapitel übersetzen. Seine Uebersetzung wird ihm selbst nicht genügen, und er würde, wollte er ja mit einer Arbeit dieser Art auftreten, gewiß selbst noch viel daran auszufeilen finden. Ob jene indeß schon beweise, was sie beweisen soll, daß es leicht sey, Hrn. Ernesti an Treue, Genauigkeit und Kürze zu übertreffen, ohne gerade undeutscher zu werden, mögen Andere entscheiden.

„Ich wußt' es recht wohl, Brutus, daß bey meinem Unternehmen, in lateinischer Sprache darzustellen, was Philosophen vom glücklichsten Scharfsinn und vorzüglicher gelehrter Bildung einst in griechischer Sprache abhandelten, mancherley Tadel nicht ausbleiben würde. Denn einigen, und zwar solchen, denen es nicht an allen Kenntnissen fehlt, mißfällt überhaupt das Philosophiren. Andere finden es gerade so tadelhaft nicht, wenn es fein gemächlich getrieben wird; allein so eifrigen Fleiß, so viele Mühe dürfe man, meinen sie, der Sache nicht widmen. Es wird auch an solchen nicht fehlen, die als Kenner der griechischen Litteratur, und als Verächter der Lateinischen, sagen werden, sie wollten ihren Fleiß lieber auf Lesung

der Griechen verwenden. Endlich werden auch manche, wie ich besorge, kommen und mich zu andern Fächern auffodern, diese Art von Schreiberey aber zwar ganz artig, jedoch unter meiner Person und Würde finden. Gegen alle diese glaub' ich ein Wort sagen zu müssen. Doch den Feinden der Philosophie ist hinlänglich grantwortet in der Abhandlung, worin ich die Philosophie gegen die Anklage und den Tadel des Hortensius in Schutz genommen und ihren Werth ins Licht gesetzt habe. Da diese Schrift von Dir und andern, die in meinen Augen gültige Richter sind, mit Beyfall aufgenommen wurde; so habe ich mehrere Arbeiten dieser Art übernommen, aus Furcht vor dem Anschein, ich könne den Eifer bey meinen Mitbürgern zwar erregen, allein nicht unterhalten. Die aber, welchen das Philosophiren ungemein gefällt, und die demungeachtet es mit Einschränkung getrieben haben wollen, fodern eine schwer zu beobachtende Mäßigung bey einem Dinge, das, einmal im Laufe, nicht mehr gezügelt noch zurückgehalten werden kann. Ich finde daher jene beynahe noch billiger, die ganz von der Philosophie abrathen, als diese, welche dem Unbeschränkten Schranken setzen, und bey einer Sache, die um so besser ist, je weitern Umfang sie hat, Mittelmaß verlangen. Denn entweder kann man zur Wahrheit gelangen: dann müssen wir uns nicht nur ihren

Besitz, sondern auch ihren Genuß verschaffen. Oder die Sache ist mit Schwierigkeiten verbunden; dann dürfen wir mit unserm Nachspüren nach Wahrheit doch nicht eher inne halten, als bis wir gefunden haben; auch brächte das Ermatten beym Suchen keine Ehre, da das, was gesucht wird, so schön ist. Denn macht uns die Schriftstellerey Vergnügen; wer will so mißgünstig seyn, uns davon abzurufen? Kostet sie uns Anstrengung: wer hat dem Fleiße des andern die Grenze zu bestimmen? Ist gleich Chremes beym Terenz, wenn er nicht will, daß sein neuer Nachbar

grabe oder pflüge oder gar etwas trage,

keinesweges inhuman: (denn er will ihm damit nicht die Lust zum Arbeiten, sondern nur den Geschmack an Sklavenarbeit verleiden): so sind doch jene Herrn ohne Noth geschäftig, die an einer anstrengenden Beschäftigung, die für mich nicht ohne Genuß ist, Anstoß nehmen.

Kap. II. Schwerer freylich *) ist denen Genüge zu thun, die als Verächter lateinischer Schriften auftreten. Bey diesen wundere ich

*) Anstatt die Uebergangspartikel ganz wegzulassen, habe ich diese gewählt, da die Beybehaltung von igitur in dieser Verbindung im Deutschen ein zu fremdes Ansehen gehabt hätte. Dieß igitur deutet, genau genommen, auf einen absichtlich ausgelassenen Satz hin: „Mit diesen Herren fertig zu werden, war eine leichte Sache. Schwerer also u. s. w."

mich erstlich darüber, warum bey den wichtigsten Dingen ihnen die Muttersprache nicht behagt, da sie doch wörtlich aus dem Griechischen übersetzte lateinische Theaterstücke nicht ungern lesen. Denn wer ist dem römischen Namen so feind, um die Medea von Ennius oder die Antiopa von Pacuvius zu verschmähen oder auf die Seite zu werfen? um die Euripideischen Stücke desselben Inhalts schön, in lateinischer Sprache aber unerträglich zu finden? **) Die Synepheben des Cäcilius, heißt es, und die Andria des Terentius sollte man lieber, als beyde Stücke von Menander, lesen? Ich bin so ganz verschiedener Meinung, daß, ungeachtet die Elektra von Sophokles unstreitig ein Meisterstück ist, ich dennoch die schlechte Uebersetzung des Attilius lesen zu müssen glaube. Licinius sagt von ihm: ferreum scriptorem; allein er ist doch ein Schriftsteller, den man lesen muß. Unbekanntschaft mit unsern Dichtern verräth immer entweder die geistloseste Gleichgültigkeit oder den ekelsten Geschmack. Ich wenigstens halte keinen für hinreichend gebildet, dem unsere Litteratur fremd ist. Unser Utinamne in nemore etc. lesen wir doch so gut als das Griechische: und platonische Untersuchungen über menschliche Glückseligkeit soll man in lateinischer Sprache nicht

*) Latinas oderit. Denn literas streiche auch ich aus.

vortragen dürfen? Wenn ich nun nicht das Geschäft des Uebersetzers treibe, sondern dessen, was von Schriftstellern, die ich schätze, gesagt ist, mich annehme und mein Urtheil und meine Art des Vortrags hinzufüge: was haben sie für Grund, griechische Schriften dem vorzuziehen, was stattlich vorgetragen und nicht aus dem Griechischen übersetzt ist? Denn sagen sie, bey den Griechen sey das abgehandelt: so ist kein Grund, warum sie selbst von diesen Griechen so viele lesen, als wirklich gelesen werden müssen. Was hat bey den Stoischen Lehrsätzen Chrysippus an Vollständigkeit fehlen lassen? Dennoch lesen wir auch den Diogenes, Antipater, Mnesarchus, Panätius, und viele andere; vorzüglich unsern Freund Posidonius. Nehmt Theophrast. Liest man ihn nur mit mäßigem Vergnügen, wenn er Materien abhandelt, die von Aristoteles früher abgehandelt sind? Nehmt die Epikureer. Hören sie etwa auf, über Dinge, über die schon Epikur und die ältern Philosophen geschrieben haben, nach eignem Gefallen zu schreiben? Werden nun Griechen von Griechen über einen und denselben, auf verschiedene Art dargestellten Gegenstand gelesen: warum sollen doch unsre Schriftsteller von unsern Landsleuten nicht gelesen werden?"

In den folgenden Kapiteln des ersten Buchs will Rec. nur bey verfehlten Stellen verweilen. So Kap. III. Quibus ego assentior,

dummodo de iisdem rebus ne Graecos quidem legendos putent. Dieß wird übersetzt: „In diesem Falle kann ich ihnen den Ekel freylich nicht verdenken: nur müssen sie schlechte Bücher deswegen nicht vorziehen wollen, weil sie griechisch geschrieben sind." Treuer würd' es heißen: „In diesem Falle stimm' ich ihnen bey: vorausgesetzt, daß sie über dieselbe Materie auch jene Griechen nicht lesen wollen." — Eine Grille besitzen S. 107 sagt man schwerlich. Praetore (wie Lambin, Davies und Ernesti aus guten Gründen haben, wofür — ich weiß nicht weßhalb — Bremi praetor stillschweigend in den Text zurückgenommen hat) ist von unserm Uebersetzer ganz ausgelassen. Die gleichfolgenden Verse des Lucilius hat er, bequem genug, lateinisch im deutschen Context stehn lassen. Bis sie besser verdeutscht sind, nehme man mit folgender Uebersetzung fürlieb:

Griech', Albutius, lieber als Römer oder Sabiner,
Landsmann des Pontius, Tritannus, der Centurionen,
Treflicher Männer vom ersten Rang, der Träger der Fahnen,
Wolltest du werden genannt. Drum Griechisch, als Prätor Athenä's,
Wie du begehrtest, grüß' ich dich, da du mir nahest.
χαῖρε, sag' ich, Titus: Lictoren, Volk und Cohorte:
χαῖρε, Titus. Seitdem ist Albutius Feind mir und abhold.

Weiterhin hätte sollen nach der von Bremi hinreichend vertheidigten Lesart aller Handschriften vel nobis dicam übersetzt werden.

Die Anfangsworte des vierten Kap.: Ego vero quum forensibus operis, laboribus, periculis non deseruisse mihi videor praesidium, in quo a populo Romano locatus sum — sind übertragen: „Was mich betrift, so glaube ich bisher am Ruder des Staats, und in den Angelegenheiten meiner Freunde, hinlänglich gezeigt zu haben u. s. w." Darf Hrn. Prof. E. die Forderung größerer Treue zu streng scheinen? Einige Zeilen weiter werden die Worte et iis servire, qui vel utrisque literis uti veliut, vel, si suas habent, illas non magnopere desiderent, folgender Maßen übersetzt: „Ich werde nicht nur den Liebhabern beyder Sprachen, sondern auch denen nützlich zu werden suchen, die in Fächern arbeiten, wo sie weder griechische noch lateinische Gelehrsamkeit nöthig zu haben glauben." Vom letztern steht ja auch kein Wort im Original. Cicero sagt vielmehr: „und denen dienen, die entweder der Schriften beyder Sprachen sich bedienen wollen, oder, wenn sie ihre eignen (d. h. Lateinische) haben, jene (nämlich die Griechischen) nicht sehr vermissen." — Weiterhin drückt Cicero das Thema des Buchs so aus: quid sit finis, quid extremum, quid ultimum,

quo sint omnia bene vivendi, recteque faciendi consilia referenda. — Dieß wird gegeben: „welches ist die Norm unsrer Glückseligkeit und unsers moralischen Verhaltens?“ Heißt das in der Copie etwas von der Farbengebung des Originals beybehalten? Ebenso gleich darauf: quod in omni munere vitae optimum et verissimum sit, exquirere: „eine Untersuchung, welche die Bestimmung des höchsten Princips menschlicher Glückseligkeit zum Zwecke hat“ anstatt: „das Forschen nach demjenigen, was am ganzen Geschenk (oder vielleicht, beym ganzen Schauspiel) des Lebens das Beste und Wahrste ist.“ Wozu S. 111. intrikat, da wir verwickelt haben? Negligi heißt nicht Verachtung verdienen. Am Schluß wird omnis quaestio de finibus bonorum et malorum übersetzt: „eine vollständige Untersuchung über den Begriff des höchsten Gutes und Bösen.“ Wie konnte doch ein Mann, wie Hr. E., eine so auffallende Wortverwechslung gerade an einer Hauptstelle sich zu Schulden kommen lassen? Unmöglich konnte er doch ignoriren, wovon in diesem philosophischen Werke des Cicero eigentlich die Rede ist.

Im Anfang des fünften Kap. läßt er den Cicero sagen, er habe Epikurs Vorstellungsart „mit einem Grade von Gewissenhaftigkeit dargestellt, welcher selbst den Vertheidigern dieses Systems nicht eigen“ sey. Cicero sagt ein gut

Theil bescheidener: „so, daß selbst die Vertheidiger dieses Systems sie nicht genauer auseinander zu setzen" pflegten. sic — ut ab ipsis, qui eam disciplinam probant, non soleat accuratius explicari.

Daß überall mit Hinweglassung des Ciceronischen inquam und inquit ein Torq., Ich u. s. w. gesetzt, und so statt der von Cicero mit Bedacht gewählten diegematischen Manier die Miene einer völlig dramatischen angenommen wird, wozu sich die ganze Composition gar nicht eignet, dabey gewinnt der Leser nichts; auf jeden Fall weniger, als Cicero verliert.

Kap. V. wird te minus eo delectari, quod übersetzt: „der Grund des Mißfallens, wovon Sie gegen ihn eingenommen sind, liegt vielleicht blos darinne, daß" Statt fünf Worte drey Mal so viel deutsche! Gehört diese Weitschweifigkeit auch zur Deutschheit? Oder ist's undeutscher, zu sagen: „du findest weniger Gefallen an ihm, weil" —?

Zu Anfange des sechsten Kap. hätte einige Rücksicht genommen werden sollen auf Bremi's Note über principio und primum. Auch hat hier der Text noch eine von keinem Herausgeber ganz befriedigend gelöste Schwierigkeit. Man sehe in Bremi's Note die Vermuthungen der Urtheile von Davies, Rhunken, Geßner, Ernesti ꝛc. Dem Rec. sey's erlaubt, zu diesen noch seine Vermuthung hinzuzufügen. Er

ändert nur die Interpunktion. Democrito adiicit perpauca: mutans, sed ita, ut ea, quae corrigere vult, mihi quidem depravare videtur. Adiicit wäre nun, wie gewöhnlich, nichts weiter als addit, verbunden mit seinem Object perpauca; das absolut hinzugesetzte mutans würde durch das gleich folgende hinreichend bestimmt. Mutans quidem nonnulla, sed ita etc. Nun läge auch der zweyte dem primum der Sache nach (wenn gleich nicht durch ein ausdrücklich hinzugefügtes secundum) zugeordnete Punkt näher. Nämlich der zweyte Punkt ist dann schon enthalten in dem: Democrito adiicit perpauca; mutans, sed ita, ut — depravare videatur. Was Bremi als den zweyten Punkt angibt: Epicurus autem in quibus etc. ist eigentlich nicht der zweyte Punkt selbst, sondern die nachfolgende weitere Ausführung desselben. Beyde Hauptpunkte wiederholt Cicero gegen den Schluß des Kapitels als bewiesene Resultate, nur in umgekehrter Ordnung: Ita quae mutat, ea corrumpit: quae sequitur, sunt tota Democriti. — Itaque attulit rem commentitiam wird übersetzt: „so ist er listig genug, sich mit einer Finte zu helfen." Finte ist offenbar zu unedel. Ne illud quidem physici, credere aliquid esse minimum. „Schon das kleidet keinen Physiker, daß er sich ein Wenig denket, was an Wenigkeit seines Gleichen nicht weiter

haben soll." Zehn Worte, wo ein Allerkleinstes ausreichte!

Der Anfang des siebenten Kap. Jam in altera philosophiae parte, quae est quaerendi ac disserendi, quae λογικὴ dicitur, wird übersetzt: „Im zweyten Theil der Philosophie, welcher Begriffs-Entwickelung und Berichtigung zum Zweck hat" 2c. Weiterhin ist qui hoc primus cognomen invenerit ganz übersehn. Eben so ist tertio consulatu nicht ausgedrückt. Severitatem adhibuit heißt nicht: „wie grausam behandelte er" 2c. Weiterhin sagt Cicero zu Torquatus: Nec mihi illud dixeris: Haec enim ipsa mihi sunt voluptati: et erant illa Torquatis. Ernesti: „Sagen Sie ja nicht, diese Dinge machen mir an sich Vergnügen. Das würde auch auf die Torquate passen." Nicht doch! die Worte et erant illa Torquatis hängen mit den vorhergehenden genau zusammen. „Sage mir nicht (spricht Cicero zu seinem Freunde Torquatus) diese Dinge (nämlich literae, historiae u. s. w.) machen mir schon an sich Vergnügen; eben so wie jene (nämlich labores, dolores pro patria suscepti) den Torquaten (meinen Vorfahren) an sich schon Vergnügen machten." Vergl. §. 34. und folgg. Am Schluß ist die Parenthese est enim — eruditi appellantur ganz ausgelassen, Rec. sieht nicht, weßhalb; und quamquam te video minime esse deterri-

tum übersetzt: „Wie ich sehe, sind Sie vielleicht der Einzige (wo sagt das Cicero?) der sich nicht verleiden ließ.“

Gleich im Anfang des achten Kap. wird philosophorum chorus unglücklich durch Philosophen-Zunft gegeben. Doch die ganze paraphrasirende Wendung taugt nicht: „Viel fehlt nicht, so hätten Sie dem Epikur sein Plätzchen in der Philosophen-Zunft so ziemlich genommen“, statt des einfachen, zugleich viel edlern: Tu quidem totum Epicurum paene e philosophorum choro sustulisti. Die vorhergehenden Worte: Quae quum dixissem, magis ut illum provocarem, quam ut ipse loquerer fehlen ganz nach der von Hrn. E. beliebten Manier.

Im neunten Kap. wird ipsa natura integre atque incorrupte iudicante übersetzt: (zu einer Zeit, wo) die Natur zu ihren Aeusserungen freyes Spiel hat. — Das. interesse enim inter argumentum conclusionemque rationis, et inter mediocrem animadversinem atque admonitionem. „Denn zwischen einem Beweise in schulgerechter Form, und einer blos auf Erfahrung sich gründenden Bemerkung ist ein großer Unterschied.“ — Etenim quoniam etc. „Weil nun“ — Alles ohne die erfoderliche Genauigkeit. Für Causae nimium confidere ist die Sache auf die leichte Achsel nehmen

nicht edel genug, eben so wenig Kap. 18. auf dem Nacken sitzen für impendere an der Stelle: mors, quae quasi saxum Tantalo, semper impendet.

Im zehnten Kap. am Schluß (oder vielmehr, nach der gewöhnlichen Abtheilung, im Anfang des eilften) für de omnium virtutum cursu ad voluptatem, „vom Zusammenhange aller Tugenden mit dem Wohlgefühle:" sehr matt. Im eilften ist auf Bremi's ohne Zweifel richtige Ausmerzung des tua bey manus keine Rücksicht genommen. Ueberhaupt scheint Hr. Ernesti von dessen Ausgabe, die doch ein Jahr früher erschien, als seine Uebersetzung, keine Notiz genommen zu haben. Die folgenden sehr leichten Kapitel geben weniger Stoff zu Erinnerungen. Nur ein Paar will Rec. noch machen. Im achtzehnten Kap. S. 163 der Uebers., wo Gattungen fehlerhafter Menschen aufgezählt werden, wird difficiles durch Hartherzige übersetzt; monstrosi durch Charakterlose! Oder las etwa Hr. Ernesti nach einer eignen Conjektur? So hätt' er sie uns doch zum Besten geben sollen. Denn Lambin's morosi, was auch dem Rec. das Wahrscheinliche ist, kann er nicht haben ausdrücken wollen. Daselbst heißt es: alii autem etiam amatoriis levitatibus dediti, alii petulantes, alii audaces, protervi, iidem intemperantes et ignavi

ignavi: „wo (bleiben) alle die verliebten Gecken, die schadenfrohen, frechen, ehrlosen, ausschweifenden, feigen und unzuverlässigen Menschen." Wäre petulantes an dieser Stelle nicht schicklicher und eigenthümlicher übersetzt die muthwilligen, audaces, dreisten, protervi, ausgelassenen? Cicero fährt zwey Zeilen weiter nach den Worten: multoque hoc melius nos veriusque quam Stoici so fort: Illi enim negant bonum quidquam esse, nisi nescio quam illam umbram, quod appellant honestum, non tam solido quam splendido nomine: virtutem autem nixam hoc honesto, nullam requirere voluptatem. Ernesti: „Ihr sogenanntes honestum, was sie zum höchsten Gute stempeln, ist ein täuschender Schatten, ein glänzendes Wort ohne Sinn. Die Tugend, sagen sie nun, die sich bloß auf dieses Schattenbild gründen soll, habe mit dem sinnlichen Wohlgefühl ganz und gar keine Gemeinschaft." Torquatus redet von dem, was nach der Meinung der Stoiker ausschließend gut ist, wovon die Uebersetzung schweigt. Ein glänzendes Schattenbild ohne Sinn ist ein härterer Ausdruck, als Torquatus braucht u. s. w. Warum auch hier nicht den wohlgewählten Worten näher: „Denn sie behaupten, nichts sey gut, als jener Schatten, bey dem sich nichts Deutliches denken läßt, (nisi nescio quam illam umbram),

den sie das Anständige mit einem Namen, der weniger Grund als Glanz hat, nennen: die Tugend aber, die sich auf dieses Anständige gründe, bedürfe keines sinnlichen Vergnügens." Auch bey der Anmerkung S. 167, der einzigen, die Hr. E. beym ersten Buche macht, kann Rec. seiner Erklärung nicht beystimmen, verspart aber die seinige, da er vielleicht schon zu weitläufig geworden ist, auf eine andere Gelegenheit.

Möge die Fortsetzung des Werks, bey welchem der Verleger es an einem anständigen Aeußern nicht fehlen ließ, uns etwas mehr von Cicero's Geist und Kunst erblicken lassen!

XIII.

Briefe eines jungen Gelehrten an seinen Freund. Zum Besten der Schweizerwaisen herausgegeben. Tübingen, Cotta 1802. VI. und 406 S. gr. 8.

Diese Briefe sprechen sich selbst zu deutlich aus, als daß ihr Verf., der berühmte Geschichtschreiber der Schweiz, unbekannt bleiben könnte. Sie sind von Joh. Müller an von Bonstetten in den Jahren 1773 — 1780 geschrieben und charakterisiren uns mit den sprechendsten Zügen zwey junge Männer von ganz originellem Schweizersinn, von hoch aufstrebendem Geist, voll Durst nach Wissen und Wahrheit, nach ächter Freyheit des Geistes und nach einer hohen Vollendung ihres ganzen Menschen. Es ist bey Müller noch alles im Werden und Gähren, und es ist eine von den vielen anziehenden Seiten dieser Briefe, daß man hier sieht, wie und auf welchen Wegen der große Mann das

ward, was er geworden ist: aber gewisse feste Züge und Grundsätze, Keime des künftigen vollendetern Gelehrten, Weisen und Menschen, blicken schon überall durch, und selbst die Irthümer des Verstandes, die man wohl gar Ketzereyen schelten wird, sind die Irthümer eines großen Geistes und meist mehr werth als die triviale Wahrheit gemeiner Seelen. Welchen Genuß für Geist und Herz bieten diese Briefe dar, und wie müßten sie junge feuerfangende Gemüther zu allem Schönen, Guten und Großen entzünden, wenn unser Zeitalter, das nur Licht und keine Wärme hat, noch hoher Begeisterung fähig wäre! Denkungsart, Gesinnung, Freundschaft, Ideengang, selbst der Styl dieser Briefe sind semota a nostris moribus sejunctaque longe.

Die Herausgeberinn dieser unvergleichlichen Briefe ist Mme Brün, geb. Münter, in Kopenhagen. Sie erhielt sie von Bonstetten zum Geschenk, mit Vorwissen von Müller, und gab schon einen Theil davon im deutschen Magazin heraus. Indeß erklärt sie, daß weder der Verfasser noch der Empfänger Antheil an der Herausgabe haben: „In ganz andere Bahnen des Lebens verschlungen, sehen sie lächelnd auf diese schönen Tage ihrer Jugendfreundschaft zurück, und obgleich treu geblieben wie Wenige dem Bunde ihrer Seelen zur unsterblichen Freundschaft und zum Vorwärtsstreben nach

einem hohen Ziele — ist doch der zarte Farbenduft abgestreift, und jene leisern Töne einer harmonischen Jugend sind im großen Weltorkan verhallt." „Darum, setzt sie hinzu, übergaben sie die Pflege des Jugendgartens — (o daß doch auch Bonstettens Briefe beygefügt seyn möchten!) — der weiblichen Hand, weil um den beschatteten Heerd weiblicher Eingezogenheit die Blüthe des Gefühls länger Schutz findet — weil ich bat für diesen hesperischen Hain, in welchem der empfindende Menschenkenner den Lorbeer des Siegers und die Palme der Unsterblichkeit ahnend entsprießen sieht."

Um wenigstens einem kleinen Theil nach das Ausgezeichnetere, Charakteristische, den Geist erhebende und das Herz erquickende dieser Sammlung bemerklich zu machen, wollen wir den Briefsteller durch sein Werk hindurch begleiten, uns selbst zum Genuß, und, wir hoffen, auch einem Theile von Lesern zur Freude.

Müller hatte Bonstetten kennen lernen und ward beym ersten Anblick von seiner Miene, die etwas Weises, Gutes und Hohes verrieth, ergriffen. Er ward dadurch aufmerksam, zog nähere Erkundigung über Bonstetten ein, welche ihm Hochachtung einflößte, suchte ihn, las in seinen Augen, daß er ihm nicht gleichgültig sey, und schrieb ihm nun S. 2: „Erlauben Sie mir das freye Bekenntniß, daß ich

Sie von ganzem Herzen, mehr als meine übrigen auswärtigen Bekannten und Freunde alle, liebe. Erlauben Sie mir den warmen Wunsch, so vertraut mit Ihnen als mit meinem eignen Herzen sprechen zu dürfen; Ihr Freund so gut als mein eigener zu heißen, vom 10. May 1773 bis an unsern Tod, eine neue, große, wichtige Epoche meines Lebens von Ihrer Freundschaft anzufangen." „Ich habe lange den Umgang eines Freundes der Weisheit gewünscht, der mir ungefähr gleich an Jahren, die gleiche Bahn des Lebens mit mir durchwanderte, und in dessen treuem Schoos ich meine Entwürfe und Ueberlegungen, Vaterland, Wissenschaften und menschliches Geschlecht betreffend, mit freundschaftlicher Freymüthigkeit ausschütten könnte. So dürstet in der Wüste von Irack ein beduinischer Araber nach einer erlabenden Quelle, wie ich, o Freund! nach Ihres Gleichen verlangte. Es giebt kein Hinderniß unserer Freundschaft in der Welt, wir beyde können schreiben, Bern und Valeires liegen nicht jenseit des Weltmeeres und wir sind Eidsgenossen. Eidsgenossen, theurer B! im engsten Sinne wollen wir's seyn. Es sehe kein Mensch die Briefe, welche das Gemälde unsrer Herzen enthalten, unsere Tugenden und Fehler, unsere guten und unvollkommnen Gedanken und Entwürfe, unsere freundschaftlichen Ahndungen und Zurechtweisungen erzählen. Ich

zeige mich Ihnen, so fehlerhaft ich bin, offen und frey. Soll Freundschaft unter uns seyn, so schlagen Sie ein, so öffnen Sie, so ganz wie ich, Ihr schönes Herz gegen meines, das sein Verdienst darin setzt, ganz Ihnen zu gehören.“ „Lassen Sie uns beyde, edler Freund! mit Glanz und Ehre auf dem großen Schauplatz erscheinen, unsere Freundschaft sey aber altmodisch, nicht wie der großen Welt, sondern wie der wenigen Edlen Freundschaft! Ihr großes Herz mahne mich auf die richtige Straße zurück, wenn zu viele Lebhaftigkeit mich von derselben entfernen will.“

Nach einer ziemlich langen Pause, erst im Jahr 1774, schreibt wieder M. an B., und giebt ihm theils scherzhafte theils ernste Rathschläge, wie er sich die Landvogtey Nyon versichern soll. Die Aussichten scheinen fehlgeschlagen zu seyn. B. versank in Lebens-Ueberdruß und M. schrieb ihm S. 8: „Mein einiger Freund, versprechen Sie mir, ohne mein Vorwissen keinen entscheidenden Entschluß zu fassen; ich will Nichts werden in gleichem Augenblick wie Sie, wenn der Hauch der Gottheit verfleugt: ich will das Universum unter tausend Metamorphosen an Ihrer Seite durchwandeln, wenn sich diese unsre Seelen gleich Schmetterlingen entwickeln; ohne Sie werde ich nie glücklich seyn, bey Ihnen immer des Unglücks Linderung finden.“ In einem

andern Briefe sagt Müller S. 12: „Ich verschenke Provinzen wie der Kaiser Hadrian. Je mehr ich die ganze Ausdehnung der Wissenschaft des gemeinen Wesens und der Regierungen einsehe, desto determinirter werfe ich außer dem Kreis meiner Studien, was blos idealisch ist, oder was andre uninteressante Dinge betrifft. Nichts hasse ich ärger als die idealischen Träume ꝛc." Mehrmal äußert der Verf., daß sich die Kunst wohl zu reden und zu schreiben weniger durch Regeln als durch classische Beyspiele lernen lasse, daß sie aus einem Kopf voll Ideen, Bilder und edlen, freyen Wortfügungen der ein- und ausländischen Sprachen von selbst komme. S. 15 sagt er: „Chesterfields Beyspiel und Rath muntert mich auf, Einkleidung, Ton und Schreibart besser als bisher zu cultiviren, den rauhen Marmor deutscher Erudition zu glätten und von den Gemälden, welche in meiner Seele durch einander liegen, immer mehr den Schulstaub abzuwischen und sie dem Zuschauer in ihrem gehörigen Lichte vorzustellen." Er machte nämlich damals schon die ernstesten Anstalten zu seinem unsterblichen Werke über die helvetische Geschichte und theilt seinem Freunde hier und anderwärts Idee und Plan desselben mit. Vgl. S. 62. f. Die Geschichte dieses Werks zieht sich gewissermaßen durch die ganze Briefsammlung hindurch.

Man weiß, wie oft in den letztern Jahren die Encyklopädisten und ihr Werk beschuldigt worden sind, zur Herbeyführung der französischen Staatsumwälzung mitgeholfen zu haben. Man lese, was Müller schon d. 1. Dec. 1774 darüber urtheilte: „Die Encyklopädie sehe ich als eine Quelle des Umsturzes der franz. Monarchie an. Alle innerliche Unruhen, welche Liguen gegen das gemeine Beste veranlassen, kommen von Leuten her, welche die Regierung und Politik zu kennen glauben, aber nur von fernem ein Ganzes ohne die Lünette eigner Erfahrung in Details gesehen haben; so daß ein Minister, welcher nicht neben den großen Angelegenheiten der Republik auch die Handwerker alle kann kennen lernen, eine Encyklopädie wohl anwendet, der gemeine Meutmacher aber sich durch solche Lectüre zur Staatsreformation berufen glaubt; es ist daher wichtig, daß der Staatsmann den Fortgang supersicieller und blos allgemeiner Kenntnisse einschränke, wenn nicht alle Details im Gemeinen- und Privatwesen verderben sollen." Ein wahres Wort über Gleichheit der Stände steht S. 20: „Was Sie mir von den Vorzügen eines Staates, wo alles gleich sey, schreiben, ist eine fanatische Schimäre, welche Ihnen Rousseau beygebracht hat. Ein solcher Staat hat nie existirt. Nirgend ist die Ungleichheit größer und choquanter als in den Popularstaa-

ten. Nie hat eine Demokratie länger als 5 Minuten subsistirt."

Der Freund hatte Müllers Streben nach Auszeichnung und Ehre auch durch äußre Hebel gemißbilligt und ihm die Freundschaft und die Wissenschaften als die beyden Punkte vorgezeichnet, die einen Mann von seiner Denkart allein glücklich und andern nützlich machen könnten. M. gesteht dieß ein S. 21: „Es scheint mir, Ruhe und Glück, Vergnügen und innerer Werth durch den Weg der Wissenschaften weit leichter, sicherer und für mich schicklicher zu erreichen. Machiavell und die Ehrsucht hatten mich einige Monate verdorben. Die Historie, die geheime Chronik verschiedner heutigen Höfe, Bonnet, Ihre Freundschaft und die Schottländer und Engländer [er hatte Umgang mit Einigen] machen mich wieder tugendhaft und brav. Welche Ruhe, welche Munterkeit, welche Geisteserhebung mir die Philosophie giebt, kann ich Ihnen nicht ausdrücken!"

Der Beherzigung werth ist, was er über das Generalisiren in der Geschichte S. 24 sagt: „Die Wissenschaft, welche so viel generalisirt, dünkt mich nicht allein ihrer Natur nach sehr unsicher, sondern besonders im bürgerlichen Leben uns den Inconvenienzen, welche Sie — den Studien überhaupt zuschreiben, am meisten Platz zu geben. Die ins Allgemeine räsonnirende Politik hat oft auf mich

den gleichen üblen Effekt, und Facta ohne Detail waren anfangs der Ursprung aller meiner unerhörten Unvorsichtigkeiten. Das Studium derjenigen Geschäfte, welche uns besonders obliegen, und der Menschen, theils im Umgang theils in den allerspecialsten Memoiren, heilt uns hievon. Anfangs war die Geschichte nichts als die Vorrathskammer aller Erfahrungen zum Unterricht in Führung der Geschäfte: seit sie aber in Universalhistorie ausgeartet, und seit wir uns in die allgemeinen Ideen verliebt haben, hat sie ihren wahren Nutzen verlohren."

Wie es im Innersten seiner Seele arbeitete, davon mögen folgende Stellen eines Briefs, den er im Anfang des Jahr 1775 schrieb, zeugen S. 26. „Meine Seele ist in ihrem tiefsten Grund gerührt; wie ein Wort Gottes fällts immer auf mein Herz: Omnes homines, qui sese student praestare ceteris animalibus, summa opera niti decet, ne vitam silentio transeant veluti pecora, quae natura prona et ventri obedientia finxit." „Gott helfe mir dieß Jahr, es soll in mein ganzes Leben wichtigen Einfluß haben. Ich muß mich ma foi anstrengen, den 13. Jan. habe ich das Jahr angefangen, in welchem Isaac Newton die großen Geheimnisse der Natur entdeckte. Wer lehrt mich dieß Jahr den Gang der Staaten und der Menschen?" Auf die Kunst zu reden kommt er hier abermals bey

der Lectüre von Rousseau zurück: „Hat er nicht das ganze denkende Europa entzückt, sind sie nicht alle, seine Mitbürger ausgenommen, zu seinen Füßen, und lernen — nichts; (das leztre findet er in einem andern Briefe selbst zu hart geurtheilt;) beten ihn an, nur weil er die Sprache so allmächtig führt wie Gott Jupiter seine Donner. So will ich dann dieses großen Instruments mich auch bemächtigen. Von der Völkerwanderung bis auf Erasmus hat man gestammelt, von Erasmus bis auf Leibniz geschrieben, von Leibniz und Voltaire bis hieher räsonnirt, so will dann ich — sprechen. In unsern Alpen rollt der Donner und wiederhallt durch ganze Kantone; aus ihren Eingeweiden ergießen sich der Rhein und die Rhone, sie stürzen von den Felsen der Eidgenossen mit majestätischem Brausen in die niedere Flächen der Germanen und Belgen: warum dann, o Freund! gleicht die Sprache selbst unserer schönen Geister nur dem Staubbach, sprizt blos nassen Staub in die Augen, reißt nicht die Herzen fort? Die Germanier wollen hinreißen, aber ihr Strom fließt durch ein unebnes holprichtes Bett, und wer ihm folgt, bleibt stecken und wird zerfleischt. Unweit meinem Vaterland fällt der Rhein 80 Schuhe vom Felsen herab; wenn die Sonne aufgeht, glänzt der Schaum seiner Wellen wie Iris; keine Gewalt widersteht ihm; Fische, Schiffe,

was ihm naht, reißt er hin; der erstaunte Fremdling verliert Gegenwart des Geistes und nähert sich mit Schauder. Mein Nutze von S. sey diesen Lauffen, der mich lehre, was Cicero und Quintilian im stillen Kabinet: wie die Beredsamkeit seyn müßte."

Schön ist folgende religiöse Aufwallung S. 33: „Bonnet liest die Contemplations mit mir. Wie dieß den Geist, das Herz erhebt, wie alle Größe der Aufopferung der Tugend unwürdig erscheint, wie die Seele weit über das Unglück des Erdbodens sich erhöht und ich mich zu existiren freue! — Bewahre Gott vor dem Traum, diese Universa wären ein Zufall. Wahrhaftig ich will, ich muß glauben, Etwas, das ich nicht kenne, aber respektire, habe die Maschinen in Trieb gebracht. Ein Somnium Scipionis träume ich; und wenn Carthago und Rom wie Monaden erscheinen, o Freund, was müssen Punkte wie Romainmoustier seyn!"

Im nächsten Brief S. 34 nennt er Cicero den glücklichsten, den würdigsten Sterblichen, wenn er den Musen treu geblieben und nicht mit der Intrigue gebuhlt hätte. Ueber Collectaneen eine interessante Stelle: „Gemeiniglich machen Collectaneen das Papier weiser als dessen Eigenthümer, und bilden Schriftsteller nicht Menschen; unglücklicher Freund, unglückliche Stadt, deren Obrigkeit, dessen

Freund in fremdem und eigenem Nothfall über seine Excerpten laufen muß. Warum Schätze sammeln, welche die Wellen verschlucken, das Feuer verzehren, ein umgeworfenes Dintenfaß vernichten können?— Warum führen die Philosophen das gemeine Wesen übel? Warum ist das Genie seltener als im Alterthum? Weil Homer und Shakspeare nicht Adversaria stoppelten, um unsterblich zu werden, weil ihr Genie nicht unter Folianten erstickte. Ich will observiren und die Bemerkungen tiefer in die Seele, seltner aufs Papier schreiben. Die Weisheit, der Werth des freyen Mannes von Genie soll in ihm selbst seyn, und die Tyrannen, welche Europa fesseln und fesseln wollen, sind nicht strengere Unterdrücker als unsre eignen Vorurtheile und beschwerlichen Gewohnheiten."

Seine äußre Lage machte Müllern muthlos und brachte ihn an den Rand des Lebensüberdrusses, in welchem der Brief S. 37. ff. geschrieben ist. Doch auch hier erheitert er sich im Gespräch mit dem Freund: „Nun, schließt er, ich eine Stunde mich mit Ihnen unterhalten, bin ich glücklich und heiter; so, sagt der Koran, erleuchtet ein Blitzstrahl plötzlich die dickste der Nächte, aber die Finsterniß wird dicker nach ihm."

Als sich Bonstetten im J. 1776 verheirathet hatte, schreibt ihm M. S. 61: „Die

Liebe erstickt in gemeinen Seelen die sanftern und stillern Gefühle der Freundschaft, aber mein Freund, wie alle starken Seelen, weiß Mann zu seyn, wo und wann er Mann seyn soll, Freund gegen seinen Freund, und jede Tugend hat ihre angewiesene Stelle, und keine schadet durch Uebermaaß der andern." Dieß bestätigte auch der Erfolg. Bonstettens eheliches Glück that seiner feurigen Freundschaft gegen M. nicht den mindesten Abbruch. Eine andre Aeußerung über seine Freundschaft gegen B. steht S. 69. f. „Ich halte es für eine unschätzbare Glückseligkeit, im 21sten Jahr meines Alters zufallsweise unter einer Menge von 42 Menschen den ausgefunden zu haben, welcher mich durch die mancherley Abwechslungen meines Lebens brüderlich bis an meinen Tod begleiten will, und würdig ist, den ganzen überfließenden Strom meiner Freundschaft in sein Herz zu fassen, und, der einige unter allen, edel und empfindlich genug ist, mich zu lieben, wie ich bin! Auch muß meine Freundschaft Ihnen schätzbarer werden, je mehr ich mich aufkläre, und je gesetzter und weiser meine Seele wird."

Der edle Bonnet, von dem M. S. 66 sagt: „Er ist wahrhaftig ein Halbgott; einen praktischern Philosophen, einen edeldenkendern und liebenswürdigern Mann kenne ich weder in der Historie noch in der Welt, und was

das schönste ist, ist, daß alles dieses aus Kraft seiner Philosophie, nicht aus bloßem Triebe geschieht.“ Dieser Mann, der mit seiner eben so achtungswerthen Gattinn ohne Kinder ein eingezogenes Leben führte, bot Müllern, dem es an Ressourcen fehlte, an, bey ihm in Genthod zu leben. M. nahm dieß großmüthige und freundschaftliche Anerbieten an. Wie wahr sind folgende Urtheile S. 77. „Die Lectüre soll eine Nahrung der Seele seyn, aber eben deswegen soll man lauter kräftige Speisen wählen; einige überessen sich, und Bonnet selbst bekennt, daß Haller durch die Unermeßlichkeit des Lesens sein Genie fast erstickt habe.“ „Ich finde, daß der Schriftsteller, welcher erhaben denken und sprechen will, anheben muß mit der Veredlung und Erhöhung seines eignen Geistes. Daher nähre ich mich von der vortrefflichen Philosophie Zenons und Sokratis, und wende alles auf mich selbst an. Ich halte eine gewisse Ascetik für nothwendig, um sich über die gemeinen Menschen zu erheben.“ S. 78: „Einen ewigen Bund soll die Schweiz mit Frankreich erst in einer künftigen großen und unüberwindlichen Noth schließen. Dieß ist das große Goldstück, mit welchem wir in der letzten Noth noch einen Rest Freyheit werden erkaufen können.“ Ueber sich sagt er S. 80: „Ich bekehre mich täglich zur Schule Catons und der Brutus. So oft ich mir etwas versage,

sage, so erhebt sich mein Geist und der Mensch darf nur seine Vernunft fühlen, um göttliche Augenblicke zu genießen. Mehr aber, als selbst der Weisen ihre Regeln, wirkt auf mich die Betrachtung meiner Bestimmung, und die Begierde, durch die Uebereinstimmung meiner Grundsätze mit meinen Lehren und meiner Lehren mit meinen Handlungen unser Vaterland zu unterrichten und zu ehren, mir selbst aber auf die folgenden Zeiten einen wohlverdienten Namen zu erwerben."

Wer könnte sichs versagen, folgende schöne Stellen S. 82. f. abzuschreiben: „Sulzer, dieser liebenswürdige, dieser universelle, dieser tugendhafte Weise, den wir gesehen, mit dem ich vier Tage gelebt, mit dem ich gegangen, gesprochen, gelacht, geseufzt, empfunden, Hrn. Bonnets Freund, die Zierde unserer Nation, ist nicht mehr. Er ist in seiner unberühmten Vaterstadt, auf seiner Heimreise nach Berlin, gestorben. — Sulzers Tod sollte die Materialisten belehren. Wie, Gott sollte ein Genie, das sich so hoch vervollkommnet, auslöschen? Wenn ich an Sulzers Geist, an sein Gesicht, an seine Heiterkeit, an sein Herz, an seine Liebenswürdigkeit zurückdenke, so liebe ich die Wissenschaften und die Tugend zweymal mehr. Theurer B., so wollen wir denn unsere Seelen von dem Pöbel der sinnlichen Menschen absondern, so wollen wir denn in dem Licht

der Wissenschaften und unter dem Trost der Freundschaft jenem Tag nahen, der auch mich, der auch Sie endigen wird. Mein größtes Glück ist, unter 800 Milljonen Menschen Sie gefunden zu haben. Schon lang hab ich mir nichts mehr übrig gelassen, das ich Ihnen übergeben könnte; so bestrebe ich mich denn, dem, was ich Ihnen gegeben, einen höhern Werth zu geben. Hier in der Einsamkeit der Schattenhütte, von aller Welt abgeschieden, und allein zwischen der Erde und den Sternen versprich mir und ich verspreche dir, daß unsere Seelen, welche sich nie trennen werden, sich auch ohne Unterlaß wechselseitig vervollkommnen sollen. Es ist uns von demjenigen, welcher die Dinge dieser Welt verkettet hat, aufgetragen worden, Freunde zu seyn, und uns glücklicher zu machen, das ist, weiser und besser."

Merkwürdig ist Müllers Bekenntniß S. 91: „Ueber den standhaften und rühmlichen Planen eines nützlichen und unsterblichen Lebens hab ich allem, was die Menschen für angenehm und ergötzlich halten, nicht nur dem Vergnügen sondern auch der Liebe, nicht nur der Schwelgerey, sondern auch dem Wohlleben, nicht nur der Habsucht, sondern auch der Ehrsucht abgesagt; B. ist mein Alles, Sie machen mir jeden Kampf leicht und jede Enthaltsamkeit süß."

Eine ziemlich in Erfüllung gegangne Ahndung steht S. 95: „Es ahnet mir, die Zeit kömmt, da es in der Historie Scholastiker geben wird, wie vormals in der Philosophie. Diese mißbrauchten den großen und ehrwürdigen Namen des Stagiriten; jene werden so thun mit dem Namen Montesquieu's. Alle alten Grundsätze werden in ein metaphysisches Gewand gewickelt werden, neu scheinen, alt seyn und unverdiente Reputationen machen. Es ist fast unmöglich, diese neuen Politiker und Historienschreiber zu beurtheilen, so blenden sie, so subtil ist ihr Spinngewebe, so durchsichtig, so unbegreiflich ist ihr Lehrgebäude."

S. 115 vergleicht sich M. mit Maria Stuart, seinen Freund mit Essex: „Maria Stuart hat in Schottland unter diesem theologischen Volk lauter Dinge gethan, die ich fähig wäre zu begehen; auf ihren Irrwegen hab ich mich fast allemal auch gefunden. Ihr aber sahet vor etlichen Jahren, und fast jetzt noch, genau dem Essex gleich; es hat mich so frappirt, daß ich ihn von Herzen lieben mußte."

Große Aussichten, Vorsätze und Gedanken enthält folgende Stelle, d. 27. Febr. 1775 geschrieben, S. 135: Wann ich alles überdenke, was ich beobachtet seit dem Julius 1773, die gränzenlosen Gefilde, die sich mir täglich öffnen, dann freue ich mich herzlich dessen, wodurch ich bey mehrern Jahren und mehrerer

Erfahrung vielleicht werde können Völker unterrichten, in der Stille meines Kabinets Trost, und, was mehr ist, Rath für die unterdrückte Menschheit erfinden, und in die fernsten Zeiten den Wiederhall der Freyheit und der Geisteserhebung erschallen machen. Gott bewahre mich nur vor Träumen: die Erfahrung der vergangenen Zeit soll mich im Labyrinthe der Politik leiten, ich will für die europäische Freyheit leben und für die Völker denken. Dieser Enthusiasmus wird dir kühn scheinen, mein Liebster, aber welchen Samen haben die Griechen und Römer ausgestreuet, und wer weiß, aus welcher Idee Cicero's oder Taciti im Geist Mylord Halifax'en, oder wer weiß welchen Lords, die englische Verfassung hervorgekeimt ist? Wer zählt die heroischen Tugenden, welche diese ehrwürdigen Genie's hervorgebracht haben? Und war es nicht Homerus, welcher den großen Alexander entflammte? war es nicht Curtius (nur Ein Curtius) der durch Karln XII. den ganzen Norden erschütterte? und d'Avila, der Karln II. fast unumschränkt machte? Wenn wir verschwinden, so will ich arbeiten, damit mein Name so lang bleibe als möglich, memoriam nostri quam maxime longam efficere. Wenn Bonnet Recht hat, desto besser, dann werde ich entweder selbst die Frucht haben, welche ich nun säe, oder ich werde in fernen Gegenden des Firmaments am Glück von Natio-

nen arbeiten. Und wenn es möglich ist, sich nach seinem Tod durch die guten Thaten des verflogenen Lebens etwas zu verdienen, dann will ich bis an meinen Tod denken und nützen, weil ich eine Glückseligkeit verdienen will, die mir lieber wäre als die Monarchie der Erdkugel; das Glück auch alsdann mit dir zu leben. Es ist gewiß, daß Jemand die Kette in der Hand hält, welche alles umfaßt: von dem hab ich Dich zum Geschenk bekommen, nicht für die kurze Lust des Lebens, sondern als einen Lichtstrahl, welcher die todte Masse meiner Fibern in Flammen setzen und alle meine Ideen elektrisiren soll. Das ist kein Fanatismus, mein Lieber; denn nicht eigentlich um dieser ungewissen Hofnungen willen arbeite ich; ich möchte nun und in unserm Leben mich auszeichnen unter allen unsern Zeitgenossen, und durch die edelsten Unternehmungen. Du wirst mich niemals sehen, Aufruhr lehren, wie die Franzosen thun; noch die Religion stürmen, noch die unbekannten, stillen, unfruchtbaren Tugenden predigen, sondern zu gleichem Zweck den Irrthum und die Wahrheit dienen machen, und statt der Zärtlichkeit, der Eingezogenheit, der Bescheidenheit; Ruhmbegierde, Heldenmuth, Freymüthigkeit und Edelmüthigkeit anpreisen."

In einem Briefe v. 30. Jun. 78 verweist M. seinem Freunde alles Ernstes das unruhige

Treiben und Streben nach Würden. Seine Plane würden ihm mißrathen, bis er eine Beschäftigung wähle, die für seinen Geist schwer genug, für seine Einbildung unterhaltend und wichtig für die Befestigung seines Entschlusses sey. S. 243: „Hast du nie im Schlaf den Chor der neun Musen dir schmeicheln gesehn, daß du einer aus ihnen, als deiner Göttinn, eine ewige Treue schwörest? hat keine deine Hand ergriffen: Komm B.; laß deinem Freund sein Italien, die rauhen Römer, die wilden Alpen, und komm in den parnassischen Hain; lerne griechisch, unsere erste Sprache, worin der blinde mäonische Dichter in der antiken Majestät die unsterblichen Götter und Menschen besang, Lycurgus die ernsten Rhetra sprach, Anakreon scherzte, und wider Philippum der Attische Chatham donnerte; siehe B., den göttlichen Plato, den scharfsichtigen Geist Aristotelis, den sanften liebreichen Xenophon, den hohen Sophokles und Pindarum, den brausenden Strom von hohen Gedanken und Bildern; siehe, unser Griechenland, unsre Jonischen Küsten, Tempel der Grazien, wie reich an Staaten und an Gesetzen! Ueber Unserer Sprache wirst du alles vergessen; denn ist nicht eben sie die Musik? und meynst du, der Honig des Hymettus sey lieblicher gewesen oder anmuthiger als der Umgang unserer Weisen ist? Du wirst alle lesen; jeden in seinem Rang,

nach seinem Alter; und ihre Weisheit in Schriften verfassen. Wenn die Europäer nun wieder nach Athen kommen, so wirst du ihnen das Alterthum auslegen, und Amerika wird begierig horchen, was maaßen Colonien, wie sie, entsprungen und verschwunden sind, und einst wird ein Mann in der neuen Welt sagen: Die griechischen und römischen Schatten haben in ihren stillen Wohnungen über die mühseligen Menschen sich erbarmet; hierauf haben sie zwey von ihnen, die durch einen Freundschaftsbund vereinigt waren, abgesondert und ausgesendet; sie haben zu Schinznach auf der Erde einander gefunden; aber die Nichtswürdigkeiten der Zeit haben sie nicht lange aufgehalten, der eine habe sich zu den Füßen Cäsars niedergelassen und habe die Triumphe und Waffen beschrieben, hingegen Du habest im thucydideischen Style durch die attischen Geschichten, als durch Bildnisse, Deine Schweiz und alle nachkommenden Völker vor ihrem Untergange gewarnt."

Einen riesenhaften Plan seiner Lectüre theilt er S. 245. f. seinem Freunde mit: „Sage mir, ich bitte Dich sehr, ob die Liebe der Alten mich verblende? Sie stärken ohne Zweifel den Geist; bey ihnen sieht man die längstverhüllte Natur. Soll ich nicht nun das ganze Alterthum ununterbrochen lesen bis auf die Gothen und Longobarden, wo sich die Alten

an Muratori schließen, hierauf alle Italiäner in den tausend folgenden Jahren bis auf den Tod Lorenzo de Medicis, alsdann von Machiavell, dem Haupt der Schaar der Neuern, bis auf die Schriftsteller, mit welchen wir nun leben? Antworte mir über diese lange Reise durch acht und zwanzig hundert Jahre. Ist nicht etwas ruhmwürdiges in derselben. Soll nicht auch mich, wie die Götter den Achilles, das ganze Alterthum bewaffnen wider die Feinde des guten Geschmacks, welche vorzeiten in ihren Zellen und nun beym Frisiren und an den Toiletten die Sachen der Götter und Menschen beschreiben? Oder ist es nicht gut, im 27sten Jahr beym Eintritt in die Welt über der Gelehrsamkeit auch den Charakter des Lebens und Geschmackes nicht zu versäumen, sondern sich zu dem, was man sagen oder schreiben soll, und was vielleicht auch zu unternehmen verkommen möchte, in der Schule dieser hochgesinnten Staatsmänner vorzubereiten?"

Vom J. 1779 an hielt Müller Vorlesungen über Geschichte in Genf; dieß fixirte ihn theils mehr, theils spornte es ihn, in seine historischen Kenntnisse noch mehr Vollständigkeit zu bringen.

Bemerkenswerth ist, was er bey Gelegenheit seiner historischen Studien S. 294 über Deutsche und Franzosen sagt: „Ich gestehe dir, daß die Franzosen mir mehr und mehr miß-

fallen, und ich die Deutschen lieb gewinne, jene machen ein gewaltiges Geräusch und alles heißt Genie, und quum nihil in medio, in den auswärtigen Historien haben sie alles verstellt, und wenn man die Quellen liest, glaubt man sich in einer neuen Welt; an der ungelenksamen Schwere vieler Deutschen, und an der unglücklichen Schöngeisterey der andern ist unser Nationalgeist unschuldig, denn weil sie sich von ihm entfernen, fallen sie in diesen Fehler. Ich halte täglich mehr dafür, daß die alte Tugend im Süd mit Rom vergangen, und im Norden weniger durch die Knechtschaft, als die fremden Sitten (der Knechtschaft Quell und Wirkung) vermindert, wenn aber irgendwo noch beym deutschen Volk und in unsern Armeen unterhalten worden ist. Unter dieser Tugend verstehe ich die Standhaftigkeit und eine gewisse Kraft im Gemüth, eine Wirkung des einfachen und beschäftigten Lebens gesunder Leute."

Seine Vorlesungen fanden Beyfall und wurden ihm reichlich gelohnt. Dieß gab ihm ein erhöhteres Selbstbewustseyn und machte ihn zufriedner, ausgenommen in einzelnen Perioden, wo seine hervorstechende Neigung zur ganz freyen, unabhängigen Lebensweise und zur unbeschränkten Verfolgung seiner wissenschaftlichen und historischen Plane ihn mißvergnügt über die Nothwendigkeit machten, einen Theil sei-

ner Zeit fremden Zwecken oder seinen Bedürfnissen des Lebens-Unterhalts aufopfern zu müssen.

Aus einer angehängten schönen Einleitung, die er zu einer Geschichte der Schweiz schreiben wollte, setzen wir noch den schönen Anfang hieher: „In früher Jugend erweckte in mir die Geschichte großer Männer die Begierde sie nachzuahmen; aber um mich her regierten die Mäßigung und die stillen Tugenden. In kleinen Staaten ersterben große Gedanken aus Mangel großer Leidenschaften. Wenn sich unter der Menge, welche kleinen Gegenständen nachjagt, Jemand findet, welcher große Dinge liebt, so wird ihn seine Einsamkeit kühn machen in seinen Planen, original in der Ausführung derselben, sonderbar in den gewöhnlichen Handlungen des Lebens. Alle große Männer wird er lieben, in der Meinung, sie würden seine Bemühung gebilligt haben; er wird stolz werden auf ihren Ruhm, denn in ihnen erkennt er seine wahrhaften Altvordere. Aber während seiner Bewunderung für alle Gattungen von Größe, ungewiß über die Wahl edler Unternehmungen, wird er zu gleicher Zeit weinen vor der Statue des Cicero, auf dem Grabe Gustav-Adolphs und beym Lesen des Tacitus, er wird mit Winkelmann die Künste lieben, die Leyer des Horatius rühren wollen, und niederfallen vor dem Genie des Montesquieu.

Anfangs wird er unglücklich seyn; wenn aber Natur und Erfolg ihn gegen die Urtheile des Volks gestählt haben, wird er ausrufen: „Mögen sie doch reden, sie werden sterben und ich „nicht.“ Wenn die Befehle der Menschen die Stimme der Natur in seinem Gemüthe hätten unterdrücken wollen, so würde er sich desto höher erheben; denn da er eingeschränkt auf sich selber war, wird er gelernt haben, sich fühlen. Aber beklagen würde ich ihn und die Gesellschaft, wenn er in eine Laufbahn treten müßte, wo man sich herrschenden Begriffen unterwerfen sollte. Auf gewöhnlichen Wegen wird er alle Zeit straucheln; wo man Demuth fodern würde von ihm, den die Begierde eines unsterblichen Namens beseelt; Selbstverläugnung, indeß er nach Lorbeern trachtet und nach dem Zujauchzen der Welt; Unterwerfung vielmehr als Großmuth, mehr Eingezogenheit als Thätigkeit; endlich wo man den heiligen Hieronymus den Discursen über Titus Livius vorziehen sollte und den Cardinal Baronius dem Cardinal von Retz. Wenn die Natur wieder in ihre Rechte eintreten wollte, so müßte sie ihm einen Mann zusenden, Freund des Grossen, des Guten, des Schönen, wie er, scharfsichtig genug, um durch den Schleyer zu dringen, der Geschenke des Himmels verbirgt; mit einem so aufgeklärten Verstande, mit so vielfältigen Kenntnissen, mit einer so schönen Ein-

bildung, mit einer so liebenswürdigen Empfindlichkeit und mit so einnehmenden Grazien, daß er auf einmal Hochachtung, Zutrauen und Freundschaft verdienen möchte. Ein solcher Mann würde durch seinen Geist und durch die Gewalt der Freundschaft das böse Werk des Zufalls zerstören. Jener, unterdrückt durch die Umstände, würde sich erheben auf den Ruf seines Freundes. Die, welche Ruhm durch die Tugend suchen, lieben die Freyheit ungemein: aber tugendhaften Männern, die mit Genie begabt sind, widerstehen sie nie; sie sind geborne Sklaven der Freundschaft. Jener Befreyer, zugleich da er für das allgemeine Beste arbeitet, wird einen Schatz erworben haben, den Gold und Würden nicht geben, über den Menschen und Zeiten keine Macht haben: einen Freund. Die, welche sich auszeichnen wollen, unerschrocken, immer voll Hofnung, geneigt zur Freudigkeit, weil sie eine Menge Hülfsmittel kennen, vergessen ihre Unfälle bald. In Kurzem sieht man ihren Geist seine Thätigkeit wieder annehmen und ihre Seele entflammt vom vormaligen Feuer; so sieht man in Großgriechenland Tempel und Städte, bedeckt mit der Asche der Volkanen, wieder dargestellt in der antiken Schönheit."

XIV.

Französische Litteratur.

Almanach des Muses pour l'an IX. de la République française. A Paris, chez Louis, libraire, rue Saint-Severin. No. 110. Zwanzig Jahre lang wurde diese Sammlung von Sautreau besorgt, dessen Geschmack man schätzte. Bey dem damals so großen Zufluß von Poésies fugitives, woran die Voltaire, Piron, Voisenon, Imbert, Dorat, Colardeau u. s. w. so reich waren, konnte den Herausgeber höchstens die Wahl in Verlegenheit setzen. Doch die Musen, sagt das Journal de Paris, sind in Frankreich nie Wittwen; neue Liebhaber trösten sie bald wegen des erlittenen Verlustes. So sind in der Gattung der leichtern Poesien an die Stelle der Bernis, der Colardeau, der Dorat, die Boufflers, die Parny, die Segur getreten. Gegenwärtig ist der Dichter Vigée Herausgeber des Almanach des Muses. Außer vielen kleinen Sachen, als Erzählungen, Elegien, Episteln, Epigrammen ꝛc. findet man

dießmal mehrere Fragmente von didaktischen Gedichten, eine Gattung, die in Frankreich in den neuesten Zeiten vorzüglich bearbeitet wird. So findet sich hier eine Beschreibung von Holland aus einem Gedicht sur la navigation vom Bürger Esmenard, und die Episode eines didaktischen Versuchs, betitelt le Potager vom B. Lalanne. Eine Hauptzierde dieses Taschenbuchs sind zwey Fragmente aus Delille's Gedicht sur l'imagination, den die Franzosen jetzt den König der beschreibenden Poesie nennen. Folgende schöne Anrede an die Schönheit wird auch unsern Lesern nicht unwillkommen seyn:

Toi, que l'antiquité fit éclore des ondes,
Qui descendis du ciel, et règnes sur les mondes;
Toi, qu'après la bonté, l'homme chérit le mieux;
Toi, qui nâquis un jour du sourire des dieux,
Beauté, je te salue . . . .
Dans le monde animé, qui ne sent tes faveurs!
L'insecte dans la fange est fière de ses couleurs.
Ta main du paon superbe étoila le plumage;
D'un souffle tu créas le papillon volage:
Toi même, au tigre horrible, au lion indompté,
Donnas leur menaçante et sombre majesté.
Tu départis au cerf la souplesse et la grâce;

Tu te plus à parer ce coursier plein d'audace,
Qui relevant sa tête, et cadençant ses pas,
Vole et cherche les prés, l'amour et les combats.
A l'aigle, au moucheron, tu donnas leur parure;
Mais tu traitas en roi, le roi de la nature.
L'homme seul eut de toi ce front majestueux,
Ce regard tendre et fier, noble, voluptueux,
Du sourire et des pleurs l'intéressant langage,
Et sa compagne enfin fut ton plus bel ouvrage.
Pour elle tu choisis les trésors les plus doux,
Cette aimable pudeur qui les embellit tous,
Tout ce qui porte au coeur, l'attendrit et l'enflamme,
Et les grâces du corps, et la douceur de l'ame.
L'homme seul contemploit ces globes radieux:
Sa compagne parut; elle éclipsa les cieux;
Toi-même l'applaudis en la voyant éclore;
Dans le reste on t'admire, et dans elle on t'adore.

Wir erwähnten vorher des zunehmenden Geschmacks an Lehrgedichten bey den Franzosen. Als ein neuer Beweis davon kann folgendes Fragment eines größern Gedichts sur l'Etude dienen, das den Bürger Coriolis zum Verfasser hat, der in der That nicht ge-

meine Erwartungen erregt. Er las es vor in der öffentlichen Sitzung des Lycée zu Paris d. 17. Fructidor, und ließ es darauf im Journ. de Paris (VIIIe. Année, No. 361.) abdrucken, woraus wir es mittheilen, da es der Mittheilung Würdig ist. Schon der einzige Vers: Et le lit de Cromwel le punit de son trône, verräth nicht gemeine Anlagen.

Qui n'a pas ressenti ces dégoûts passagers,
Quand, mal avec nous-même, au plaisir étrangers,
De la scène du monde écartant la magie,
D'un oeil désenchanté nous régardons la vie!
Alors dans le néant nous désirons rentrer,
Nous pleurons ce berceau qui nous a vu pleurer,
Nous rappelons ces jours de joie et d'innocence,
Où d'un oeil abusé dévorant l'existence,
Avide de folie, ennuyé de raison,
Pareil au nautonnier trompé par l'horison
Le jeune homme s'embarque en riant des naufrages:
Il ne voit que des ports et ne voit point d'orages.
Tout l'enchante, tout rit à ses jeunes souhaits;
Au milieu de la guerre il respire la paix;
Enivré des effets il ignore les causes.
Bientôt épouvanté par des métamorphoses,
Il connoîtra ces coeurs cachés sous tant d'attraits,

Ces

Ces ſépulcres vivans où dorment les forfaits,
Et le malheur enfin, précepteur de ſes pères,
Trace d'un doigt d'airain ſes exemples ſévères.
Eh bien! ce ſouvenir de nos jours échappés,
Et ces illuſions qui nous avoient trompés,
Ces maux où nous façonne une triſte habitude,
Ces ſont des diamans que polira l'Etude.
Riche de ſouvenirs elle charme l'ennui:
A mes maux d'autrefois je me plais aujourd'hui.
C'eſt peu de retracer les miſères communes,
L'étude nous apprend les hautes infortunes.
D'un ſombre ambitieux je calcule l'eſpoir:
Il eſt près de ſaiſir..... il ſaiſit le pouvoir;
Le pouvoir!... Imprudent! la terreur l'environne,
Et le lit de Cromwell le punit de ſon trône.
Le ſpèctre de Céſar aſſiégoit ſon ſommeil,
Jamais de Marc-Aurèle il n'eut le doux réveil.
Noble amant de l'étude, ô divin Marc-Aurèle!
Que j'aime à retracer ta ſageſſe immortelle!
Grand parmi les héros, dans les camps, dans ſa cour,
Du Parthe la terreur, de ſon peuple l'amour,
Il règne, écrit, combat, renverſe des murailles,
Et gagne ſans efforts les coeurs et les batailles.
O vous! qui de l'étude inſultez les attraits!
Qui d'un oeil dédaigneux regardez ſes bienfaits,
Superbes ignorans! liſez vous ces maximes

D'un sage courronné, délassemens sublimes?
Si le bandeau royal étonne vos esprits,
Daignez d'un empereur lire au moins les écrits.
Du chante de Nisus la muse vous ennuie,
Mais pleurez donc aux vers où pleuroit Octavie,
Quand elle rétrouvoit, errant dans les enfers,
Ce fils qu'avoit à peine entrevu l'univers,
Et quand Virgile, ému par son propre génie,
De son vers étonné suspendoit l'harmonie.
Du neveu de César, osez prendre les goûts.
Virgile l'enchantoit; le dédaignerez vous?
Mais vos lèvres déja m'annoncent l'ironie...
Non, jamais votre esprit n'entendra le génie.

Den letzten Vers möchte mancher auf das erwachende Studium unsrer classischen Dichter in Frankreich anwenden.

De l'Education des Filles, par M. de Fénélon, archevêque de Cambray; nouv. édition augmentée d'une Lettre du même à une dame sur l'éducation de sa fille unique, et d'un discours préliminaire sur quelques-uns des changemens introduits dans l'éducation, par S. J. B. V. à Paris, chez Mme. Lamy, libraire. Der kurz vorher erwähnte geistreiche Coriolis sagte nach der Lectüre dieses Werks zu einem Bekannten: Je suis entré dans une chapelle desservie par l'archevêque

de Cambry, et j'ai eu le plaisir, en entrant, de recevoir l'eau bénite de la main du Cen. B. V. — Der neue Discours wird sehr gerühmt. Von Fénélon selber aber sagt C. mit vollem Rechte: Man wird sich immer jener Worte des Raymond von Montecuculi über seinen unsterblichen Rival erinnern: „Dieser Mensch machte dem Menschen Ehre." (Cet homme faisoit l'honneur à l'homme.) Wenn dieß berühmte Urtheil einem andern zukommen kann, wie es dem Turenne zukommt, so ist ohne Widerspruch der Erzbischof von Cambray dieser Andere. In allen Epochen seines öffentlichen oder Privatlebens, bloßer Geistlicher oder Lehrer des Enkels von Ludwig XIV.; in allen seinen Schriften, seit der eben erwähnten (dem Werke einer reifern Jugend als das männliche Alter der meisten) zeigte sich der durch sein Genie große Mann nie getrennt von dem durch seine Tugenden großen Manne. Auch erhielten die Werke Fenelon's eine doppelte Autorität, die des Talents, welches geschaffen, und der Tugend, die begeistert hat.

Contes, Fables, Chansons et Vers de L. P. Ségur l'aîné, Ex-Ambassadeur, membre du Corps législatif. Paris, Buisson. 1801. 8. 258 S. Eine Sammlung von Gedichten, die sich weniger durch Neuheit der Gedanken,

Kühnheit und Kraft, als durch geschmackvolle Zierlichkeit und Naivetät empfehlen. Die Fabeln sind, dem Geschmacke neuerer Fabulisten gemäß, mehr Epigrammen als eigentliche Fabeln; auch die Erzählungen haben größtentheils diesen Charakter. Ueberall weniger Poesie als Witz, weniger Genie als Talent; aber ein angenehmes, einschmeichelndes Talent, das gewiß den Beyfall der meisten Leser erhalten wird. Zur Probe seiner Manier mag folgende Stelle aus einem Gedichte auf einen Garten dienen:

J'habite dans des lieux tout pleins de ta présence,
Où tout de tes attraits rapelle la puissance.
'A chaque pas un arbre, une plante, une fleur,
Porte un doux souvenir dans le fond de mon coeur.
Là, je crois de tes pas revoir la trace empreinte.
Dans le cristal des eaux ici je te vois peinte.
Ce sentier sinueux, en égarant mes pas,
Fait espèrer l'objet que je ne trouve pas.
En voyant ce rosier qui porte ton image,
Pour ton ombre souvent mon oeil prend son ombrage.
D'un jeune tourtereau, si la voix m' attendrit,
Je la prends pour ta voix; mon coeur vole et la suit.
L' echo que je fatique, à force de m'entendre,

Répète enfin ton nom d'un ton plaintif et tendre.
Au lever de soleil, j'invite les zéphirs
'A porter jusqu' à toi le bruit de mes soupirs.
Je veux que la raison, qui frappe ma paupière,
Te porte le doux feu qui m'échauffe et m'éclaire.
Je charge enfin pour toi, dans mes longues douleurs,
L'oiseau de mes accens, le ruisseau de mes pleurs.

Fables nouvelles en vers; divisées en six livres, suivies de quelques poësies: par Madame A. Joliveau. Paris. an IX. 252 S. 12. Die Verfasserinn besitzt das Talent gut zu erzählen in keinem gemeinen Grade. Ihre Fabeln sind mit Geist erfunden. Die Moral ist oft neu; und die Erzählung wird häufig durch muntere, scherzhafte Züge gehoben. Folgende Fabeln werden dieses Urtheil bestätigen:

Les deux Poulettes et la Poule.

Deux Poulettes, un jour, côte-à côte couvaient.
L'une était sur les oeufs, l'autre avait sous les aîles
Ses poussins, nouveaux nés; les coqs alors chantaient,
Faisant au dehors sentinelle,
Ou déterrant quelques vers pour nos belles.
Nos poulettes, dit-on, jasaient;

C'eſt bien ſouvent leur principal affaire;
Médiſaient-elles du prochain?
Oui, mais du ſexe masculin,
Ce qui n'eſt pas leur ordinaire.
Que nos maris paſſent de doux inſtans!
S'écriait l'une des commères:
'A chanter ils paſſent leurs temps,
Tandis que nous, actives ménagères,
'Nous leur élevons des enfans.
Qu'ils viennent partager tout le poids du ménage,
Voyons, d'eux ou de nous, enfin qui, par la voix
Charmera mieux l'echo des bois.
L'autre applaudit; à fuir chacune s'encourage,
On laiſſe donc la couvée aux abois,
Et l'on quitte les oeufs. On court vite au bocage;
Là de chanter et de coqueter,
Non, ſans être bientôt des oiſeaux la riſée.
Leur voix faible, ſouvent caſſée,
Les fit partout perſécuter,
Et par leurs fiers ſultans vivement becqueter.
Une poule mieux élevéé,
Qui chantoit, mais ſurtout ſoignait ſa couvée,
En a pitié, les ramène à leurs nids.
Combien alors leur douleur fut amère!
L'une voyait ſes chers oeufs réfroidis,
L'autre, la mort de ſes petits.
Avant tout rempliſſons les devoirs d'une mère.

L' Envieux.

Un homme avait dans ſon jardin
Un arbre qui portait des pommes
De couleur d'or; et ſon voiſin

Fort jaloux, et l'un de ces hommes
Maigres, comme l'on dit, de l'embonpoint d'autrui
Furtivement se glisse une fois chez lui,
Et coupe d'une main subtile
De l'arbre les épais rameaux.
L'an d'après, il fut plus fertile,
Ses fruits plus nombreux et plus gros.
Souffrons que l'envieux attaque nos défauts;
Loin de nous nuire, il peut nous devenir utile.

Unter den Gedichten, welche den Fabeln angehängt sind, zeichnet sich vornemlich eine Nachahmung der Geßnerischen Idylle Menalkas und Alexis aus.

Noch eine andre Sammlung von Fabeln und Erzählungen

Fables de Jean François Haumont, capitaine invalide. Paris. 270 S. 8. ist nicht ohne Verdienste. Der Ausdruck ist vielleicht hin und wieder ein wenig vernachläßigt, aber dieser Fehler wird durch den leichten, muntern und natürlichen Ton der Erzählung aufgewogen. Wir setzen zwey der kürzern Erzählungen zur Probe hierher:

Les deux Carpes.

Jadis une carpe très-belle
Se prit à l'appât d'un pêcheur;
Cependant, par un grand bonheur,
Prète d' entrer dans la nacelle,

Elle glisse, elle échappe aux mains de son
vainqueur,
Se sauve au fond de la rivière,
Promettant bien de finir sa carrière,
Sans toucher à l'appât trompeur
Qui pensa faire son malheur.
Un jour qu'elle contait sa funeste aventure
'A sa plus jeune soeur, en montrant la blessure
Qu'elle reçut près du menton
Du traître et fidèle hameçon:
Cette soeur répondit: vous plaisantez ma
chère!
Vous, suspendue en l'air par le menton?
Ce conte est de votre façon;
La chose est impossible et n'est qu'une chimère.
— Commé il vous plaira, mon enfant:
Si le cruel m'offre encore son présent,
Je me garderai bien d'y tâter davantage..
Mais que vois-je? tenez, je gage
Que c'est toujours ce mets qui me parut
si bon,
Que le mèchant m'offrait au bout de son
bâton;
En effet, le pêcheur avait jetté la ligne.
Que ce morceau paraît charmant,
Dit la cadette! assurèment
De notre mère il ferait digne:
— Gardez-vous d'y toucher, ma soeur;
— Pourquoi donc? moi je n'ai pas peur;
Non, ma soeur, vous avez beau dire,
Je ne crois pas du tout votre conte pour
rire;
Je ne manquerai pas le regal excellent

Que le hazard m'offre dans ce moment.
Puis, n'écoutant plus rien, cette jeune obstinée
S'élance, est prise, meurt, subit sa destinée.
Abusant de sa liberté,
La trop sémillante jeunesse,
Croit toujours voir l'austerité,
Dans les conseils de la sagesse.

La Brodeuse et la Fileuse.

'A la Fileuse, un jour, la Brodeuse disait
Avec ce ton moqueur que l'orgueil inspirait:
Quoi! vous filez, chère compagne,
'A la bergère au plus, et soit dit entre nous,
Il est ignoble: une fileuse
Ne peut se comparer jamais à la brodeuse.
Broderie appartient à la condition.
'A l'aiguille, au tambour, l'or et l'argent tout brille,
Et le crayon, dans votre main gentille,
Tracerait sur un beau patron
Le plus joli dessin pour une colerette;
Des falbalas, une manchette:
Voyez le travail que j'ai fait:
N'est-il pas vrai qu'il est parfait?
Et que broder enfin pour une demoiselle
Est tout ce qui convient? Oui, je vous crois, ma belle,
Répondit la Fileuse, autrement j'aurais tort;
Votre discours frappe d'abord;
Mais sans projet de contredire,
Vous me permettrez de vous dire
Que votre broderie, avec tout son brillant,
Ne saurait très certainement

Se comparer à l'ouvrage solide
Que je tourne avec mon fuseau.
Loin de nous ce luxe perfide!
Mon fil de lin n'est il pas assez beau?
Je le préfère à l'ouvrage futile,
'A tout le clinquant de votre or:
Sachez que le plus grand trésor
Est le travail le plus utile.

Oeuvres choisies de Clement Marot. à Paris. chez Didot. l'aîné. Der Herausg. dieser geschmackvollen Sammlung ist Vincent Campenon, welcher den Auftrag hierzu von dem Minister des Innern erhalten hatte. Das Geistreichste und Beste, was die Sammlung der Gedichte Marot's darbietet, ist mit Sorgfalt gewählt, und dieser Auswahl eine kurze Geschichte der französischen Sprache, vorzüglich mit Rücksicht auf die Verdienste Marots um dieselbe, zugesellt, welche einen gründlichen Kenner und geübten Schriftsteller verräth. Er betrachtet die franz. Sprache in ihrem Ursprunge, wo sie ein Gemisch der celtischen, der fränkischen und der verstümmelten lateinischen war. Im neunten und zehnten Jahrhundert gewann die lingua romanza die Oberhand und in dem südlichen Frankreich, welches den Einfluß der nordischen Sieger weniger empfunden hatte, entstanden Troubadours und Fabliaux, welche der Norden nachahmte. Es wäre wohlthätig für die Litteratur Frankreichs gewesen, wenn

die Sprache des Süden die herrschende geworden wäre; aber der Hof der Könige bewohnte Paris, und so siegte der rauhe Dialekt der Pikardie über die Sprache der Troubadours. Dieses Ereigniß und die eigenthümlichen Mängel der franz. Sprache sind, dem Vf. zu folge, die Hauptursachen ihres langsamen Fortschreitens gewesen. Die besten Köpfe verschwendeten eine unglaubliche Zeit, um diese Hindernisse zu bekämpfen, und während Italien seine größten Dichter hervorbrachte, schrieb man in Frankreich einen fast unverständlichen Jargon. Während man dort die ausgeartete lateinische Sprache zu einem geschmeidigen biegsamen und geschickten Werkzeuge für Poesie und Prosa ausgebildet hatte, wurde sie in Frankreich durch harte Zusammenziehungen und Abkürzungen aller Art immer unbiegsamer und unharmonischer gemacht. Eben so fein als gründlich ist hier folgende Bemerkung des Verfassers, die auf die obige gegründet ist: Avec ces affreuses et immuables terminaisons il fallait rénoncer à l'inversion latine ou italienne ainsi qu'aux mots composés, aux augmentatifs ou diminutifs, aux variétés finales des langues flexibles et harmonieuses. En effet, comment avec l'inversion pourrait on rétenir une phrase un peu longue, quand le son des mots tombe et s'oublie à mesure qu'on les prononce? Et quels sons! Si l'on pense que les dernières

consonnes accumulées se faisaient toujours sentir! Il n'y avait que l'ordre le plus clair et le plus régulier qui pût rendre usuels tant de mots enchaînés par des liens de fer: sans cet ordre nous n'aurions pas de périodes françaises et même encore notre langue les recherche rarement. Aussi, dès qu'on eût bien reconnu, que l'ordre direct était indispensable, le génie de notre langue fut déviné. Tout ce qui s'y conforma commença de plaire; tout ce qui s'en éloigna fut rejeté. Que d'essais pour en venir là! Le latin, qui était la langue mère, presentait toujours à nos auteurs sa marche perfide, mais l'oreille, organe si dédaigneux, cherchant à se satisfaire et ne le pouvant jamais, chaque écrivain prénait sur lui d'inventer de nouvelles constructions. Der Verf. erkennt hierauf Clement Marot das Verdienst zu, die Sprache aus ihrer Kindheit gehoben zu haben, indem er der Nachahmung jeder andern Sprache entsagte und dem Genie der seinigen folgte; indem er die Verbindung harter Endungen vermied und die angenehmsten Reime, die fließendesten Phrasen, die der Feder seiner Vorgänger entschlüpft waren, sammelte und aufnahm. Nichts bewieß so sehr, daß er den rechten Weg gefunden hatte, als die Ausschweifungen, in welche Ronsard kurze Zeit nach ihm verfiel, indem er seiner Sprache einen fremdartigen

Charakter aufdringen wollte. Kurze Zeit nach Marot, that Amyot und Montaigne für die Prose, was Marot für die Poesie gethan hatte. Auf seinen Weg kehrte Malherbe zurück, welcher von neuem das Genie der franz. Sprache in der Klarheit suchte, die Gesetze der Versification befestigte, und dem franz. Vers regelmäßigere und prächtigere Cadenzen gab.

Le Bonheur rural, ou Tableau de la vie champêtre. Poëme en douze livres, et en prose par Joseph Rosny. à Paris. an. X. Der Titel dieses Buches täuscht auf eine doppelte Weise; es ist weder ein Gemälde, noch ein Gedicht; denn wenn man auch einem Poeten den Vers erlassen könnte, so kann man ihm doch Geist und Einbildungskraft nicht erlassen. In den Beschreibungen des Vfs., der hier die ländlichen Freuden nach der Folge der Monate schildert, ist weder das eine noch das andre sichtbar.

An Kunstliebhaber.

Das jüngste Gericht, von Michel Angelo im Vatikan zu Rom gemalt und von C. M. Metz gezeichnet und gestochen.

Es giebt eine solche Anzahl Stiche von diesem wichtigen Gemälde, daß es fast überflüßig scheinen könnte, einen neuen zu veranstalten. Indeß sind die ältern Stiche, welche von Liebhabern geschätzt werden, in guten Abdrücken theils sehr selten geworden, theils sind sie, den von Mantuano ausgenommen, in einer dem Original zu wenig angemessenen Größe, daß sie fast nur die Zusammensetzung darstellen.

Herr Metz aus London, welcher sich jetzt in Rom aufhält, hat daher dieses berühmte Gemälde noch einmal gezeichnet, und ist gesonnen es in eilf großen Blättern auf Subscription herauszugeben. Die Manier, in welcher er den Stich bearbeitet, ist die Zeichnungsmanier mit schwarzer Kreide, welche sich am besten für ein so ernsthaftes Werk schickt, dessen Hauptwerth Zeichnung und Styl ist. Kein Stecher, als der zugleich ein sehr geschickter Zeichner ist, konnte mit glücklichem Erfolg ein solches Werk unternehmen. Die Verdienste des Herrn Metz in diesem Theile der Kunst sind von Kennern anerkannt und für den Er-

folg spricht ein Aetzdruck von der ersten Platte, den wir zur Ansicht für Liebhaber bey uns haben. Wir zweifeln nicht, daß allen Kunstliebhabern diese Nachricht willkommen seyn werde, theils, weil das Original sich immer mehr seinem Untergange nähert, theils, weil man von diesem klassischen Gemälde noch keinen Stich hat, der Liebhabern nur einigen Begriff von dem hohen Werthe desselben geben könnte, und dieses hoffen wir, wird durch diese neue Ausgabe erreicht werden und Michel Angelo wird von neuem die Zöglinge und Liebhaber der Kunst inspiriren.

Auf diesen wichtigen Stich nehmen wir für Sachsen und ganz Deutschland Subscription an. Der Preiß des ersten Blattes, wovon wir einen Aetzdruck haben und welches in einigen Monaten abgeliefert wird, ist 2 Guine'en, davon eine Hälfte bey der Subscription, die andere bey der Ablieferung bezahlt wird. Der Preiß der übrigen wird sich nach ihrer Größe richten; das Ganze aber nicht über 12 Guineen kosten und in zwey Jahren völlig beendigt seyn. Für Liebhaber, welche gleich auf das Ganze subscribiren wollen, ist der Preiß 10 Guineen, davon die eine Hälfte bey der Subscription, die andere Hälfte bey Ablieferung des letzten Blattes bezahlt wird.

Leipzig, d. 16. Aug. 1802.

Rostische Kunsthandlung.

Nachricht.

Zu einer Lesemaschine für den Privatgebrauch, die auf jeden Tisch gesetzt und wieder weggenommen werden kann, haben wir sowohl deutsche, als lateinische und französische Buchstaben auf acht Foliobogen drucken lassen, worauf sich 960 Buchstaben, Ziffern und Zeichen befinden, und verkaufen solche unaufgezogen für 16 gr., oder auch einzeln die deutschen für 8 gr., und die französischen für 8 gr.; Die Maschine selbst aber für 1 thlr. 12 gr. Aufgezogen, in saubern und verschloßnen Schränkchen, jedes von 108 Fächern, kosten diese Buchstaben 10thlr.; einzeln das Schränkchen mit den deutschen Buchstaben 5 thlr. und das Schränkchen mit den französischen Buchstaben 5 thlr. Wenn Buchstaben oder Ziffern verloren gehen, so kann man solche zu jeder Zeit wieder erhalten; nämlich 24 Stück, (welche Buchstaben, Ziffern oder Zeichen man verlangt,) immer für 6 gr., 50 Stück für 12 gr. 100 Stück für 1 thlr. u. s. w. — Der Nutzen, Kindern auf diese Weise nicht nur die Kenntniß der Buchstaben beyzubringen, sondern ihnen auch das Lesen, die Rechtschreibung und das Denken zu erleichtern, ist bekannt: auch kann man leicht Kinder, sobald sie nur erst selbst Wörter ansetzen können, gewöhnen, die Buchstaben wieder in die gehörigen Fächer zu bringen; und dieses Spiel, Worte anzusetzen und wieder aus einander zu nehmen, macht ihnen eben so vieles Vergnügen, als es ihnen nützlich ist. Die Schränkchen für die Buchstaben, so wie die Maschine für das Ansetzen der Worte, sind so eingerichtet, daß man sie selbst bey Spazierfarthen, oder auf einer Reise, ohne alle Unbequemlichkeit mitnehmen kann. Man kann auch die aufgezogenen Buchstaben in einer Schachtel verwahren: nur macht dann das Heraussuchen und Ordnen derselben ungleich mehr Mühe; freylich ihre Anschaffung aber auch weniger Kosten.

Dykische Buchhandlung

in Leipzig.

Neueste Verlagsbücher
der
Dykischen Buchhandlung.

Anthologia graeca, ſive Poetarum graecorum Luſus; ex recenſione Brunckii, Indices et Commentarium adjecit Fr. Jacobs. Tom. XI. Commentarius Vol. 6. 8vo maj.

Auch für die Beſitzer der Brunckiſchen Analekten, unter dem Titel:

Fr. Jacobs Animadverſiones in Epigrammata Anthologiae graecae, ſecundum ordinem Analectorum Brunckii. Vol. III. par. 1. 8vo maj.

auf Schrpp.	2 Thlr. 8 gr.
auf Druckp.	1 Thlr. 20 gr.

Die neue, von Hrn. Prof. Jakobs zu Gotha beſorgte Ausgabe der Anthologia graeca begreift 4 Bände, und dieſe koſten auf Schreibpp. 4 Thlr. 16 gr. auf Druckp. 3 Thlr. 8 gr. Der 5te Band enthält die Indices, und koſtet auf Schreibpapier 2 Thlr. 8 gr. auf Druckpp. 1 Thlr. 16 gr. Die fünf vorher erſchienenen Bände des Commentars koſten auf Schreibpp. 12 Thlr. 8 gr. Druckpp. 9 Thlr. 4 gr.

Charaktere der vornehmsten Dichter aller Nationen, als Nachträge zu Sulzers allgemeinen Theorie der schönen Künste; herausgegeben von den Verfassern der Neuen Bibliothek der schönen Wissenschaften und der freyen Künste. 6ten Bandes 2tes St. gr. 8. 16 gr.
Das erste Stück des 7ten Bandes ist unter der Presse.

Garve, (Christ.) Abhandlungen aus der Neuen Bibliothek der schönen Wissenschaften und der freyen Künste. Zweyte, mit sieben Aufsätzen vermehrte Ausgabe, in 2 Bänden. 8. 2 Thlr.

Hevelke, (Heinr.) Neue Unterhaltungen für Deutschlands Jugend. 3s Bändchen: eine Reise durch den Harz und Bemerkungen auf einer Reise von Dresden nach Leipzig. 8. 1 Thlr.
Die beiden ersten Theile, die zur Michaelmesse 1801 erschienen, kosten 1 Thlr. 12 gr. Der erste Theil enthält eine Reise von Berlin nach Vorpommern und der Insel Rügen, der zweyte eine Beschreibung der Salzmannischen Schulanstalt zu Schnepfenthal. Der 4te Theil ist unter der Presse.

Hungar, (Karl Ferdinand) der Sohn der Natur; oder Briefe über Eudämonismus und menschliche Glückseligkeit, in Beziehung auf das kritische Moralsystem. 1ster Band. 8. 1 Thlr. 8 gr.
Der 2te Band erscheint Ostern 1803.

Langbein, (August Friedrich Ernst) Gedichte 2r Theil. Mit Kupfern 1 Thlr. 12 gr.
Ohne Kupfer 20 gr.

Liederverse zur christlichen Religions- und Tugendlehre; für Kinder zum Auswendiglernen. Nebst einigen Schulgesängen und einem Glaubensbekenntnisse für Kinder in Bürgerschulen. 8 Bogen. 8. 6 gr.

Spruchbuch. In Verbindung mit den Liederversen zur christlichen Religions- und Tugendlehre in Schulen zu gebrauchen. 6 Bogen. 8. 4 gr.

Manso, (J. C. F.) Sparta; ein Versuch zur Aufklärung der Geschichte und Verfassung dieses Staates. 2r Band. gr. 8.
auf Schreibp. 2 Thlr. 8 gr.
auf Druckp. 1 Thlr. 20 gr.
Der erste Theil auf Schrpp. 3 Thlr. 8 gr.
auf Druckpp. 2 Thlr 12 gr.

Sammlung auserlesener Abhandlungen zum Gebrauche für praktische Aerzte. 20ten Bandes 1stes und 2tes Stück. gr. 8. (Wird fortgesetzt.) 18 gr.

In Commission:

Morgenstern, (Caroli) de Satirae atque Epistolae Horatianae discrimine. 4. 20 gr.

In der Michaelmesse 1801 waren neu:

Allwin und Theodor, ein Lesebuch für Kinder. (Von Hrn. Prof. Jakobs in Gotha.) 8. 14 gr.

Die Reise auf den Brocken, eine Geschichte am Ende des philosophischen Jahrhunderts. 3 Theile. 8. 2 Thlr.

Rose, (Joh. Wilh.) Versuche in verschiedenen Dichtungsarten. 8. 1 Thlr. 8 gr.

Daraus besonders abgedruckt:

Carlos und Elisabeth; ein Trauerspiel in fünf Aufzügen. 8. 10 gr.

Der Verf. war ein vertrauter Freund von Uz, der ihn bey der Herausgabe des Anspachschen Gesang-

buchs mit Rath und That unterstützte. Er erlebte nicht die Herausgabe dieser Gedichte, die seiner zahlreichen Familie zu einiger Unterstützung gedient hat und noch dienen kann.

Unter der Presse:

Delius, die Hildesheimische Stiftsfehde des Jahres 1519. gr. 8.

Pflaum, (Ludwig) Prediger zu Anspach: die Religion Jesu, im katechetischen Unterrichte vorgetragen. Zweyte verbesserte Ausgabe. 8.

Sue, (P.) Geschichte des Galvanismus und aller bis jetzt über diesen Gegenstand gemachten Beobachtungen. Aus dem Französischen übersetzt und mit Anmerkungen begleitet von D. J. C. A. **Clarus**. 2 Bände. gr. 8.

Der erste Band dieses äußerst interessanten Werks hat bereits die Presse verlasseu, und der zweyte erscheint zur Neujahrmesse 1803.

Inhalt.

Erstes Stück.

Zweytes Stück.

Digitized by Google



PRINCETON UNIVERSITY LIBRARY

This book is due on the latest date stamped below. Please return or renew by this date.

CARREL USE
XXXXXXXXXXXX
MAR 21 1983

Forrestal
ANNEX
1986



Digitized by Google



PRINCETON UNIVERSITY LIBRARY

This book is due on the latest date stamped below. Please return or renew by this date.

CARREL USE

MAR 21 1983

Forrestal ANNEX 1986



Digitized by Google



PRINCETON UNIVERSITY LIBRAR

This book is due on the latest dat
stamped below. Please return or ren
by this date.

CARREL USE

MAR 21 1983

Forrestal
ANNEX
1986
Digitized by Google

Forrestal
ANNEX
1986

Digitized by Google

Digitized by Google